



Armin Böttger

Im Panzer – Ich kam durch

Stationen und Impressionen des Lebensweges
eines Panzersoldaten der deutschen Wehrmacht



FLECHSIG

In seinem Buch schildert Armin Böttger, wie er als namensloser Soldat nach manchen Umwegen quer durch Europa in vielen Schlachten und Gefechten an der zurückweichenden Ostfront als Funker in einem Panzer das Kriegsgeschehen miterlebte und schließlich trotz einer schweren Verwundung überlebte.

Armin Böttger

Im Panzer – Ich kam durch

Dabei fotografierte er immer wieder, teils unter schwersten Bedingungen. Diese Bilder – zum Teil bereits Farbfotografien! – und das Erlebnis des Einzelnen werden dank der authentischen Wiedergabe zu einem zeitgeschichtlichen Beitrag von frappierender Relevanz. Diese Ausgabe wurde nochmals um zahlreiche einzigartige Fotos des Autors ergänzt.

ISBN-13: 978-3-88189-590-3
ISBN-10: 3-88189-590-6



FLECHSIG

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Umschlag wurden auf chlorfrei
gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie – zum Schutz vor Verschmutzung –
ist aus recyclingfähigem PE-Material.

Alle Rechte vorbehalten

© 2006 Verlagshaus Würzburg GmbH & Co. KG, Würzburg

© Fotos: Willi Kubik, Völpke

Einbandgestaltung: Förster Illustration & Grafik, Würzburg

Textverarbeitung: Fotosatz Richard, Kitzingen

Druck- und Verarbeitung: Offizin Andersen Nexö, Leipzig

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-88189-590-3

ISBN-10: 3-88189-590-3

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Zu diesem Buch	9
Arbeitsdienst	12
Doppelte Rekrutenzeit	16
Bei einem Transportunternehmen	26
Zum Tode verurteilt	40
Zur 24. Panzerdivision nach Frankreich	42
Soldaten 2. Klasse?	56
Zwischenspiel in Oberitalien	64
Verladen nach Russland	87
Einsatz in der Südukraine. Abwehrschlacht am Dnjepr	91
Besuch bei einer SS-Einheit	108
In der Etappe Kirowograd	110
«Das Schwein» in Unteroffiziersuniform	112
Abwehrschlacht im Brückenkopf Nikopol	116
Rückzug aus dem Raum Nikopol	128
Mit dem Schadpanzer an der Rollbahn	129
Eine Urlaubsreise	138
Die schwerste Zeit: Angriffskämpfe bei Jassy	147
Ordensverleihung	161
In einem mysteriösen Lager	169
Abgeschossen und verwundet bei den Abwehr- und Angriffskämpfen zwischen San und Weichsel	172
Im Reservelazarett	179
Kurier in Ostpreussen	184
Sonderurlaub in das zerbombte Freiburg mit Rückbesinnung an die Schulzeit	187

Wieder in Ostpreussen	194
Der Marsch aus dem Kessel Ostpreussen	197
Gehorsamsverweigerung und ein kurzes Gastspiel beim Pz.-Korps «Feldherrnhalle» in der Tschechoslowakei	203
Flucht in die amerikanische Gefangenschaft	206
Entlassung – Heimweg mit Angst und Glück	211
Überlebt – was nun? Der Gegensatz zum Leben im Krieg	215
Anhang: 2 Schulaufsätze sowie Feldpostbriefe an die Mutter. Sie machen das Geschehen nachvollziehbar	253
Quellen und Literaturverzeichnis	270

VORWORT

In der Zeit von 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges machte ich zunächst in der Hitlerjugend und später vor allem in der Wehrmacht eine Vielzahl von Fotografien. Diese Fotografien, die teilweise unter erschwerten Bedingungen entstanden sind, spiegeln mit dem zugehörigen Text nicht nur ein persönliches, sondern auch ein für das damalige Deutschland typisches Schicksal eines jungen Menschen wieder, der als Soldat in den Krieg ziehen musste.

Zu diesem Buch lag ein Archiv von über 500 eigenen Schwarz-weiß-Fotos und ca. 50 Farbbildern vor, die mit einer einfachen Retina I von Kodak ohne Belichtungsmesser unter Verwendung von Agfa-Filmmaterial aufgenommen waren. Sie machen das Geschehen nachvollziehbar.

Darüber hinaus dienten ungezählte Briefe an meine Mutter wie ein Tagebuch der exakten Schilderung der Erlebnisse und zeitlichen Einordnung der Fotografien. Diese bisher unveröffentlichten Fotografien schlummerten jahrelang in der Schublade, wie auch die Briefe an meine Mutter. Dann kam die Idee, die Fotos als einen authentischen Bericht zu einem Essay zusammenzufassen und schließlich hat sich das Buch verselbständigt. Mit der Erweiterung ergab sich notwendigerweise ein schonungsloser Rückblick.

Dieses Buch ist in den ersten Auflagen unter dem Titel «Durchkommen war Alles» beziehungsweise «Überstehen war Alles» sowie «Ich kam durch» erschienen.

Die nun vorliegende vierte Auflage schildert nach umfangreichen Erweiterungen ganz nüchtern, ohne jegliche Idealisierung, mit einer unerbittlichen Realistik den Weg eines namenlosen Panzersoldaten, der nichts zu sagen hatte und dessen Soldatenzeit durch Befehle und eine allzeit gegenwärtige Angst geprägt war.

Neben den unterschiedlichsten Stationen im Ersatzheer und an der Front, wobei Zurückhaltung ein entscheidendes Element für das Durchkommen war, fällt auch immer wieder ein Blick auf das tägliche Leben wie es mit mehr als beschei-

denen Wünschen ablief. Von besonderem Interesse dürften die Kapitel über die Erschiessung eines fahnenflüchtigen Panzersoldaten, die Freundschaft mit zwei Unteroffizieren mit jeweils einem jüdischen Grosseltemteil und deren Schicksal, das Sterben von Kameraden auf dem Schlachtfeld, die Flucht aus dem Kessel Ostpreussen und eine Gehorsamsverweigerung für eine glückliche Heimkehr sein.

Die Anzahl der schwarz-weissen und farbigen Abbildungen wurde wieder vermehrt. So ist in weiten Teilen ein neues Buch entstanden.

Armin Böttger

ZU DIESEM BUCH

Vor den vorerst nur mässig interessierten Augen des Zeitzeugen enthüllt sich, als Einstieg gewissermassen, das genormte Schicksal eines Weltkrieg II-Abiturienten, mit Gymnasialabgang für Kriegsfreiwillige. Ebenso lapidar wie präzise berichtet Böttger, was folgt: Erst Arbeitsdienst, dann Rekrutenzeit bei der Infanterie, erstaunlicherweise recht milde. Er aber will zu den Panzern. Und da, bei der elitären 24. Panzerdivision, wird es hart mit der Ausbildung.

Nach manchen Schlenkern quer durch Hitlers Europa beginnt der Ernst des Panzer-Lebens. In vielen Schlachten und Gefechten an der bereits zurückweichenden Ostfront fährt und funkt Böttger, anfangs durchaus kein Held wider Willen, jedoch bis zum Kriegsende nur im Mannschafts- und Unteroffiziersstand, seinen Panzer bis an das Tor zur Hölle. Den Fuss bereits in diesem Tor, kann er gerade noch aussteigen und sich retten.

Böttger hat das Panzersoldaten-Leben und den Panzer selbst mit letzter Genauigkeit beschrieben und mit eigenen Fotos bebildert – so genau, dass Modellbauer das Buch schon als Vorlage benutzt haben.

Der Sinn dieses Berichtes liegt tief und enthüllt sich mit fortschreitender Lektüre. Diejenigen, die das, was ihnen auferlegt wurde, weder bejaht noch sich dagegen bis zum letzten, etwa der Selbstverstümmelung oder gar Desertation, aufgelehnt haben, spüren neben ihren eigenen Leiden immer stärker das Grausame, Unsinnige und schliesslich das Verbrecherische dieses Krieges. Entsprechend steigert sich der Konflikt zwischen der immer mehr sich entleerenden Pflicht und dem Selbsterhaltungstrieb.

Anfangs erstaunlich unpolitisch waren diese Soldaten, verhängnisvollerweise; keineswegs nationalsozialistisch indoktriniert, wie vielfach angenommen, blieb die Wehrmacht politisch fast ohne Orientierung. Was blieb, war die Angst vor Überwachung und Bespitzelung und das wenig wirksame Institut der «NS Führungsoffiziere», die die meisten nie zu Gesicht bekamen.

Doch gab es, sozusagen systemimmanent, die Sucht nach Karriere und Auszeichnungen; die Zahl der Offiziere, die diesem Kult nachrannten, vor allein aber der einfachen Soldaten als Opfer dieses Kultes, wird nie zu ermitteln sein. Alle, die nicht zu diesen Todeswütigen gehörten, lebten und litten nur in der einen Sehnsucht: ich will überstehen, will am Leben bleiben und nach Hause kommen. Die Spannung zwischen dem totalen Befehl und dem verzweifelten Willen zum Leben führte zur Suche nach Nischen und Schlupflöchern auch ausserhalb der Legalität. Sie wurden oftmals in egoistischer Weise genutzt. Wie weit man hierbei zum eigenen Nutzen und zum möglichen Schaden anderer gehen durfte, bleibt eine immer neu zu beantwortende Gewissensfrage. So, wie Böttger

sie beantwortet hat: mit seiner Haltung und seinem Handeln, stimmt man ihm gerne zu. Doch das Nachdenken bleibt – soll es auch!

In dem umfangreichen Schlusskapitel der Neuauflage beschreibt Böttger den Weg des glücklich heimgekehrten Panzersoldaten über den praxisnahen Zahnarzt zum hochqualifizierten Universitätsprofessor. Darin zeigt der Verfasser, was er noch kann ausser Panzer fahren und aus dem Panzer funken.

Was dem einen auf den ersten Blick als Inkonsequenz in der Darstellung erscheinen mag, erweist sich doch als sinnvoll: nach dem Überstehen folgt logischerweise die Frage «Was nun»? Die Antwort durfte daher nicht fehlen. Die «alten» Leser wie erst recht viele neue wird es berühren und beeindruckern, wie Böttger die Frage durch seinen Lebens- und Berufsweg beantwortet. Um es zahnmedizinisch auszudrücken: von der Ersatzlegierung zur Teleskop-Prothese, oder anders gesagt: vom Panzermann zum Zahnprofessor.

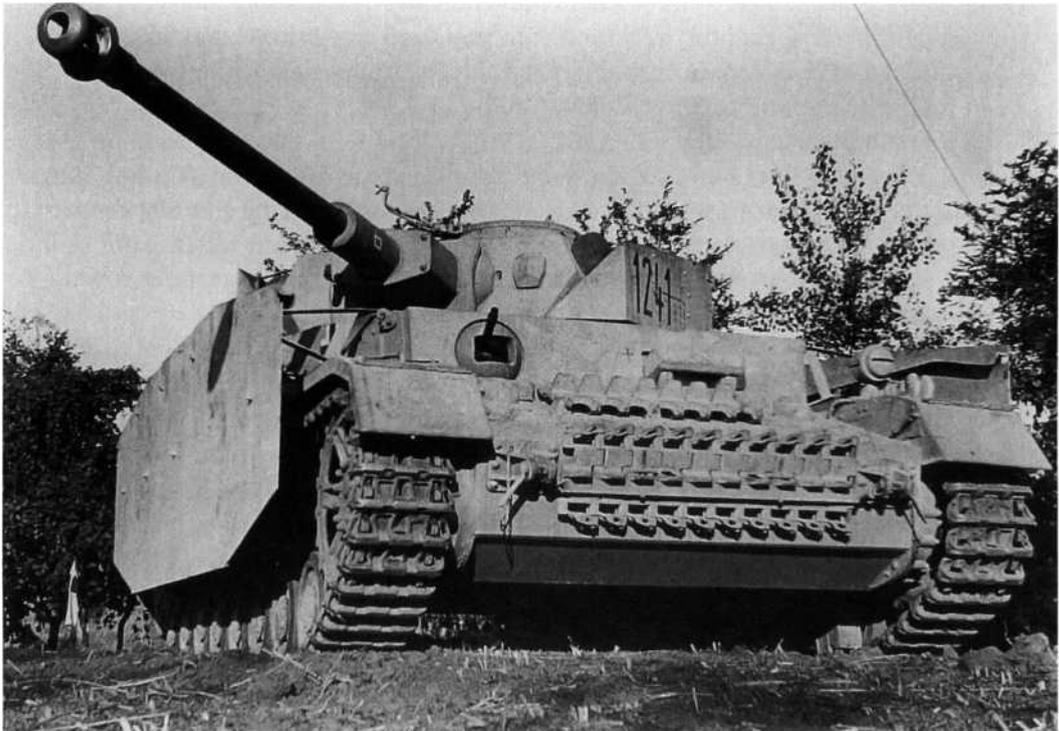
Das war's dann – das Ziel.

Eugen Stamm

Eugen Stamm, Dr. phil., Veröffentlichungen zur Föderalismus-Forschung und zu zahlreichen Fragen der politischen Bildung sowie zu Problemen der modernen Kunst. Bis zum Eintritt in den Ruhestand stellv. Leiter der Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen.



Kampfpanzer in zwei Weltkriegen: Panzer des Ersten Weltkriegs. Deutsche Soldaten vor einem englischen Tank Mark IV in der zweiten Hälfte des I. Weltkriegs.



Panzer IV der Wehrmacht: Der am meisten benutzte deutsche Panzer in der Mitte des II. Weltkriegs.

ARBEITSDIENST

Nach Abschluss des Frankreichfeldzuges zogen die bis dahin siegreichen deutschen Truppen durch Freiburg/Brg., und viele der Jugendlichen, die am Strassenrand standen, marschierten voll Sehnsucht bereits im Geiste als Frontsoldaten mit. Auch ich konnte mich als Beobachter der Szene mit den vielen Menschen, die winkten und den Soldaten Blumen zusteckten oder aus den Fenstern der Häuser, die mit Hakenkreuzfahnen «geschmückt» waren, den marschierenden Truppen zujubelten, einer gewissen Begeisterung nicht entziehen. Als ich in jener Zeit im Radio als Sondermeldung vom 40. Abschluss des Fliegers Mölders hörte, ging ich sofort zu meiner Mutter, um ihr enthusiastisch diese «Heldentat» mitzuteilen. Sie aber wollte von solchen Kriegstaten gar nichts wissen und antwortete nur unwirsch: «Was soll das denn, das verlängert ja nur den Krieg.»

Wieviele Menschen mögen damals so gedacht haben? Mit Sicherheit nur wenige. Mein Vater war zu dieser Zeit bereits gestorben. Er war vor dem I. Weltkrieg Unteroffizier der Reserve bei der sächsischen reitenden Artillerie gewesen und hatte immer ein gewisses Faible für das Militär behalten. Im I. Weltkrieg als Gaswerkdirektor in Lörrach UK gestellt und somit nicht eingezogen, fuhr er einmal mit seinem Auto an die Front und brachte das Foto eines englischen Panzers mit. 1908 in eine Freimaurerloge eingetreten, hielt sich auch in der Hitlerzeit seine Vorliebe für Uniformen und das Militär. Sein Tod Anfang 1938 hat ihm Anfeindungen und den Konflikt zwischen Freimaureridee und NS-Staat erspart.

Gegenüber seinem Sohn hat ihm sein früher Tod auch die Enttäuschung erspart, dass dieser trotz Abitur nach 4½-jähriger Soldatenzeit nur als kleiner Unteroffizier und nicht als hochdekoriertes Offizier aus dem Krieg zurückkehrte. Vielleicht wären ihm noch rechtzeitig die Augen aufgegangen: doch wohl lieber einen Sohn zu haben, der aus dem Krieg nur als Landser, aber dafür lebend zurückkommt, als einen Sohn, der den «Heldentod starb».

Mein Entschluss, mich freiwillig zur Wehrmacht zu melden, hatte mit diesen Erlebnissen und Überlegungen kaum etwas zu tun. Zwar war auch ich zunächst begeistert von den Blitzsiegen über Polen und Frankreich, vordergründig aber lag der Grund meiner freiwilligen Meldung vor allem in meinen nicht besonders guten Schulleistungen, die zwar leidlich befriedigend waren, jedoch einige Schwierigkeiten für das Abitur erwarten liessen. Da man im Krieg als Schüler der letzten Klasse bei einem Eintritt in die Wehrmacht das Abitur ohne eine Prüfung erhielt, nutzte ich als 17-Jähriger diese Möglichkeit eben durch die freiwillige Meldung zur Wehrmacht. So kam ich zwar einige Monate früher als meine Schulkameraden zur Wehrmacht, jedoch – wie man noch sehen wird – durch besonders langes Verweilen bei der Ersatztruppe, nicht früher an die Front.



Neugierde und Bewunderung: Freiburger Bürger bestaunen nach dem Frankreichfeldzug zwei 15-cm-Infanteriegeschütze auf Selbstfahrlafette (Bison) in der Talstrasse (1940).

Am 1. Oktober 1940 musste ich noch nicht die Wehrmachtsuniform anziehen, sondern die braune Uniform des Arbeitsdienstes. Das erste Arbeitsdienstlager (K 1/296) befand sich am Rande eines Wäldchens nahe des kleinen Ortes Wutzeihofen bei Regensburg, in eine für damalige Verhältnisse grosse Entfernung von der Heimat. Hier begann der erste Schliff.

Die Arbeitsdienstführer, die mein Leben in den nächsten zwei Monaten bestimmten, waren durchweg gewöhnlich, zum Teil dümmlich, ohne Kultur, sie benahmen sich recht primitiv und kleinlich. Auf die Frage eines Feldmeisters (Leutnant), was ich von Beruf sei, antwortete ich-«Abiturient». Daraufhin bemerkte er nur: «Also nichts».

Diese Feststellung, Abiturient sei kein Beruf, war zwar sachlich richtig, aber sie war nicht als eine reine Feststellung gemeint. Sie drückte vielmehr sein Vorurteil gegen eine soziale Schicht aus. Einem, der später einmal etwas «Besseres» werden könnte, dem musste



**Von der Schulbank zum
Arbeitsdienst:** Anstatt Latein
zu lernen, gilt es jetzt in den
Wäldern des Fürsten Thurn
und Taxis Bäume zu fällen.

**Unter der Macht der Arbeits-
dienstführer:** Uniform- und
Stiefelappell. Kontrolle ob an
der Schuhsohle ein Nagel fehlt.
Die Arbeitsmänner mit Spaten
tragen mit dem Tornister und
Brotbeutel ihre ganze Habe.



man nicht nur grundsätzlich, sondern ganz besonders zeigen, wer nun der wirkliche Herr war. Dabei waren die Arbeitsdienstführer Vorgesetzte in einer bedeutungslosen, mehr als zweitrangigen NS-Organisation, die zumindest von der Wehrmacht nicht voll genommen wurde. Später bei der Rekrutenausbildung der Wehrmacht musste ich noch öfter derartige Reaktionen auf den «Abiturienten-Beruf» erleben. Man gab sich dann allerdings nicht mit der erwähnten Feststellung des «nichts» zufrieden, sondern verdeutlichte es dem Abiturienten durch den Befehl: «hinlegen», dass er ein «Nichts» war. All dies war Teil eines Systems, durch das wir immer wieder moralisch kleingemacht und zu Soldaten ohne Willen erzogen wurden.

Nach der Grundausbildung, mit militärähnlichen Exerzierübungen, bei denen an Stelle eines Gewehrs ein Spaten benutzt wurde, traten wir dann die eigentliche Arbeitsdiensttätigkeit an. Wir mussten in den Wäldern des Fürsten von Thurn und Taxis arbeiten. Die Arbeit reichte vom Fällen von Bäumen über das Durchsägen der Stämme, das Entfernen der Äste und Abschälen der Rinde bis zum Stapeln und Aufladen des Holzes. Wir lernten schnell, dass im Gegensatz zum Bäumefällen die leichteste Arbeit im Schälen der Rinde und Abhacken der kleinen Äste bestand. Jeden Morgen lagen auf einem Haufen die verschiedenen Werkzeuge für unseren Trupp. Auf ein Kommando mussten wir zu diesen Werkzeugen laufen, um ein Gerät auszusuchen. Das Werkzeug, das man ergriff, bestimmte die Tätigkeit und somit den Verlauf des ganzen Tages.

Zu meiner Gruppe gehörte auch ein Freund aus Freiburg. Wir stürmten jeden Morgen gemeinsam auf den Werkzeughaufen, wobei jeder versuchte, nicht nur ein Werkzeug für eine leichtere Tätigkeit für sich allein, sondern auch für den anderen zu erhalten. Es sollten also nicht nur zwei gleiche Werkzeuge sein, sondern solche für die leichtere Arbeit. Durch diese stets schnell und energisch vorgenommene Werkzeugwahl am Beginn des Arbeits-einsatzes konnten wir fast immer gemeinsam arbeiten und eine leichtere Arbeit verrichten, die allerdings für einen 17jährigen immer noch schwer genug war. Nach sechs Wochen arbeitsdienstlicher Zwangsarbeit mit täglichem Bäumefällen zog die Truppe in die Gegend von Cham, um Baracken für den weiblichen Arbeitsdienst aufzubauen. Hier bekam ich den Einberufungsbefehl zur Wehrmacht.

DOPPELTE REKRUTENZEIT

Zur Wehrmacht eingezogen, kam ich im Dezember 1940 zunächst nach Donaueschingen, ungefähr 60 km von meiner Heimat Freiburg entfernt. In dem weitläufigen Kasernengelände begann die Rekrutenausbildung bei der 14. Panzerjäger-Infanterie-Kompanie 503, einer leichten Pak-Kompanie. Beim Eintritt in die Wehrmacht erhielt jeder Soldat eine Erkennungsmarke, die beim Übertritt in andere Wehrmachtsteile nicht gewechselt oder geändert wurde; man musste sie ständig um den Hals tragen. Sie hatte einen dreigeteilten Schlitz, damit *man* sie im Todesfall leicht durchbrechen konnte; dann blieb eine Hälfte bei dem Gefallenen, die zweite Hälfte diente zu dessen Identifizierung. Auf der Erkennungsmarke war auch die Blutgruppe eingestempelt. Bei meiner Blutgruppenbestimmung ging es damals wohl nicht ganz genau zu, denn man stellte bei der Einstellungsuntersuchung die Blutgruppe B fest und markierte sie auf der Erkennungsmarke. Heute weiss ich, dass ich die Blutgruppe AB besitze und insofern Glück gehabt habe, als mir eine Bluttransfusion mit einer hämolytischen Krise erspart geblieben ist.

Neben der Grundausbildung, wozu Strammstehen, Marschieren und Grüssen etc. gehörten, erfolgte eine spezielle Ausbildung an der kleinen 3,7 cm Pak-Kanone.¹ Die Rekruten waren zum Teil ältere Männer, die zu Hause ihren Berufen als Bauer, Kaiserstuhl-Weinbauer oder Handwerker nachgegangen waren. Auch ein paar Abiturienten waren unter den Rekruten.

Hauptresultat unserer Grundausbildung war: wir lernten uns zu drücken. Dazu wurde ein Rekrut an einer günstig gelegenen Stelle der Fahrzeughalle postiert, um den «Feind» zu beobachten, der in diesem Fall ein Offizier war. Bis ein Offizier kam, sassen oder standen wir um unsere Kanone herum und taten praktisch nichts. Erst beim Auftauchen des Offiziers setzte ein emsiges Exerzieren mit dem Geschütz ein. Da die Offiziere sich nur selten blicken liessen, ging es recht gemütlich bei dieser Rekrutenausbildung zu. In Donaueschingen erlebte ich auch meine erste Kriegs-Weihnacht. Vier weitere fern von der Heimat sollten noch folgen. Zu dieser ersten Weihnacht erhielt ich vom Schwarzwaldverein ein Weihnachtspäckchen. Der Inhalt bestand aus einem Reclamheftchen mit einer Erzählung über Grimmelshausens «Zum silbernen Stern» von H.E. Busse, sowie einem Taschenkalender und einem hübschen silberfarbenen Bleistift aus Alpaka mit der Aufschrift Kriegsweihnacht 1940 – Schwarzwaldverein. Auch der Freiburger Tennisclub gedachte seines Juniorenmitglieds mit einem Weihnachtspäckchen. In den folgenden Jahren musste die Heimat mehr an sich selbst denken; es wurden keine Päckchen mehr verschickt.

Trotz des gemütlichen Betriebes bei der Infanterie meldete ich mich eines Tages freiwillig zur Panzertruppe. Zum zweiten Mal meldete ich mich also freiwillig und wieder aus rationalen Gründen. Ich dachte so: «Bei der Infanterie musst du viel laufen, bist ungeschützt im Gelände, wirst nass, wenn es regnet» – und da über Donaueschingen ein kalter Winter lag, war es nicht schwer, sich vorzustellen, dass man im kalten Winter bei der Infanterie besonders frieren würde. «Hingegen bist du bei der Panzertruppe geschützt, vor allem aber brauchst du nicht zu marschieren, und nach dem Einsatz fährst du mit dem Panzer von der Hauptkampflinie zurück in einen geschützten Bereich.»

Später, als ich längst bei der Panzertruppe war, wurde ich mehrere Male gefragt, ob ich zur Waffen-SS wolle. Was erwartete den Soldaten bei der Waffen-SS?

Die Nachrichtenübermittlung unter den Soldaten in den verschiedensten Truppenteilen funktionierte während des ganzen Krieges im Grossen und Ganzen recht gut. Man hörte von diesem oder jenem Soldaten beim Ausgang, im Urlaub oder auf der Fahrt mit der Eisenbahn immer wieder nützliche Dinge. So wusste man, dass die SS-Truppe eine bessere Bewaffnung besass. Die SS-Divisionen waren ab Kriegsmitte zumeist mit Panzern des Typs Panther oder Tiger ausgerüstet. Dies bedeutete im Gegensatz zum Panzer IV, der vorwiegend bei der Wehrmacht im Einsatz war, eine bessere Kanone, die während eines Panzerangriffs darüber entscheiden konnte, ob der Gegner oder man selbst einen entscheidenden Treffer erhielt. Es bedeutete aber auch bessere Panzerung und somit mehr Schutz. Auch die Bekleidung war, wie ich mit meinen Kameraden bei einem Besuch einer SS-Einheit in Russland selbst erlebte, bei der SS besser. Ich hatte beispielsweise im Winter in Russland bei meiner Wehrmachtstruppe keine Filzstiefel, weil meine Schuhgrösse nicht vorrätig war; bei der Waffen-SS wäre so etwas wohl nicht denkbar gewesen. Auch die Verpflegung war wesentlich besser. Meine Entscheidung, nicht zur Waffen-SS zu gehen, bestimmte letzten Endes die Überlegung, dass die Waffen-SS eine Art Nachfolgeorganisation des Jungvolks bzw. der Hitlerjugend für Erwachsene darstellte. Dies gefiel mir nicht. Meine Entscheidung war aber insofern nicht politisch bestimmt, weil wir Soldaten in den Angehörigen der Waffen-SS ebenfalls Soldaten sahen.

Ich hatte mich also für die Panzertruppe entschieden und kam am 1.1.1941 zur Panzerabteilung 7 nach Böblingen. Hier begann meine zweite Rekrutenzeit, und die war ganz anders als die bisher erlebte: Sie war schrecklich! Nach ein paar Tagen schrieb ich an meine Mutter von der Sehnsucht nach dem ruhigen Donaueschingen, und aus der Sicht des Rekruten auf dem Schleifstein erschien mir im Rückblick sogar die Schule als besonders milde, auch wenn mein Lateinlehrer mich gelegentlich mit näselnder Stimme gerügt hatte: «Böttger, muss es denn grad' Latein sein? Werd' doch Pflästerermeister, dann bisch immer in der frischen Luft und wirsch alt».

Jetzt lernte ich einen nie für möglich gehaltenen militärischen Drill kennen. Wir lernten sofort ein zackiges «Jawoll», «Achtung» und «zu Befehl», dann wurden wir gescheucht, geschunden, herumkommandiert, dressiert und demora

lisiert. Wir marschierten drei Stunden mit aufgesetzter Gasmaske und mussten dabei ununterbrochen das Lied singen: «Es ist so schön, Soldat zu sein», oder wurden einzeln oder in kleinen Gruppen schikaniert. Ein Rekrut wollte bei der Panzerausbildung eine Magnetlampe am Panzer befestigen. Sie fiel jedoch auf den Boden, worauf er fluchte: «So ein Klump!» Der ausbildende Unteroffizier gab ihm darauf den Befehl, stillzustehen, die Lampe zu streicheln und dabei zu sagen: «Ich will nie mehr Klump zu dir sagen». Mit der Lampe in der Hand stand er daraufhin in der Panzerhalle, streichelte die Lampe wie einen Hund und sagte ununterbrochen: «Ich will nie mehr Klump zu dir sagen».

Neben meiner Stube in der Kaserne hatte ein Unteroffizier sein Zimmer. Wenn er sich nach Dienstschluss ein Bier oder Zigaretten aus der Kantine wünschte oder sich die Stiefel putzen lassen wollte, die Jacke bürsten und vieles mehr, dann schlug er einfach mit der Faust gegen die Wand. Sofort musste ein Angehöriger meiner Stube an seiner Zimmertür anklopfen, eintreten und sich als Panzerschütze mit seinem Namen zur Stelle melden, um den Befehl entgegenzunehmen. Oftmals war man sich in der Stube nicht einig, weil der von uns Eingeteilte vielleicht gerade nicht anwesend war, und so ergaben sich trotz des anwesenden Stubenältesten die gegenseitigen Aufforderungen: «Geh doch du», «wieso ich? geh du!» Bloss nichts freiwillig tun! Stand nicht kurze Zeit nach dem Klopfen an der Wand ein Stubenangehöriger vor der Tür des Unteroffiziers, dann zeigte sich der Unteroffizier mit hämisch böser Physiognomie jetzt vor unserer Stubentür und tönte zunächst nur: «Ach, es will wohl keiner?» Dann aber ging ein Gebrüll los, verbunden mit irgendeinem Befehl wie beispielsweise: «Die ganze Stube raustreten und mit Schemeln in 'Vorhalte' auf dem Flur antreten». Kurze Zeit später standen wir auf dem Flur, und jeder hielt einen Stuhl mit ausgestreckten Armen fest. Anschliessend scheuchte er uns durch die Kaserne, immer wieder durch «Hinlegen» und «Achtung» unterbrochen, wobei wir als krönenden Abschluss mit dem Schemel in den Händen die Treppe der Kaserne von unten bis oben hinaufroben mussten, also kriechend, nur auf den Knien und Ellenbogen abgestützt. Bei einer anderen beliebten Reaktion dieses Unteroffiziers, dessen Autorität nur auf den Kragenlitzen basierte, sah dieser richtig glücklich aus: Jetzt spielte er mit uns «Sarassani» bzw. «Maskenball» und verzog süffisant sein Gesicht zu einem breiten Grinsen. Bei dem Sarassanispielen mussten die Stubenangehörigen in rascher Folge erst im Kampfanzug, in der grauen Uniform oder im Turnanzug, dann in der Panzeruniform und schliesslich in der Ausgehuniform antreten, die wegen der bunten Aufschläge, Litzen und silbernen Knöpfe der Uniform eines Dompteurs glich. Deshalb nannten sie die Soldaten nach dem gleichnamigen Zirkus Sarassani.



Reinigungsdienst am PKW Opel Olympia.

Das verschobene Rechteck auf dem Kotflügel kennzeichnete ein Panzerregiment. Im Hintergrund die Panzer-Kaserne in Böblingen.

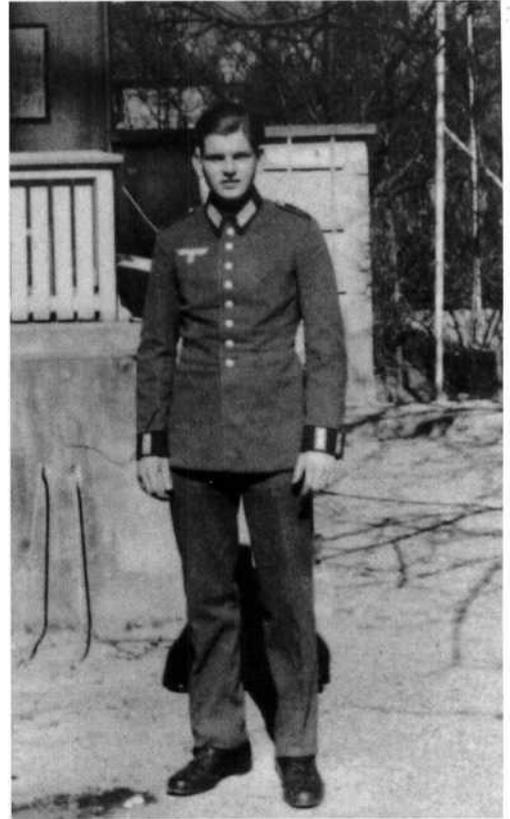
Ausbildung am Panzer: Ein Ausbildungsunteroffizier auf dem Panzer I beim Geländedienst in Böblingen.



Heeresskimeisterschaften des 5. Armeekorps der Heimaltruppe auf dem Feldberg (Schwarzwald). Die Skistaffel des Panzermänner aus Böblingen beim Start zum 4 x 5 km Langlauf, im Hintergrund das Hotel «Feldberger Hof».



Schiessausbildung am Panzer I:
Gleich fährt der Panzer auf die Betonpiste
mit welliger Oberfläche.



Im Urlaubsrock nach preussischem Vorbild: Unbeliebt
enge und unbequeme Ausgehuniform «Sarassani».



Fahrschule für den Pz.-Führerschein über 10 to: Umsteigen auf einen grösseren Panzer, bei einem
Lehrgang in Putlos. Panzer IV (Ausführung A) mit kurzer Kanone.

Die in unseren Augen unmenschliche Tyrannei hatte natürlich nichts mit einer militärischen Schulung oder Verwirklichung einer ideologischen Idee zu tun; sie war vielmehr allein Ausdruck einer besonders harten und vielfach unwürdigen Soldatenausbildung. Die preussisch militärischen «Tugenden», wie Präzision, Disziplin und Stetigkeit waren hier mit Hitlers Forderung nach dem «besten Soldaten der Welt» eine unselige Verbindung eingegangen. Man kann sich leicht vorstellen, wie genau derselbe militante Unteroffizier, eingesetzt in einem anderen Bereich, z.B. in der Wachtruppe eines KZ-Lagers, im Rausch der ihm zugefallenen Macht, die dann auch Macht über Leben und Tod gewesen wäre, sehr schnell zu einem Henker hätte werden können.

In Angst und Unsicherheit verlief auch jedesmal der Stubenappell. Alles, was zu einer Kasernenstube gehörte, angefangen vom Fussboden über Tisch und Stühle, Betten und Spinde und die Soldaten selbst, konnte jederzeit auf Sauberkeit und Ordnung hin überprüft werden. Da wurden die Betten kontrolliert, die der Soldat nicht einfach nur «machte», sondern Decken und Kopfkissen mussten exakt kantig «gebaut» sein. Wir hatten dazu regelmässig den karierten Deckenbezug mit Wasser besprengt, damit alles schön glatt und exakt lag. Trotzdem gefiel unser Bettenbau immer wieder einem Unteroffizier oder Feldwebel als Zugführer oder dem Hauptfeldwebel bzw. Spiess – der sog. Mutter der Kompanie – nicht. Da flog dann alles durch die Stube, was zum Betteninhalt gehörte, also Decken, Leinentücher und das Stroh des Sackes. Einmal schrie mich ein Feldwebel beim Spindappell an, während ich meine Schuhe mit ausgestreckten Armen und zitternden Händen präsentierte: «Das nennen Sie geputzt?» Unverzüglich öffnete er das Fenster und warf die Schuhe aus dem dritten Stock auf den Hof. Ein anderes Mal habe ich einen Spindappell bei ROB-Soldaten (Reserve-Offizier-Bewerber), die für die Offiziersschule ausgewählt waren, gesehen. Die jungen Soldaten mussten ihren Kleiderschrank von erheblichem Gewicht auf ihren Schultern von der Stube bis zum Übungsplatz tragen, um ihn dort zum Appell zu öffnen. Der ganze Inhalt war natürlich durcheinandergefallen und diese Tatsache eröffnete dem Befehlenden alle Möglichkeiten, seine Macht zu demonstrieren. Auf diese Weise wurden die jungen Soldaten, die ja in Kürze den betreffenden Unteroffizieren selbst Befehle erteilen konnten, «vorgeführt».

Den Spind mussten wir beim Verlassen der Stube immer verschliessen. blieb er offen, so war der Tatbestand: Verleitung zum «Kameradendiebstahl» erfüllt und man wurde bestraft. Eine Logik, die ich wie so vieles bei dieser Rekrutenausbildung nicht verstehen konnte. Ich selbst musste mich vor Empfang eines genehmigten, d.h. vom Kompanieführer unterschriebenen Urlaubsscheins für einen Wochenendurlaub nach Freiburg, den ich nach 5 Monaten zum ersten Mal bekommen sollte – bis dahin gab es nur Urlaub bis 50 km – zuerst einmal mit dem Gewehr hinlegen. Die Infamie dieses Befehls bestand darin, dass bei

der Erdberührung unweigerlich Staub in den Lauf gelangte. Der Unteroffizier blickte bei der anschliessenden Sauberkeitskontrolle mit einem Auge durch den Lauf des Gewehrs, das ich gegen den Himmel halten musste und stellte fest: «In ihrem Lauf sitzt ja eine ganze Elefantenherde». Also erst einmal Gewehrreinen, und bis dann endlich der gereinigte Gewehrlauf vor dem Unteroffizier bestand, war die Zeit weit fortgeschritten. Die Rechnung des Unteroffiziers ging auf. Als ich im Laufschrift den Bahnsteig erreichte, sah ich gerade noch die Schlusslichter des abfahrenden Zuges. Mir kamen die Tränen vor Wut, und ich war sehr enttäuscht. Ein späteres Urlaubsgesuch wurde von dem Kompaniechef zwar genehmigt, aber wie von einem Lehrer in der Schule mit Rotstift korrigiert. Wir hatten in der Schule – wie das damals üblich war – eine Schreibweise mit deutschen Buchstaben gelernt, daneben auch die lateinischen Buchstaben für das Fach Latein. Ich hatte mir angewöhnt, die deutschen Buchstaben mit den lateinischen zu vermengen. So wurde mein Urlaubsgesuch zwar genehmigt, aber die «fehlerhaften» Buchstaben waren rot angestrichen. Der Kompaniechef zeigte damit dem Abiturienten, dem «Nichts», dass er trotz 8 Jahren Gymnasium noch nicht einmal richtig deutsch schreiben konnte.

Oftmals gestaltete sich auch der Morgenappell zu einem launenhaften Auftritt des Hauptfeldwebels mit teilweise unzumutbaren Schikanen. War man zum Beispiel aufgefallen, weil das Koppel oder Koppelschloss nicht ausreichend glänzte, die Halsbinde an der Uniform nicht richtig sass oder nicht ganz sauber war, der Haarschnitt nicht kurz genug erschien, oder man war – wie bereits erwähnt – einfach nur Abiturient, dann gab es sofortigen Strafvollzug, wie Hinlegen, Kniebeugen, hüpfen wie ein Häschen oder – um die Kaserne laufen. Besonders ist mir ein Soldat in Erinnerung geblieben, der, klein von Statur, in voller Marschaurüstung – also mit Gewehr, Tornister und Stahlhelm – auf eine der hohen Sandkisten, die aus Luftschutzgründen vor den Kellerfenstern aufgestellt waren, klettern musste. Oben angelangt, musste er strammstehen und rufen: «Ich blamiere die deutsche Wehrmacht», worauf der Hauptfeldwebel kaltherzig immer wiederholend den Befehl gab: «lauter». Dies ging dann so lange, bis der arme Junge fast heiser brüllte: «Ich blamiere die deutsche Wehrmacht». Der Anblick dieses kleingewachsenen Soldaten auf der Sandkiste, der angsterfüllt und dem Weinen nahe, mit letzter Kraft versuchte, laut genug zu brüllen, war dann recht jämmerlich. Tatsächlich war dieses erzwungene Bekenntnis eher eine Blamage für die Wehrmacht.

Als besonders ungerecht empfand ich ein Strafexerzieren wegen schlechter Schiessleistung. Unsere Kompanie hatte beim Panzerschiessen wirklich schlecht geschossen. Das schlechte Abschneiden bei dieser Schiessübung lag aber weniger an der Truppe selbst, als an der Aufgabe und an dem Befehl des beaufsichtigenden Unteroffiziers. Auf einer welligen Betonstrasse sollten mit dem MG aus dem fahrenden Panzer I innerhalb einer mit Flag-

gen abgegrenzten Strecke auf eine Ringscheibe mit einem aufgemalten Soldaten in natürlicher Grösse 25 Schüsse abgegeben werden. Während der Panzer fuhr, schaute man durch ein Zielfernrohr. Nun kann man sich leicht vorstellen, dass durch die Bewegung des Panzers auf der welligen Strasse auch der Lauf des Maschinengewehrs, das weitgehend starr im Turm befestigt war, im Wechsel direkt auf die Strasse und dann wieder in den Himmel zeigte. So ging es auch mir, während ich als übender Richtschütze im Panzer sass. Die erste Markierungsfahne war längst passiert, und jetzt sollte ich auf das Ziel schiessen. Da ich die Scheibe nicht sah, schoss ich auch nicht. Nun begann der Unteroffizier zu brüllen: «Schiessen Sie doch endlich!» Ich aber sah die Scheibe immer noch nicht, warum sollte ich also ohne Ziel schiessen? Dies war meine erste kleine Gehorsamsverweigerung. Dann zeigte aber plötzlich der Zielstachel des Zielfernrohrs genau auf die Scheibe, darauf betätigte ich den Fussausröser und alle 25 Schüsse gelangten ins Ziel. Hätte ich dem Befehl folgend «endlich» und somit zu früh geschossen, so wären auch bei mir wie bei den anderen Rekruten die Schüsse in Richtung Strasse oder Himmel abgefeuert worden.

Weil unter diesen Bedingungen fast alle Rekruten das Ziel verfehlt hatten, mussten alle nicht etwa weitere Schiessübungen absolvieren, sondern zur Strafe am folgenden Sonntagnachmittag vier Stunden nachexerzieren. Bei dieser Extratour marschierten die 150 Mann der Rekrutenkompanie in «Linie zu einem Glied», also sämtliche Soldaten in einer langgezogenen Reihe nebeneinander. Jetzt folgte die eigentliche Strafe durch den Befehl zum schnellen Wechsel. Einmal oder zweimal «links schwenkt Marsch-Marsch» und «rechts schwenkt Marsch-Marsch».

Entsprechend der befohlenen Richtung musste der am einen Ende marschierende Soldat sich relativ schnell um 180° auf der Stelle drehen; die neben ihm Marschierenden folgten wie die Speichen eines Rades, das sich auf einer Achse mit zunehmendem Abstand von der Mitte entsprechend schneller dreht und mussten dann laufen oder rennen. Kaum war wieder eine marschierende Linie erreicht, kam der nächste Befehl: «zweimal links oder rechts schwenkt Marsch-Marsch». Nach 4 Stunden war die Erschöpfung gross und unsere Wut gewaltig.

Die markigen Worte unseres Kompanieführers, mit denen er den jungen Rekruten in ihrer Ausbildungszeit noch Mut gemacht hatte: «Rekrutenzeit ist die schönste Zeit im Leben» wandelten sich sehr schnell in blanken Hohn. Am 30. Mai 1941 verabschiedete die Truppe ihren Abteilungskommandeur mit einer grossen Parade und mit militärischem Pomp. Es war eine Veranstaltung wie im Frieden. Auch in einem Garnisonsort wie Böblingen spürte man den Krieg noch nicht.

Neben dem strengen Dienst war das bisschen Freizeit zuerst mit Briefeschreiben ausgefüllt, aber auch gelegentlich mit Urlaub in der Garnisonsstadt Böblingen. Meist gingen

wir in ein Café. Trotz des Wunsches von Hitler: Jedem seinen Volksempfänger, kannten die Rekruten in der Böblinger Kaserne kein Radio. Etwas Besonderes der Freizeitgestaltung war der Besuch eines Kinos, wo sich die Rekruten an den UFA-Filmen begeisterten.

Beim Verlassen der Kasernen forderte der Posten den ausgehenden Soldaten auf, das Soldbuch, einen Kamm und ein Präservativ (besonders wichtig, da einer Geschlechtskrankheit stets eine Bestrafung folgte) vorzuzeigen. Ohne diese Utensilien konnte man nicht passieren. Am 9. März 1941 gab es Urlaub nach Stuttgart zu einem Fussball-Länderspiel Deutschland gegen die Schweiz. Nach wochenlangem Kasernenleben war es ein besonderer Genuss, vor dem Spiel an den gepflegten Geschäften auf der Stuttgarter Königsstrasse vorbeiflanieren zu können. Mir ist allerdings vor allem in Erinnerung geblieben, dass die Fussgänger, von einigen hübschen Frauen abgesehen, fast nur aus Vorgesetzten bestanden. Jedenfalls musste ich ohne Unterbrechung vor jedem Unteroffizier, Feldwebel oder Offizier, denen ich begegnete, die rechte Hand zum Gruss an die Mütze legen.

Meine Rekrutenzeit wurde in erfreulichster Weise durch die Skimeisterschaften des 5. Armeekorps der Heimatruppen auf dem Feldberg im Schwarzwald unterbrochen. Eines Tages fragte der Hauptfeldwebel, ob jemand Skiläufen könne. Mein Freund aus der Arbeitsdienstzeit, der bis dahin denselben Ausbildungsweg wie ich gegangen war, und ich meldeten uns sofort. Zum Abteilungskommandeur geschickt, witterten wir sogleich die Chance einer Pause in der harten Ausbildung und erklärten aufschneidend, nicht nur «alte» Schwarzwaldskiläufer zu sein, sondern auch Mitglied in einem renommierten Skiverein (Ski-Zunft Feldberg) mit erstklassigen Rennläufern. Wir wurden tatsächlich zu diesen Meisterschaften geschickt, obwohl wir in Wirklichkeit bisher nur bei einem Schulrennen mitgefahren waren. Bei schönstem Märzwetter wohnten wir für 8 Tage in einer Pension im Bärenental am Fusse des Feldbergs, liefen Ski und lagen häufig in der Sonne. Freundinnen aus Freiburg besuchten uns, und wir genossen diese Zeit in vollen Zügen. Tatsächlich starteten wir auch beim Rennen, einer Art Riesenslalom. Mit Startnummer 42 ging ich in diesen Wettkampf und stürzte kurz vor dem Ziel. So reichte es bei 128 Teilnehmern nur noch zu einem 72. Rang. Auch eine 4 x 5 km Langlaufstaffel mit Angehörigen meiner Einheit nahm an diesen Meisterschaften teil.

Während meiner Rekrutenausbildung erwarb ich den Panzerführerschein bis 10 t. Die Schulung erfolgte auf einem sog. LAS I, wie damals ein landwirtschaftlicher Ackerschlepper abgekürzt genannt wurde. Dies war eine noch aus der Zeit der Schwarzen Reichswehr übernommene Tarnbezeichnung. In Wirklichkeit handelte es sich dabei um das Fahrgestell eines Panzers I.

Als die Rekrutenausbildung Ende März 1941 beendet war, kam die Mehrzahl der jungen Soldaten zu den Kampftruppen der Panzerregimenter 7 oder 8 nach Afrika. Ich schrieb damals an meine Mutter von den Erfolgen der deutschen Panzer in Afrika und verband da-

mit die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges. Wir jungen Soldaten wussten damals noch nicht, dass noch vier Kriegsjahre vor uns liegen würden und ahnten nicht, was uns erwartete. Wir hörten im Rekrutenunterricht, Rommel werde mit dem Afrikakorps über Ägypten zum Kaukasus vordringen, und die später über die Balkanhalbinsel einfallenden und kämpfenden Einheiten sollten ihm dann auf halbem Weg entgegenkommen. Ganz Europa wäre dann in der Zange der deutschen Armeen. Man musste sich aber nur die riesigen Entfernungen auf einer Karte ansehen, um auch als Optimist Zweifel an der Richtigkeit dieser Prognosen zu bekommen. Im Übrigen diskutierten wir den Fortgang des Krieges nicht.

Da ich die Fahrprüfung für Gleiskettenfahrzeuge bis 10 t bestanden hatte, wurde ich Anfang 1941 nach Putlos an der Ostsee verlegt und erhielt – gerade 18 Jahre alt geworden – nach einem vierwöchigen Lehrgang auch den Führerschein für Gleiskettenfahrzeuge über 10 t. Jetzt konnte ich einen Panzer III oder IV fahren.

Am 1. Juni 1941 wurde ich nach halbjähriger Soldatenzeit zum Oberschützen, einem jämmerlichen Dienstgrad, «befördert». Ich trug jetzt einen Stern am linken Oberarm, der mir den Vorteil verschaffte, dass der Ausgang nicht mehr um 22.00 Uhr endete, sondern bis 24.00 Uhr verlängert war. Nach einem weiteren halben Jahr Dienstzeit bei der Wehrmacht wurde ich zum Gefreiten, nach 2½ Jahren zum Obergefreiten befördert. Der Obergefreite war nach wie vor ein Mannschaftsdienstgrad, aber mit dem Vorteil, ein Gehalt zu beziehen, das auf ein Konto einer heimatlichen Sparkasse überwiesen wurde. Der Sold betrug nun 98,- RM monatlich (auch als Soldat musste man Steuern bezahlen, wie z.B. Einkommensteuer und im Winter einen Betrag für das Winterhilfswerk, so dass ein Obergefreiter etwa 70,- RM und ein Unteroffizier etwa 100,- RM im Monat ausgezahlt bekamen).

Am 22. Juni 1941 erfuhr ich, zufälligerweise an einem Radio sitzend, dass die deutschen Truppen jetzt in Russland einmarschierten. Man dachte allgemein auch jetzt noch an einen schnellen Sieg, wenngleich die Besonnenen wegen der ungeheuren Weite dieses Landes ihre Bedenken hatten und die Abiturienten sich an Napoleons Russland-Feldzug aus dem Geschichtsunterricht erinnerten: «Mit Mann und Ross und Wagen, so hat ihn Gott geschlagen.» Dass alles viel schlimmer kommen könnte, hat sich damals kaum einer vorstellen können.

BEI EINEM TRANSPORTUNTERNEHMEN

Ich war nun Panzerfahrer geworden und wurde am 27. Juni 1941 nach Sagan in Schlesiens, einer kleinen Garnisonsstadt am Bober, einem Nebenfluss der Oder, zu einer Panzerersatzeinheit (Pz-Ers-Abt. 15) versetzt. Neben Übungsfahrten mit dem Panzer III auf dem Sandboden der Kiefernwälder um Sagan, bestand die Aufgabe dieser Panzertruppe darin, Panzer, die vom Herstellerwerk mit der Eisenbahn nach Sagan geschickt worden waren, abzuladen und zur Kaserne zu fahren, wo sie gewissermassen auf «Halde» deponiert wurden. Bei Bedarf musste eine gewisse Anzahl von Panzern dann wieder verladen und zu einer kämpfenden Panzerereinheit nach Russland oder nach Italien für den Einsatz in Afrika transportiert werden.

Das Begleitkommando konnte am Ankunftsort wählen, ob es bei der kämpfenden Truppe bleiben oder wieder nach Sagan zur Einheit zurückfahren wollte. Ich meldete mich stets nach Sagan zurück. Als ich einmal mit einem derartigen Transport über Wjasma, ca. 80 km vor Moskau, gekommen war, bekam ich den russischen Winter mit Temperaturen unter -40°C zu spüren. Die Strassen waren streckenweise von Schnee und Kälte derart glatt, dass bei einer Steigung die Panzerketten durchdrehten. Der Panzer schaffte dann die Steigung nicht, und ohne Hilfsmittel ging es nicht mehr weiter. Erst mit Metallkrallen, in die Kette eingesetzt, griffen die Ketten wieder, und der Panzer erreichte auf der glatten Strasse die Anhöhe. Hier sah ich zum ersten Mal die steifgefrorenen Körper toter Russen und Russinnen am Strassenrand liegen.

Nach freier Wahl für eine Rückfahrt nach Sagan hatte ich dann in Brest-Litowsk das zweifelhafte Vergnügen, eine Entlausungsaktion zu erleben. In einer speziellen Baracke mussten sich alle Soldaten ausziehen und Uniform und Wäsche auf einen Bügel hängen. Die Kleider gelangten dann in eine Gaskammer zum Abtöten der Läuse. Die Soldaten wurden in einen Dushraum geschickt, wo wir uns mit Seife und heissem Wasser von Kopf bis Fuss zu waschen hatten. Endlich einmal wieder eine Ganzwaschung, nachdem man während des Transports zum Waschen und Rasieren mit einem Kochgeschirr voll heissem Wasser hatte auskommen müssen, das man sich beim Lokomotivführer der Dampflokomotive erbettelte. Nachdem wir nackt in einem Raum sitzend gewartet hatten, bekamen wir schliesslich die entlausten Uniformteile zurück.

Bei einem anderen Transport fuhr ich mit dem Saganer Kommando nach Brindisi in Süditalien. Die recht erlebnisreiche Fahrt dauerte vier Tage. Bei einem Zughalt in Plauen im Vogtland bekam ich von einer Rotkreuzschwester, die auf dem Bahnhof Dienst tat, ein von der Bevölkerung gespendetes Grammophon mit 50 Schallplatten geschenkt. Von den ganzen Platten gefiel mir aber nur eine einzige mit einem französischen Sänger, der sang:

.J'attendrai, le jour et la nuit j'attendrai toujours ... « Diese Platte spielte ununterbrochen bis zum Ankunftsziel Brindisi. Dort fuhren wir die Panzer vom Zug in ein Areal mit Feigenbäumen.

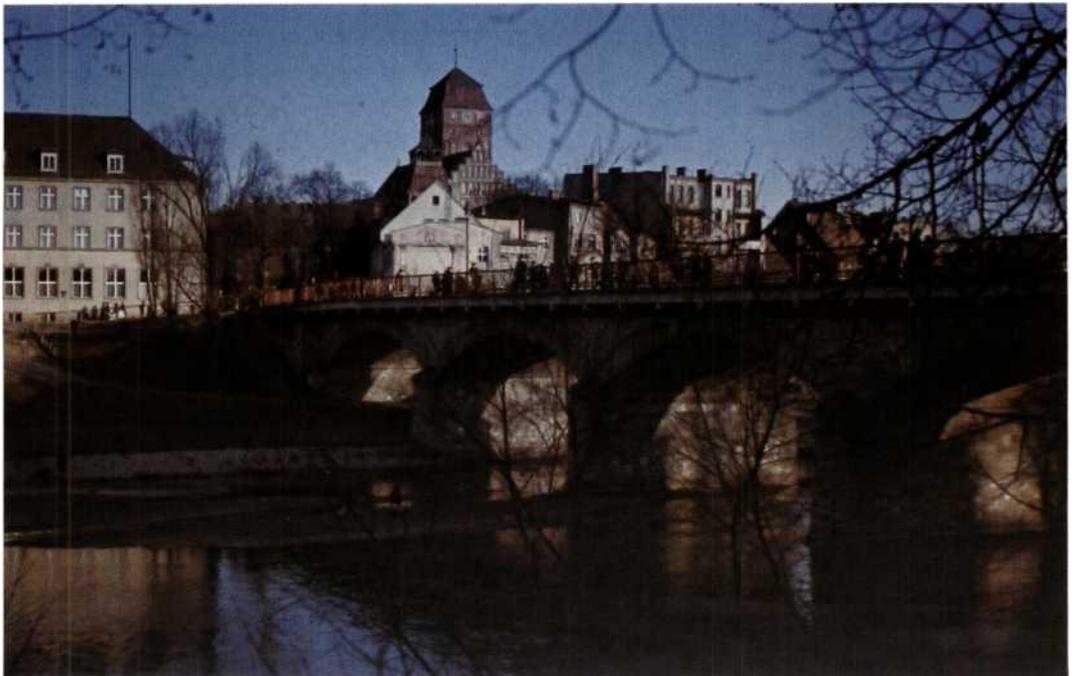
Am nächsten Tag schneite es, darauf streikten die Italiener, unsere Verbündeten, mitten im Krieg und waren nicht bereit, die Panzer auf das Schiff zu verladen. Jetzt mussten wir sie wieder auf den Transportzug zurückbringen und fuhren anschliessend quer durch Italien nach Neapel. Uns konnte dies nur recht sein, weil wir auf diese Weise nach Neapel kamen, neugierig wegen des Ausspruches «Neapel sehen und sterben»(aber erst im hohen Alter).

In Neapel wohnten wir in einem Hotel am Bahnhof. Endlich schliefen wir wieder in einem richtigen Bett. So kam sehr schnell das Gefühl auf, es könne uns im Krieg gar nicht besser gehen. Da sich in den nächsten Tagen nichts tat, fuhren wir auf den Vesuv und besuchten auch Pompeji, wo ich nun im Original einen Januskopf sah, den ich aus meinem Lateinbuch «Ludus Latinus» bereits kannte.

Besonders beeindruckte uns ein Wandbild, auf dem ein Mann sein Glied in Form eines grossen Fisches auf einer Waage mit Gold aufwog. Neugierig hatten wir uns einem offiziellen Führer anvertraut, der uns erotische Szenen versprach, und so bekamen wir die Nischen zu sehen, «wo die Frau die Kerze auslöscht». Die Frau und die Erotik waren stets ein bevorzugtes Thema. So besuchten wir in Neapel auch ein Soldatenbordell, wie es von der Wehrmachtsführung überall in den Etappen eingerichtet war. Zunächst dachten wir in einem Café zu sein, aber schnell merkten wir den Unterschied. Unser Unteroffizier versprach uns eine besondere Schau mit einer Hure. Einem Soldaten wurde die Nummer bezahlt, und wir durften bei dem Akt zusehen, aber es wollte vor dieser Kulisse bei dem jungen Mann überhaupt nicht klappen, worauf der Unteroffizier alle aus dem Zimmer schickte und die Sache selbst erledigte. Mit neugierigen Augen hatten wir gerade das Vorspiel, nicht aber die Hauptsache gesehen. Die meisten Landser in meinem Alter waren im Übrigen noch viel zu jung, um über einen solchen «Café-Besuch» hinaus zu kommen. Dieser Cafébesuch verdeutlichte eine Art Hierarchie, allerdings frei von militärischen Rangabzeichen. Vör allem den jungen Rekruten und Soldaten fehlte in der Regel auf sexuellem Gebiet die Erfahrung. Ganz zwangsläufig war der Reifere mit bereits einschlägigen Erfahrungen überlegen. Wir hingen an seinen Lippen, wenn er von Beziehungen zu Frauen und sexuellen Erlebnissen und Praktiken erzählte. Unaufgeklärt hatten wir Schule und Elternhaus verlassen. Jetzt wollten auch wir und zwar tagtäglich etwas vom «Thema Nr. 1» hören und auch Erfahrungen sammeln. Nicht nur mitreden, sondern das Versäumte endlich nachholen; mitzumachen reizte. Andererseits hatten wir schreckliche Angst vor Ansteckung und die Schande, etwa infiziert mit einem Tripper mit mindestens 21 Tagen Arrest bestraft zu werden, wirkte besonders abschreckend.



Teilansicht der Dachsbergkaserne in Sagan: Auf dem Rondell der heute von der polnischen Armee genutzten Kaserne steht jetzt als einzige Veränderung ein T 34 als Denkmal. Der Adler mit dem Hakenkreuz über der Eingangstür ist natürlich auch entfernt.



Die Brücke zur Freiheit: Sagan mit Boberbrücke. Die Brücke wurde 1945 zerstört.



Ergebnis eines schlechten Fahrers: Auf der Fahrt zur Kaserne in Sagan hat er seinen Panzer III durch ein Brückengeländer in den Hammerbach, einem Nebenfluss des Bober, gefahren.



Mit dem «Kopf» im Wasser: Nach dem ersten Bergungsversuch liegt der Panzer jetzt auf dem Turm im Wasser. Mit den Abschleppseilen wird er anschliessend von einer Reihe anderer Panzer umgekippt und herausgezogen.



Im Wochenendurlaub im Riesengebirge:
Mit den damals sehr modernen Keilhosen sowie Lederhandschuhen, die durch die mütterliche Hand aus einer Jungvolklederhose genäht waren. Im Hintergrund die Hampelbaude.

Der Panzermann fährt Ski: Im Dienst in Sagan als Führer eines Skitrupps in feldgrauer Uniform mit (ungeeigneter) Schirmmütze



Panzer III auf einem Transportzug zur Front. Richtung Moskau Halt auf schneebedeckter Strecke vor Wjasma.



Erster Kontakt mit dem russischen Winter: Panzertransport bei grosser Kälte (-42°) in Wjasma.



Verständigung mit Wörterbuch: Das Transportkommando und ein italienischer Eisenbahner vor einem preussischen III.-Klasse-Abteil wagen bei einem Halt vor Brindisi.



Erste Endstation des Transportes. Panzer III mit kurzer 5-cm-Kanone in Brindisi abgeladen.

Typisch deutsche Gründlichkeit – wie im täglichen Leben während der Hitlerdiktatur. Alle und alles wurde registriert und überwacht – so auch das Werkzeug für einen Panzer: Auf dem Schraubenschlüssel ist die Fahrgestellnummer des betreffenden Panzers eingraviert.



Erneut auf Schiene: Nach einem Schneefall sind die Panzer von Brindisi wieder auf der Eisenbahn. Transport jetzt auf dem Weg nach Neapel.



Zweite Endstation: Neapel. Menschenleerer Hafen von Neapel (1942).

Das Saganer Begleitkommando hatte 10 Tage lang in Neapel mehr oder weniger herumgelungert. Die Stadt begeisterte uns sehr, und so entstanden eine Reihe von Fotografien und trotz Verbot auch solche vom Hafen. Natürlich ging die schöne Zeit schnell zu Ende. Wir erhielten Afrika-Uniformen, um die Panzer nach Afrika zu transportieren und – wie es zunächst hiess – bei der kämpfenden Truppe zu bleiben. Aber dann kam doch noch die erlösende Frage, ob wir wirklich nach Afrika wollten oder doch lieber nach Sagan zurück. Der Offizier musste! Ein Mann wollte sich für Afrika entscheiden, der Rest fuhr nach Sagan zurück. Später habe ich den Soldaten, der nach Afrika wollte, wiedergetroffen. Er erzählte, dass sein Schiff mit den verladenen Panzern bereits im Golf von Neapel durch Torpedotrefen gesunken war. Zwar konnte er sich schwimmend retten, erlitt aber erhebliche Verbrennungen im Gesicht.

Auf der Rückfahrt nach Sagan nahm jeder von uns eine grosse, sperrige Holzkiste voll gekaufter Waren mit. In meiner Kiste befanden sich auch zwei Seidenhemden, die ich bei einem Herrenausstatter gekauft hatte, der trotz des Krieges eine friedensmässige Warenkollektion präsentierte. Wir fuhren mit dem Schnellzug für Fronturlauber (SF 568), der täglich um 7.54 Uhr von Neapel abfuhr und am nächsten Tag um 16.58 Uhr in Berlin-Anhalter Bahnhof ankam. Die Fahrt ging über Rom, wo Aussteigen verboten war – es war eine für durchreisende Soldaten gesperrte Stadt – nach München, und nach mehrmaligem Umsteigen mit unseren Kisten gelangten wir nach Sagan zurück und hatten den üblichen %-Stundenmarsch vom Bahnhof zur Dachsbergkaserne vor uns. Die Kisten transportierten wir auf einem Wagen.

In der Freizeit konnte ich im Saganer Tennisclub mit Soldaten und Offizieren, vor allem aber mit den Mitgliedern dieses Clubs Tennis spielen. Dadurch machte ich auch die Bekanntschaft einiger angesehener Bürger dieser Stadt, und es folgten fast friedensmässige Einladungen. Am 12./13. September 1942 fand sogar ein Wettspiel des Saganer Tennisclubs (Saganer SV) gegen den TV 1861 Cottbus statt. Eine gemischte Mannschaft fuhr nach Cottbus, wobei mit «gemischt» nicht nur die gemischten Doppel (Damen und Herren) gemeint sind, sondern vor allem die Herrenmannschaft: sie bestand aus Offizieren, Unteroffizieren, Panzersoldaten und einer Reihe von Zivilisten. In meine Tennispartnerin Karin hatte ich mich sehr verliebt. Ich musste jedoch erkennen, dass der «kleine Gefreite» eine Nummer zu klein war. So habe ich sie nicht einmal mehr bei meinem kurzen Aufenthalt in Sagan 1944 wiedergesehen. Die hübsche Anita aus einem Fotogeschäft versorgte mich mit Schwarzweiss- und Farb-Umkehrfilmen (der Schwarzweiss-Film kostete 2,- RM und der Farbfilm 3,50 RM).

Ein Mitglied hatte eine sehr grosse Schallplattensammlung, und so kam ich in den Genuss, Musik zu hören. Man hatte nach dem Krieg auch darüber gesprochen, dass manche Musiker und Dirigenten, wie z.B. W. Furtwängler, sich in den Dienst der Nazis gestellt hätten und dass sie sich dadurch an der verhängnisvollen Kriegsbegeisterung vieler Deut-

scher verschuldet hätten. Ein Konzert konnte damals gar keine grössere Mehrheit des Volkes erreichen, es gab ja noch kein Fernsehen, und nur wenige besaßen ein Radio; Plattenspieler und Schallplatten waren eine Seltenheit. Für jemanden, der an der Front kämpfte, war es nicht vorstellbar, mit Furtwänglers Beethoven im Ohr oder einer monumentalen Plastik von Breker («Die Kameraden oder Die Vergeltung») vor Augen zum Heldentum animiert und der Musik oder der Kunst wegen in den Kampf zu ziehen. Während des Kampfes zählte ohnehin nur das Durchkommen. Die Soldaten, mit denen ich zusammen war, interessierten sich nur selten für klassische Musik. Etwas anderes empfand man beim Klang preussischer Militärmärsche; mit Militärmusik verband sich etwas Soldatisches, Zackiges mit siegreichem Schlachtgetümmel und für den Durchschnittsdeutschen die Erinnerung an die kaiserliche Zeit, mit einer Epoche des Glanzes. Mir machte es als Soldat Spass, nach den Klängen eines Militärmarsches hinter einer Militärkapelle durch ein Örtchen mitzumarschieren. Das war's dann aber auch.

Das Interesse des Soldaten galt dem Essen – er schob ja permanent Kohldampf – und, soweit Gelegenheit vorhanden war, den Frauen. Er wollte seine Ruhe haben und möglichst oft in Urlaub fahren. Im Grunde waren es die Erhaltungstrieb: Fressen – Saufen – und auch Huren. Die Pflege der Bildung bei der Wehrmacht war Fehlanzeige. Man konnte zwar von der Wehrmacht Bücher kaufen, die der Bildung dienen sollten; gelesen wurden sie aber kaum. Ganz andere Motive spielten immer wieder eine Rolle für das Verhalten des Einzelnen beim Kampfeinsatz: Kampfaktivitäten mit dem einzigen Ziel, einen Orden oder eine Auszeichnung zu erhalten. Mit einem Orden an der Brust konnte man für jedermann sichtbar beweisen, dass man mutig gekämpft hatte. Ich habe Kommandanten erlebt, die nicht eher ruhten, bis sie eine bestimmte Anzahl feindlicher Panzer abgeschossen hatten, die ihnen dann das «Eiserne Kreuz» einbringen würden, und als nächstes schielten sie nach dem Ritterkreuz.

Zurück zu dem Hauptinteresse aller Soldaten, der Verpflegung. In einem Brief an meine Mutter schrieb ich am 1. 10. 1941 aus Sagan: «Morgens esse ich nur zwei Scheiben Brot, weil es nicht mehr gibt. Die Tagesration beträgt 500g Brot. Mittags fasse ich dann noch so lange nach, bis nichts in mich hineingeht, d.h. 10 bis 15 Kartoffeln. Trotzdem habe ich dauernd Kohldampf und könnte bereits nach 10 Minuten wieder ein Stück Brot essen. Aber in einer Stadt wie Sagan mit so viel Militär bekommt man kaum ein markenfreies Essen. Sonntags erscheint die Speisekarte mit zwei bis drei gestrichenen Speisen, und wenn man etwas Besonderes haben will, muss man bereits um 10.15 Uhr im Lokal sitzen.» Diese Sorgen waren der Tenor meiner Briefe. Daneben kam oft die Bitte, mir Geld zu schicken, damit ich in einem Lokal was Essbares ergattern könnte. Keine Not herrschte dagegen bei den Zigaretten, besonders den Marken NIL und JUNO, und an Toilettenartikeln, wie Kölnisch Wasser oder Zahnpasta.



**Ausflug in die römische
Vergangenheit: Torbogen
in Pompeji vor dem Vesuv.**



Schilderung der Verpflegungssituation auf dem Tennisplatz zu Sagan: Mit den Händen zeigt der Saganer Soldat die geringe Brotmenge an, die es jetzt nur noch für einen Tag gibt.

NSDAP. Kreis Freiburg i. Br.

Ortsgruppe: *Waldsee* z. *10* Bl. *01*

Empfangsbescheinigung

Fräulein Böttger Familien Hof
Name und Adresse des Spenders
Hausstr. 9

Stück	Gegenstand
3	P. Pulswärmer
1	P. Helm
2	P. Gummisohlen
1	" Skifussstümpfe
2	Wappstiefel
3	P. Socken
2	" Pulswärmer
2	" Wickelgummisohlen
1	Schal

Bitte Wartung!

Freiburg im Breisgau,
15. Januar 41

[Signature]
Ortsgruppenleiter

0/0197



Auch ein Einsatz bei der Kartoffelernte:

Gemeinsam mit Juden, französischen Kriegsgefangenen und italienischen Landarbeitern täglich zehn Stunden Kartoffeln einsammeln.

Heimat spendet für die Soldaten: Empfangsbescheinigung der NS-Partei. Neben Kleidung wurden auch Ski und Schallplatten mit Grammophon gesammelt.



Schwarz und weiss: Panzersoldaten bei einer Skiausbildung im Glatzer Bergland. Grotesk die schwarze Uniform im weissen Schnee. Der zweite Panzersoldat ist gegen Ende des Krieges als Feldwebel – ausgezeichnet mit dem Ritterkreuz – gefallen.

Während der Saganer Kasernenzeit wurde die Brotration für uns Soldaten weiter reduziert. Auf der Abbildung auf Seite 35 zeige ich mit zwei Fingern den herumstehenden Mitgliedern des Saganer Tennisclubs wieviel Brot es jetzt nur noch an einem Tag gibt. Damit mich der Hunger nicht zu sehr plagte, schickte mir meine Mutter ab und zu Brotmarken.

Mein Weg zum Tennisplatz führte an einer Bäckerei vorbei. Mit der Verkäuferin hatte ich jedesmal kräftig geflirtet und ihr tief in die Augen geschaut. Dies zeigte Wirkung; sie gab mir jedesmal Brot ohne Marken. Unglückseligerweise hatte sie einige Wochen später just in dem Augenblick aus einem rückwärtig gelegenen Fenster mit angesehen, wie ich eine Schöne vor der Tennisanlage heiss küsste. Das nächste Mal begrüßte sie mich kaum noch und die markenlose Brot- und Kuchenzeit war damit vorbei.

Im Oktober 1942 musste ein Teil meiner Kompanie zum Kartoffeleinsatz nach Rothenburg (Schlesien) aufs Land. Auf einem grossen Kartoffelfeld drehte ein landwirtschaftlicher Traktor (Lanz-Bulldog) mit angehängter Kartoffelauswurfmaschine (Schleuderradroder) seine Runden. Etwa alle 10 Minuten kam das Fahrzeug an uns vorbei und während dieser Zeit mussten die herausgeworfenen Kartoffeln eingesammelt sein. Wir verrichteten diese Arbeit gewissermassen wie Zwangsarbeiter zusammen mit italienischen Landarbeitern und Landarbeiterinnen sowie französischen Kriegsgefangenen. Neben unserer Soldatengruppe arbeitete gemeinsam mit uns im gleichen Einsatz auch eine Gruppe von 30 Juden, die durch einen aufgenähten gelben Stern auf der linken Brust auffielen. Es waren vorwiegend Frauen, denen man ansehen konnte, dass sie früher bessere Zeiten gesehen hatten, weil die meisten von ihnen tadellose Skianzüge trugen. Die Arbeit war hart, besonders auch wegen des zeitweise sehr schlechten Wetters. Bei Schneeschauer, Regen und Frost litten beim Kartoffelbuddeln von 7.00 bis 12.00 Uhr und von 13.00 bis 18.30 Uhr vor allem die Finger. Für die ungewohnte Schinderei gab es als einen gewissen Ausgleich ein sehr gutes Essen. Einmal bekamen wir sogar Rehbraten mit Kraut und Sosse und natürlich Kartoffeln. Zwischendurch klauten wir eine grosse Anzahl von Äpfeln und hatten bald so viele Äpfel, dass es zu einem Paket nach Hause reichte. Im November des gleichen Jahres mussten wir nochmals zum Rüben-einsatz. Auch hier war die Arbeit ungewohnt und nicht angenehm, insbesondere wegen des kalten Novemberwetters. Wir waren uns aber bewusst, dass es angenehmer war, Rüben zu stechen, als in Russland eingesetzt zu sein, wo neben dem Kriegsgeschehen nach einem zum Erliegen gekommenen Vormarsch bereits eine extreme Kälte herrschte, wie ich bei einem Transport nach Wjasma selbst erlebt hatte und wie uns ein zurückgekommener Feldwebel erneut berichtete.

Obwohl ich Angehöriger der Panzertruppe war, wurde im Januar 1943 bei uns in Sagan eine Skiausbildung durchgeführt. Die Führung war sich wohl nicht ganz sicher, ob immer genügend Panzer verfügbar sein würden, deshalb sollten die Panzersoldaten auch als Infanteristen im Schnee

zu kämpfen verstehen. Wir übten mit den Skiern zu laufen, anzugreifen und zu schießen. Als Wochenendurlauber konnte ich zweimal über Krummhübel ins Riesengebirge zum alpinen Skilaufen fahren. Die Fahrt war etwas umständlich; von Sagan war Krummhübel erst nach viermaligem Umsteigen in Sorau, Kohlfurt, Lauban und Hirschberg zu erreichen.

Mit einem befreundeten Feldwebel, der kurze Zeit später zur Kriegsschule kommandiert, sich beim Waffenreinigen durch die Hand schoss, aber trotzdem als Leutnant die Schule verließ, wohnte ich im Haus «Bergheil», wo es Essen ohne Marken gab. Wir stiegen zum kleinen Teich über die Hampelbaude auf und liefen mit Begeisterung mal wieder «richtig» Ski. Anfang Februar 1943 musste ich mich beim Kompaniechef melden, angeblich weil ich versetzt werden sollte. Es handelte sich jedoch um einen Skikurs (10.2.1943) in Kronstadt über Habelschwerdt im schlesischen Glatzer-Bergland. Neu war die hier benutzte Skibindung (Heeresflachlandbindung), die im Bewegungsprinzip einer heutigen Langlaufbindung entsprach. Man zog über die normalen Schuhe einen Überschuh aus Leder, der mit zwei Ösen an den Skibacken befestigt war. Mit dieser Bindung, die an jeden Ski passte, konnte man hervorragend Langlaufen. Zum Abfahrtslauf war sie natürlich ungeeignet.

Am 18. Februar 1943 hielt Goebbels in einer gewaltigen Kundgebung im Berliner Sportpalast seine berühmte Rede über die 10 sogenannten «Schicksalsfragen des deutschen Volkes». An dieser Kundgebung nahmen Verwundete von der Ostfront, Ritterkreuzträger, Eichenlaubträger, Rüstungsarbeiter, Soldaten, Ärzte, Wissenschaftler, Künstler, Ingenieure, Architekten, Lehrer, Parteifunktionäre, Beamte und Angestellte und Tausende von deutschen Frauen teil.

Goebbels tat zunächst einmal kund: «Ich kann also mit Fug und Recht sagen, was hier vor mir sitzt, ist ein Ausschnitt aus dem ganzen deutschen Volk an der Front und in der Heimat. Stimmt das?» Der Sportpalast erlebte im Augenblick dieser Frage eine Demonstration der Begeisterung, wie sie selbst diese alte Kampfstätte des Nationalsozialismus nur an besonderen Höhepunkten nationalen Geschehens erlebt haben kann. Die Masse sprang wie elektrisiert von ihren Plätzen. Wie ein Orkan brauste ein vieltausendstimmiges «Ja» durch das weite Rund. Was die Teilnehmer dieser Kundgebung erlebten, machte den Eindruck einer Volksabstimmung und Willensäußerung, wie sie spontaner keinen Ausdruck finden konnte.

Ein weiteres Zitat aus dieser Rede war: «Ihr also, meine Zuhörer, repräsentiert in diesem Augenblick die Nation, und an Euch möchte ich zehn Fragen richten, die ihr mir mit dem deutschen Volke vor der ganzen Welt, insbesondere aber vor unseren Feinden, die uns auch an ihrem Rundfunk zuhören, beantworten sollt.» Dann stellte er die 10 Fragen, auf die die Menge jedesmal aufsprang und wie in einem einzigen Schrei ihre Zustimmung gab.

Die berühmteste dieser Fragen lautete. «Wollt ihr den totalen Krieg?» Auch diese Frage wurde mit tosendem Jubel bejaht.



Es begann jetzt die Zeit, da immer mehr Soldaten auch aus meinem persönlichen Bekanntenkreis fielen. Der Krieg rückte bedrohlicher Weise näher. Als einer der ersten war der bekannte Freiburger Skiläufer Rudi Cranz gefallen, dann kam die Nachricht vom Tode einer Vielzahl von Kameraden aus meiner Schule und der Hitlerjugend.

Während meiner Stationierung in Sagan wurde mir dann auch Heimaturlaub gewährt. Die Eisenbahnfahrt nach Freiburg war recht umständlich und langweilig, aber – mit dem Heimaturlaubschein in der Tasche – die Erfüllung höchsten Landserglücks. Cottbus, Frankfurt a.d. Oder, Halle, Dresden waren je nach der Fahrtroute die Städte, über die der Zug fuhr. In der Regel war man auf die Schnellzüge für Fronturlauber (SF) oder öffentliche Züge mit Wehrmachtsabteil (DmW, EmW, PmW) angewiesen; wenn man Glück hatte, konnte man auch von einem Bahnhofsoffizier eine Genehmigung für einen normalen D-Zug erhalten.

Während der Zugfahrt, wie auch an Bahnhöfen, kontrollierte stets und überall Feldgendarmarie die Urlauber. Wir Soldaten nannten sie Kettenhunde, weil sie an einer Kette um den Hals einen Ringkragen mit aufgeprägtem Adler trugen. Sie überprüften die Marschbefehle und Fahrkarten und liessen auch schon mal die Gasmaskenbüchse öffnen, um zu kontrollieren, ob sie auch wirklich die Gasmaske und nicht etwa versteckte Butterbrote enthielt.

Während einer Urlaubsfahrt konnte ich bei einem Halt in Leipzig meinen Onkel Albert Böttger besuchen. Er hatte am 14. April 1924 in Leipzig ein Heim für berufliche Erziehung gegründet. In diesem Haus wurden lernbehinderte und sozial benachteiligte Jugendliche in Gartenbau, Holzbearbeitung, Metallfarben, Haus- und Bauwirtschaft gefördert und eine Berufsausbildung angeboten. Trotz grosser Erfolge wurde mein Onkel in der NS-Zeit abgelöst. Die Lebenshaltung der Schwachsinnigen sollte jetzt auf das Lebensniveau von Naturvölkern abgesenkt werden. Nach 1945 wurde mein Onkel wieder Leiter der Schule, die heute seinen Namen trägt.

Zum Tode verurteilt

In der Saganer Dachsbergkaserne befand sich zeitweise ein Panzermann, der aus meinem Wohnquartier in Freiburg stammte. Als einen von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Jungen, gross und gut gewachsen mit superblonden Haaren, kannten ihn die Jungen und vor allem die Mädchen im Quartier recht gut. Ich selbst sah ihn gelegentlich mit seinem Bruder, mit dem ich in der selben Jungvolkeinheit Dienst tat. In Sagan hörte ich durch einen Tagesbefehl von ihm und seiner Geschichte, wie er mit völlig untauglichen Mitteln durch den Krieg durchkommen wollte. Seine Geschichte vollzog sich in drei Akten.

Im ersten Akt sass er zur Verbüssung einer Strafe zunächst im Bau, dem Soldatengefängnis innerhalb der Kaserne. Dieses gefiel ihm nicht. Er floh aus dem Bau, versteckte sich und brach in der Dunkelheit in eine Schreibstube und in das Zimmer eines Feldwebels ein. Danach desertierte er mit dem Diebesgut, das ihm in die Hände gefallen war: eine gestohlene Pistole, Wehrmachtpapiere und einige Dienststempel. Er war zunächst untergetaucht.

Der zweite Akt spielte mitten in Leipzig. Auf der Strasse spazierte ein gutaussehender junger Offizier in Luftwaffenuniform, dekoriert und mit einem grossen Verband um den Kopf. Ein Fliegerheld, so dachten sicher viele, die diesem Idealbild eines Helden begegneten. Ein Feldwebel, der ebenfalls aus Freiburg und aus demselben Quartier stammte, sprach ihn an. «Hallo, Mensch D., was machst Du denn hier?» Der Fliegeroffizier beging jetzt den grössten Fehler seines Lebens, indem er den Feldwebel anschnauzte: «Wer sind Sie, dass Sie mich mit ‘Du’ ansprechen? Ich kenne Sie nicht, machen Sie, dass Sie weiterkommen!» Der Feldwebel ging weiter und wusste sofort, dass hier etwas faul war, denn er hatten den aus dem Quartier bekannten Jungen genau erkannt und spürte, dass dieser ihn auch erkannt hatte. Er hätte natürlich die Angelegenheit auf sich beruhen lassen können, jedoch alarmierte er die Feldgendarmerie, die sofort den Fliegeroffizier kontrollierte. Die Papiere waren von der Feldgendarmerie auf der Stelle als gefälscht und die Kopfbinde als Attrappe erkannt. Ganz schnell wurde der desertierte Panzermann entlarvt. In der Nacht konnte er noch ein grosses Loch in seine Zellenwand graben; zu einer Flucht war es nicht tief genug.

Der dritte Akt spielte wieder in Sagan. Beim Morgenappell verlas der Spiess einen Tagesbefehl: Der Panzersoldat D. war degradiert und zum Tode durch Erschiessen verurteilt. Die Exekution sollte am Nachmittag in einem Kiefernwäldchen in der Nähe von Sagan stattfinden. Dann bestimmte der Spiess das Erschiessungs-Begleitkommando.

Ich hätte als Zuschauer an der Erschiessung teilnehmen können. Der Spiess stellte es bei seinem Morgenappell jedem Soldaten frei, auf einem LKW zur Hinrichtungsstätte zu

fahren, um den Vollzug des Todesurteils selbst mitzuerleben. Ich war nicht dabei.

Die nach der Erschiessung zurückgekehrten Soldaten berichteten, dass D. keine Angst vor dem nahen Tod zeigte. Es war eine merkwürdige Situation. Er, der durch die Desertion dem möglichen Soldatentod entfliehen wollte, sah nun ganz gelassen dem Tod entgegen. Mit den Händen an einen Pfahl gebunden, schüttelte er noch im Anblick der auf ihn gerichteten Karabiner des Erschiessungskommandos mit einer eleganten Kopfbewegung sein Schiffchen von den blonden Haaren. Es erfolgte das Kommando «Feuer», und dann peitschten die tödlichen Schüsse. Man könnte fast sagen, er ist wie ein Held gestorben. Da er den Soldaten, die ihre Gewehre auf ihn gerichtet hatten, noch zurief: «Schiess nicht auf mein Gesicht», könnte man auch sagen, er ist wie ein schöner Held gestorben.

So gelangte dieser junge Soldat, der durch diesen Krieg ohne Einsatz durchzukommen hoffte, letztendlich genau dahin, wo er partout nicht hin wollte: wie ein Held zu sterben. Diese Stunde der Erschiessung wurde für die begleitenden Soldaten zu einer jener Demonstrationen der Macht des Hitlerstaates, der unerbittlich auf Disziplin und Gehorsam achtete und einen Deserteur ohne Gnade erschossen liess – auch noch in den Mai-Tagen 1945, als der Krieg wirklich verloren war. Wir jungen Soldaten bekamen jetzt gewissermassen hautnah demonstriert, wohin Gehorsamsverweigerung und erst recht Fahnenflucht führte.

Heute würden wir Stubeninsassen von damals ein Todesurteil, wie es im Falle D. gefällt und vollstreckt wurde, als brutal und ungerecht empfinden. Aber damals, in den Zwängen der Wehrmacht, herrschten andere Ansichten und Gefühle, die nicht vergleichbar mit der heutigen Zeit sind. Wir Soldaten, wie wir auf unserer Stube zusammensassen, waren nach dem Bericht unseres Kameraden erschrocken. Er erzählte nicht nur vom Tode eines der Unsrigen, sondern von der Exekution in unmittelbarer Nähe. Wir waren erschüttert von der Todesschilderung, kritisierten jedoch nicht die Härte des Urteils, sondern nahmen es auf, wie wir es bei der Ausbildung gelernt hatten: «So geht es, wenn man Fahnenflucht begeht.»

Dabei kritisierten wir auch die Dreistigkeit, ja Dummheit von D. Bei den permanenten Wehrmachtskontrollen, aber auch beobachtet von Haus-, Block- und Zellenwart in der Heimat, konnte der Ausbruch und Auftritt als «Fliegeroffizier» nicht gutgehen.

ZUR 24. PANZERDIVISION NACH FRANKREICH

Mein Aufenthalt bei der Transporttruppe dauerte deshalb zwei Jahre, weil ich immer wieder durch Krankheiten wie Gelbsucht, Magenulcus oder wegen eines Karbunkels ein Lazarett aufsuchen musste und der Lazarettarzt mich für längere Zeit nur für GvH (Garnisonverwendungsfähig Heimat) erklärte. Wenn man bedenkt, dass mittlerweile der Krieg in vollem Gange war und Hitler befohlen hatte, jeder Soldat soll Frontbewährung erhalten, dann schlug meine Stunde der Versetzung zu einer kämpfenden Truppe relativ spät.

Nach meinem Abschied aus Sagan, schrieb ein Stabsunteroffizier an meine Mutter einen Brief: «Armin ist nun fort, und bei seiner Abfahrt konnte ich ihm noch das Geleit geben. Ich wäre gern mit ihm gefahren, aber mich hat ein Befehl zur Standarte 'Feldherrnhalle' verschlagen.» Dieser Brief zeigt, dass man als Soldat nur selten Einfluss hatte auf die Einheit, zu der man kommandiert wurde, dass man auch von der Wehrmacht zu einer SA- bzw. SS-Einheit versetzt werden konnte. Auch ich landete in den letzten Kriegslagen bei einer ehemaligen SA-Truppe, dem Panzerkorps 'Feldherrnhalle'. Trotzdem eröffneten sich auch im Krieg Möglichkeiten, den täglichen Lebensablauf unter den gegebenen Umständen erträglicher zu gestalten und den Weg als Soldat – innerhalb allerdings minimaler Grenzen – zu beeinflussen. Man musste den Willen und Mut dazu haben und bereit sein, ein gewisses Risiko in Kauf zu nehmen, um sein Schicksal in eigener Initiative selbst in die Hand zu nehmen. Davon will ich später erzählen.

Zunächst ging es am 5. April 43 nach Frankreich, wo ein Truppenverband aufgestellt werden sollte. Der Abschied von Sagan vollzog sich unter vielen Tränen, und der letzte Akt war ein Marsch von der Kaserne zum Bahnhof. Voran marschierte noch ein Spielmannszug, der «Die Stunde des Abschieds» unter anderem mit dem sehr schmissig als Marsch gespielten Faust-Walzer von Berlioz untermalte. Am Bahnsteig im Bahnhof Sagan angekommen, zog mich mein Freund, der damalige Uffz. Graf Posadowsky-Wehner², sofort in sein Zugabteil mit einem Schild «Reserviert für Wachtmeister». Schüchtern meinte ich: «Mensch Heynco, ich kann doch nicht als kleiner Gefreiter in einem Abteil für Portepée-Uffz. Platz nehmen». Doch er erwiderte ganz überlegen: «Ich habe meinen Platz bereits, und wenn einer von denen protestiert, weil ich dich auch mitgenommen habe, dann bekommt er ein paar Eier geschenkt». Von seinem Gut in Schlesien hatte er genug und vorzügliches Essen dabei. Die Wachtmeister bekamen auch ohne Protest ihre Zusatzverpflegung. Der Graf, in allen Situationen souverän, verstand es schnell, seine Umgebung in seinen Bann zu ziehen. Während der Zug nach Frankreich fuhr, spielten mehrere Wachtmeister, ein Unteroffizier und ein Gefreiter in bester Stimmung Skat. Die mit mir versetz-

² Sein Onkel war Staatssekretär und von 1897 bis 1907 Stellvertreter des Reichskanzlers gewesen. Als Deutschnationaler war er Gegenkandidat Friedrich Eberts bei der Wahl zum Reichspräsidenten durch die Nationalversammlung in Weimar.

ten Soldaten füllten zwei Eisenbahnzüge. Die Fahrt ging über Dresden zum Rhein bei Worms, dann über die Grenze. Schliesslich erreichten wir als ersten Quartierort Brionne in der Normandie und bezogen Privatquartiere. Kampfpanzer waren an diesem Standort noch nicht vorhanden, sondern nur ein paar französische Beutepanzer zur Ausbildung.

In einem kleinen Geschäft versuchte ich zum erstenmal, mit der Verkäuferin das in der Schule gelernte Französisch praktisch anzuwenden. Sie war recht hübsch, und die französische Plauderei hatte wenigstens den Erfolg, dass ich eine Menge Gewürze kaufen konnte, die ich sofort nach Hause schickte. Ein paar Erinnerungsfotos blieben. Im Allgemeinen haben es die französischen Frauen vermieden, sich mit einem deutschen Soldaten in der Öffentlichkeit zu zeigen. Nach ein paar Tagen ging es weiter nach Epaignes, einem Ort mit 800 Einwohnern, der 11 km von Port-Audemer und 25 km von Lisieux entfernt liegt. Dann kamen auch die Panzer, die sich als Sturmgeschütze entpuppten.

Es sollte hier eine neue 24. Panzerdivision aufgestellt und ausgebildet werden. Die 24. Panzerdivision war aus der ostpreussischen 1. Kavallerie-Division, die nach dem Polen- und Frankreichfeldzug noch in Russland gekämpft hatte, und das Panzer-Regiment 24 aus dem Reiter-Regiment 2 hervorgegangen. Als äussere Anerkennung für die ruhmreiche Geschichte der deutschen Kavallerie verfügte am 25. Oktober 1941 der damalige Oberbefehlshaber des Heeres, Generalfeldmarschall von Brauchitsch, dass die neu aufgestellte 24. Panzerdivision weiter das goldgelbe Paspel (farbiger Nahtbesatz) an der Mütze, den Kragen und Schulterklappen tragen solle. Während bei der gesamten deutschen Panzertruppe die Waffenfarbe rosa war (die Nachrichtentruppe hatte hellgelb), trug als Ausnahme die 24. Panzerdivision die goldgelbe Farbe.



Wachtmeister mit Orden

Traditions-Regimenter des Reiter-Rgt.2,
Angerburg/Ostpreussen, späteres Panzer-Rgt. 24



Entsprechend der Sprachregelung eines Reiterregimentes war der Hauptmann auch hier ein Rittmeister, der Feldwebel ein Wachtmeister und die Kompanie eine Schwadron. Auch das Divisionszeichen, das auf jedes Fahrzeug gespritzt war, entsprach der Tradition der Kavallerie: Es stellte einen springenden Reiter dar, der über eine Hürde setzt. Diese besondere Regelung sollte dokumentieren, dass es sich bei der neu aufgestellten Division um eine Traditionstruppe des Heeres handelte. In einem Flugblatt, von russischen Flugzeugen abgeworfen, wurde die 24. Panzerdivision als «die Bluthunde von Woronesh» tituliert. Damit wurde aber nicht auf eine Greuelthat an der Bevölkerung angespielt, sondern es war vielmehr der schnelle Vormarsch der 24. Panzerdivision gemeint, die nach Überschreiten des Don im Juli 1942 in die Stadt Woronesh eindrang.

v. Senger u. Etterlin schreibt in seinem Buch über die 24. Pz.-Div., dass dieser Division mit dem springenden Reiter eine besondere Rolle bei der Verfolgung der russischen Truppen zugedacht war. Sie hätte am 17. oder 18. Juni 1942 den grossen Donbogen überschreiten können, um als starker Panzerkeil den Kaukasusraum zu erreichen. Dies gelang deshalb nicht, weil der Nachschub an Betriebsstoff versagte. Die Kriegsgeschichte hat nicht voll geklärt, wen die Schuld an diesem Versagen trifft. Nach H.G. Dahms hat Hitler dieses Missgeschick dem Feldmarschall v.Bock zur Last gelegt und ihn seines Kommandos enthoben.

Die 24. Panzerdivision ist danach im Kessel von Stalingrad verblutet oder in die russische Gefangenschaft marschiert. Teile der Division, die ausserhalb des Kessels verblieben waren oder Angehörige der Division, die verwundet bzw. aus anderen Gründen in der Heimat stationiert waren, bildeten nun den Kern der neu aufzustellenden Division.

Mein Schwadronschef, Oberleutnant Hupe, hatte die Aufgabe, uns mit den Sturmgeschützen vertraut zu machen, und er erfüllte sie, in dem er auf preussischer Zucht und Disziplin bestand. Aber nun erschien es mir nicht als Schliff, vergleichbar mit der Rekrutenzeit in Böblingen. Die Sturmgeschütze III (Ausführung G) hatten im Gegensatz zum Panzer III oder IV, die uns aus der Saganer Zeit vertraut waren, nur vier Mann Besatzung. Der Turm war nur wenig in der Horizontalen drehbar, so dass das Sturmgeschütz immer frontal zum Ziel stehen musste, um mit der Kanone oder dem MG das gegnerische Ziel treffen zu können (das Fahrgestell entsprach dem eines Panzers III mit sechs Laufrollen; die Kanone war eine 7,5 cm L. 48-Langrohr).

Zur Aufmunterung besuchte uns einmal eine Wehrmachtsbetreuungsgruppe. Eine Musikkapelle spielte und begleitete ein buntes Programm, in dem auch Tänzerinnen auftraten. Eine von ihnen sang: «Michael, bin ich nicht eine Frau für dich?»; sicher doch – dachte die Mehrzahl der Zuhörer, auch wenn keiner von uns Michael hiess.

Ein anderes Mal sprach ich bei einem Spaziergang nach dem Dienst mit meinem Schulfranzösisch eine junge französische Frau an. Das auf der Schule gelernte Französisch reichte hierzu aus, und es war einer jener Augenblicke im Soldatendasein, wo das in der Schule Gelernte für das Leben gelernt war. Wir unterhielten uns nur über Alltäglichkeiten, aber ich hatte den Eindruck, dass ich ihr sogar etwas mehr als nur sympathisch war. Sie führte ein kleines Andenkengeschäft in Lisieux und, um sie zu besuchen, fuhr ich verbotenerweise mit dem Fahrrad über Corneilles, wo eine Nachbarschwadron stationiert war, nach Lisieux. Durch die Beförderung zum Obergefreiten fühlte ich mich als langgedienter Soldat, der in der Abwägung von der Sehnsucht nach frischer Liebe und dem Befehl, das Stationsörtchen Epaignes nicht zu verlassen, jetzt selbst bestimmen konnte, der Minne den Vorzug zu geben. Das Andenkengeschäft un

mittelbar neben der Kirche in Lisieux fand ich schnell. Das Fahrrad an die Hauswand gelehnt, trat ich ein (21. Mai 1943). Nach einem ersten «Bonjour Madame» schauten wir uns im Dunkel des Geschäftes in die Augen. Sie war schrecklich nervös, schenkte mir einen Talisman, und dann stieg ich wieder auf das Fahrrad, um möglichst ungesehen nach Epaignes zurückzukommen. Wir hatten ausgemacht, uns zu schreiben, und so gab ich ihr meine Adresse und informierte sie, dass sie einen Brief entweder mit der normalen französischen Post und postlagernd nach Epaignes schicken oder aber den Brief einem Soldaten geben sollte, dann jedoch mit meiner Feldpostnummer 46780 E – und nur mit ihr – als Adresse.

Sie hatte den Unterschied der Adressierung wohl nicht verstanden oder wollte mit einer möglichst umfangreichen Adresse den Brief schneller und sicherer in meine Hände gelangen lassen. Zu sicher, wie sich herausstellte. Ein paar Tage später verkündete der Spieß beim Morgenappell den Befehl: «Obergefreiter Böttger, 12 Uhr, Chef, Stahlhelm!» Ein auf diese Weise angekündigter Rapport bedeutete nichts Gutes. Jeder konnte aus diesem Befehl entnehmen, etwas Besonderes war vorgefallen, etwas, das dann auch meist die Konsequenz einer Bestrafung durch Arrest nach sich zog. Mein Freund Graf P. sprach perfekt französisch. Vor meinem Rapport gab ihm der Schwadronschef einen an mich adressierten Brief mit einer doppelten Adresse, auf der sowohl «Epaignes» als auch zusätzlich meine Feldpostnummer vermerkt war. Aus dem «entweder-oder» hatte die Französin ein «sowohl als auch» gemacht. P. übersetzte den Brief. Er begann mit «A mon tendre Armin» und erzählte von den Gefühlen junger Liebe. P. konnte mich noch kurz informieren, und so wusste ich immerhin, worum es ging, als ich um 12 Uhr mit aufgesetztem Stahlhelm die Hacken zusammenschlug und mich zur Stelle meldete. Einer strengen Befragung folgte die Belehrung, dass ich gegen die Geheimhaltung verstossen hätte; der Standort einer Feldpostnummer müsste streng geheim gehalten werden. Der Schwadronschef hatte aber nach der Übersetzung durch meinen Freund erkannt, dass es sich hier um einen harmlosen Liebesbrief

handelte und im Grunde kein militärisches Geheimnis verletzt worden war. So kam ich mit einem «Anschiss» davon. Meine französische Liebe schrieb mir in weiteren Briefen, dass sie nun einen deutschen Sprachkurs besuchen werde. Und dann hat sie mich in Epaignes besucht, nachdem sie mir in einem Brief geschrieben hatte: «Noch drei Tage trennen uns, den einen von dem anderen, wie lang das ist!»

In Epaignes überflogen uns öfters englische Jagdflugzeuge, die Flugblätter abwarfen. Später beschossen sie mit Maschinengewehren unser Örtchen. Dann kamen englische bzw. amerikanische Bombenflugzeuge, die Bomben abwarfen. Die deutsche Flak konnte ein Flugzeug abschiessen. Drei Mann der Besatzung sprangen im Fallschirm ab, wir mussten sie mit Fahrrädern suchen. Einen von ihnen, der sein Bein gebrochen hatte, fanden wir. Er hatte einen Fallschirm aus Seide vorzüglichster Qualität, die mich ausserordentlich beeindruckte. Ebenso fand ich seine Kombination hervorragend. Er trug Schokolade bei sich, so wie Tabletten, die für 6 Stunden Ermüdungserscheinungen verhindern sollten. Ein paar Tage später flogen 150 viermotorige Bomber ganz tief über unser Örtchen. Sie hatten uns Gottlob nicht gesehen, jedoch kam in der Nacht ein englischer Jäger, der von einem Lichtschein angelockt, mit seiner 2-cm-Bordkanone losballerte und dabei einen schlafenden Unteroffizier ins Bein traf.

Zu Schiessübungen fuhren wir mit unseren Sturmgeschützen auf einen Truppenübungsplatz bei Falaise, wo wir in Zelten übernachteten. Beim Übungsschiessen mit der Kanone schossen wir zuerst in ein Kartoffelfeld, um anschliessend die herausgeschossenen Kartoffeln zu sammeln. An den Abenden ging ich mit den Besatzungsmitgliedern meines Sturmgeschützes hamstern.

Einmal besuchten wir die berühmten Seebäder Trouville und Deauville. Die Truppe fuhr mit einem LKW ans Meer, wo ein Stückchen Strand zum Baden freigegeben war. Die grossen Strandhotels in Deauville waren verlassen und teilweise mit Tarnanstrich versehen, und auf den vielen Tennisplätzen wuchs meterhoch das Gras bzw. Unkraut. Das Spielcasino in Trouville war natürlich geschlossen. Dagegen konnte man in den Restaurants fast friedensmässig ohne Probleme Hummer, Austern, Seezunge und Roastbeef bekommen. Für einen Soldaten ein herrlicher, im Krieg aber sehr seltener Ausflug! Auch nach Rouen – wo noch viele Cafés intakt waren, in denen man Eisportionen, Erdbeeren, Pfirsiche oder Kirschen erhielt – kam ich einmal, da ich mir von einem Wehrmachtsoptiker eine neue Brille anpassen lassen musste.

Gelegentlich feierte die Schwadron gemeinsam mit viel Alkohol. Die Feiern wurden verschönert durch einen Unteroffizier, der eine Ziehharmonika dabei hatte und mit Musik für unsere Unterhaltung sorgte, wobei auch sogar das englische Lied der «Siegfriedlinie», auf der die Engländer ihre Wäsche aufhängen, gespielt wurde. Er war ein prächtiger Kamerad. Man erzählte, dass er einen jüdischen Grossvater hatte. Dies spielte für uns nicht die geringste Rolle.

In den zahllosen Tagen des Exerzierens mit dem Sturmgeschütz hatte ich mittlerweile gemerkt, dass das «ärmste Schwein» der Besatzung der Fahrer ist. Er war immer im Einsatz, besonders bei der Fahrt, während dann die übrigen Besatzungsmitglieder, vom Kommandanten abgesehen, mehr oder weniger nur mitfahren und vor sich hindösen konnten. Ganz überraschend kam ich aus Frankreich mit ein paar Mann am 8. Juni 1943 zu einem Lehrgang nach Neisse in Schlesien (3. [K] Bat. Sturmgeschütz-Ers.-Abt. 300). Es sollte eine Spezialausbildung werden, aber in Neisse angekommen, wusste in einem riesengroßen Durcheinander keiner etwas mit uns anzufangen. So ergab sich für mich ganz unvorhergesehen die Gelegenheit, einen Kurs als Funker zu absolvieren. Ich griff sofort zu, da ich hoffte, in Zukunft von der Fahrerposition auf den Funkerplatz wechseln zu können. Zur Funkerausbildung gehörte auch das Morsealphabet, das mir von der Jungvolkusbildung her bereits bekannt war. In der Hauptsache betraf die Schulung jedoch den damals neuen Sprechfunkverkehr, der keine besonderen Fähigkeiten erforderte und zur Verständigung der Panzerbesatzungen untereinander diente.

Auf der Fahrt nach Neisse nutzte ich zusammen mit meinen Kameraden einen halbtägigen Aufenthalt in Paris zu einem ausgiebigen Spaziergang durch die Hauptstadt Frankreichs, der uns über den Triumphbogen und der Flamme am Grabmal des unbekanntes Soldaten mit der berühmten Inschrift «ICI REPOSE UN SOLDAT FRANÇAIS MORT POUR LA PATRIE, die Champs Élysées, am Grand Palais vorbei und über die Seine zum Invalidendom führte. Begeistert von der Stadt Paris fotografierte ich Strassen und Bauwerke vom Triumphbogen bis zum Invalidendom. Hier stellten sich drei Panzersoldaten unter das Denkmal Napoleons zu einem Gruppenfoto. Sie träumten damals noch von einem Sieg der Panzertruppe und ahnten nicht, dass sie ein Waterloo vor sich hatten.

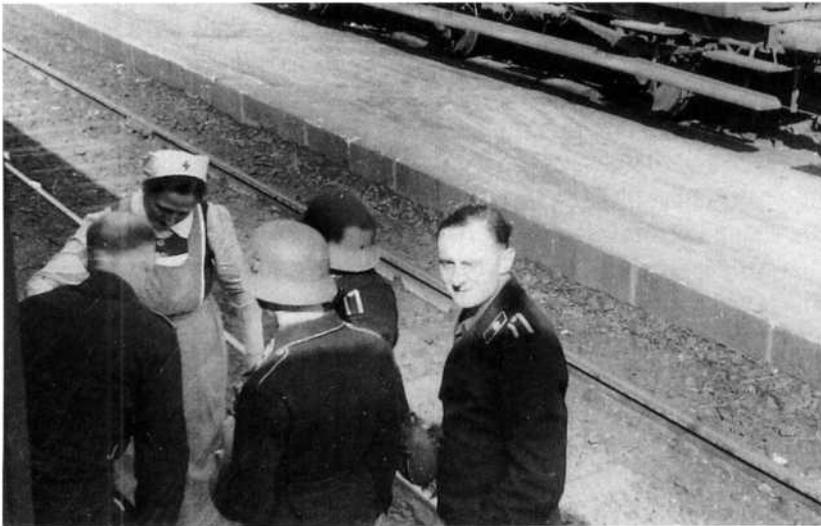
Wieder zur Truppe nach Frankreich zurückgekehrt, fuhr ich nicht mehr ein Sturmgeschütz, sondern war als Funker eingeteilt. Je länger wir in Frankreich lagen, desto mehr verdichteten sich die Gerüchte, dass es bald an die Front ginge; es war uns natürlich auch bewusst geworden, dass ein kampfkraftiges Panzerregiment nicht ewig in Frankreich liegen würde. Die Gerüchte von einer baldigen Verlegung nach Italien verstärkten sich noch durch die plötzliche Bewilligung eines Kurzurlaubs in die Heimat. Mit der Eisenbahn ging die Urlaubsreise über Strassburg nach Freiburg.

Über die Gründe einer Verlegung nach Italien hat W. Warlimont aus dem Hauptquartier der Deutschen Wehrmacht berichtet. Nach einem Wortprotokoll einer Lagebesprechung vom 25. Juli 1943 sprach Hitler:

«Also an sich, eine Panzerdivision, das ist die 24., ist fertig. Das wichtigste ist, dass man die 24. Pz.-Div. sofort in den Raum (südlich des Brenner) herunterzieht, so dass die 24. Pz.-Div. hier sofort durchgezogen wird, auf irgendeiner der Bahnlinien, dass man das



Nach Frankreich:
Durchfahrt durch
Dresden – Aufnahme
aus dem Transportzug
zeigt die «schönste
Stadt Europas» an der
Elbe: Schloss, Hof- und
Frauenkirche, Brühlsche
Terrasse und Semperoper



**Betreuung zwischen den
Gleisen:** Rotkreuzschwester
bei einem Zughalt.
Unteroffizier, Soldaten und
die «Wache» mit Stahlhelm
füllen ihre Feldflaschen mit
Kaffee. Rechts Uffz. Graf
Posadowsky mit der Feld-
flasche in der Hand



**Begegnung mit französischer
Freundin:** Bei einem offenen
Verkauf auf der Strasse in
Epaignes.



Gulaschkanone als zentraler Punkt: Der Koch mit seiner transportablen Küche

Eine Sängerin weckt Sehnsucht: «Michael, bin ich nicht eine Frau für Dich?». KdF-Truppenbetreuung in Epaignes (3.7 1943).

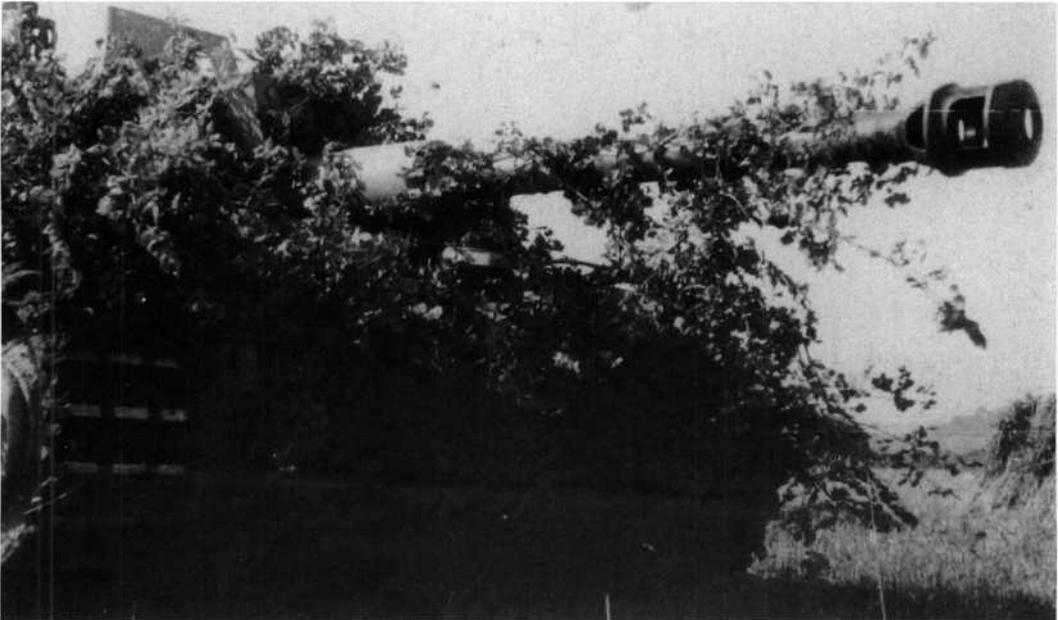




Mit den Sturmgeschützen in Epaignes: Sturmgeschütz III G mit 7,5-cm-Kanone (L 48). Das vordere Sturmgeschütz hat eine zusätzliche Panzerung am Bug des Fahrgestells und eine Nebelwurfanlage (über der ersten Stützrolle)



Erste Ausbildung am Panzer? Es waren Sturmgeschütze, die später die 9. und 11. Schwadron übernahmen.



Während einer Übung bei Falaise: Sturmgeschütz mit Laub getarnt



Wachtmeister als Offizier vom Dienst mit dem Unteroffizier vom Dienst:
Die Diensthabenden tragen einen Stahlhelm. Beide sind nicht aus dem Krieg heimgekehrt. Der Wachtmeister fiel am 4.8.1944 als mein Kommandant, der Uffz. – mein Freund Graf P. – am Ende des Krieges.

Ein paar Stunden in einem Ort der grossen Welt:
In Deauville – Trouville.
Im Hintergrund das in weiss leuchtende Spiel-Kasino.





Mit den Sturmgeschützen in Epaignes: Hinter den vorderen Antriebsrad sind die sechs Laufrollen und drei Stützrollen der Panzerkette sowie an der Frontpartie die Schrauben für eine zusätzliche Panzerplatte zu erkennen.



Standbild vor dem Invalidendom: Soldaten des 12. Pz.Reg. 24 mit Napoleon (in einer Nische über dem Portal). Napoleon hat sein Waterloo längst hinter sich, die Soldaten haben es noch vor sich.

hier sofort konzentriert, dass sich die Grenadierdivision 'Feldherrnhalle', die so weit sein muss, wenigstens in den Besitz von Übergängen setzt».

Und im weiteren Verlauf:

«Die ersten 5 Divisionen sind also da, dann haben Sie aber auch die 24. Pz.-Div. schon so weit?»

Jodl: «Dann ist auch die 24. Pz.-Div. so weit.»

Hitler: «Die muss man hier herein tun, das ist ganz sicher. Wir müssen doch sehen, dass wir schnell eine Division hier herunter kriegen ...».

Und später bei einer Lagebesprechung vom 27/28. Dezember 1943 fragte Hitler: «Wie steht es mit der 24. Pz.-Div.?» Zeitzier: «Da ist ein Werturteil nicht gefällt, die ist aber stark, Kampfwert I.»

Anfang August 1943 erfuhren wir dann definitiv von unserer Verlegung nach Italien, und ein paar Tage später bestiegen wir den Zug zunächst nach Magdeburg. In Magdeburg befand sich das Heereszeugamt, das für den Nachschub an Waffen, Fahrzeugen und Geräten und für Neuaufstellungen zuständig war. Wir liessen die Sturmgeschütze in Frankreich und nahmen in Magdeburg unsere neuen Panzer IV (Ausführung H, 25 to schwer mit Zusatzpanzerung – sog. Schürzen) in Empfang. Man konnte sich nur über den Sinn unserer bisherigen Ausbildung wundern, denn der Panzer IV war ganz anders konstruiert als das Sturmgeschütz, mit dem wir gerade exerziert hatten. Neben einem schwenkbaren Turm, der mit der Hand oder mit Hilfe eines 600 ccm Zweitaktmotors gedreht wurde, bestand die Besatzung aus 5 Mann (Kommandant, Richtschütze, Ladeschütze, Fahrer und Funker). Der Panzer selbst wurde von einem 320 PS Maybach-Benzinmotor angetrieben, hatte im Gegensatz zum Panzer III 8 Laufrollen auf jeder Seite und einem Tankinhalt, der nach einer Fahrt von 130 – 150 km im Gelände aufgebraucht war. Die Bewaffnung bestand aus einer 7,5 cm Kanone (lang) und einem MG im Turm. Ein zweites Maschinengewehr, das in einer Kugelblende schwenkbar montiert war, bediente der Funker. Der Kraftstofftank enthielt 470 l Benzin. Die Länge über alles betrug 7 m und die Breite 3,33 m.



Mit dem Schul-Französisch ein Flirt:
Verkäuferin in einem
Samengeschäft in
Brionne.



Besetztes Paris: Deutsche Soldaten am Triumphbogen (1943). Nicht ohne Erregung schauten wir uns das Grabmal des unbekanntes Soldaten an, mit der berühmten Inschrift: «Ici repose un Soldat Français mort pour la Patrie».



Ausgang nach Magdeburg: 1943 herrscht noch friedensmässiger Betrieb in der Stadt.

SOLDATEN 2. KLASSE ?

Meine beiden Freunde mit jüdischen Grosseltern bei der 12. Schwadron

Adolf Hitler hatte zum zentralen Anliegen seiner Politik die Judenverfolgung bestimmt. Bereits im Programm der NSDAP war festgelegt, dass kein Jude Volksgenosse sein kann. Durch die sog. Rassegesetze wurde verbindlich definiert, dass derjenige als Jude gilt, der von mindestens drei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern abstammt. Als jüdischer Mischling 2. Grades galt derjenige, der von einem oder zwei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern abstammt. Trotz dieser Gesetze konnte in seltenen Fällen ein Mischling die Wehrmachtsuniform anziehen. Altbundeskanzler Helmut Schmidt hat in der «Zeitdiskussion» im März 1995 von seinem jüdischen Grossvater gesprochen. Er habe erst, als er in die HJ eintreten wollte und seine Eltern ihn aufklärten, von seinem Grossvater erfahren. «Und wir haben es fertiggebracht mit fabrizierten Dokumenten das ganze 'Dritte Reich' zu überstehen», erläuterte Schmidt sein 'Durchkommen'. Er hat es bis zum Flakoffizier gebracht und konnte sogar ein «wegen seiner grossen Klappe» eingeleitetes Verfahren wegen Wehrkraftersetzung entgehen. Dazu haben ihm zwei Generalobersten geholfen.

Jetzt sei erzählt wie es den beiden Panzermännern mit ähnlicher Anamnese in der 12. Schwadron des Panzerregiments 24 erging.

Während meiner Dienstzeit bei der Pz.Ers.Abtg. 15 in Sagan lernte ich den Unteroffizier Heinco Graf Posadowsky-Wehner kennen. Wir beide spürten sofort eine gemeinsame Wellenlänge und es entwickelte sich sehr schnell eine enge Freundschaft, wobei der hochgebildete Ältere und Erfahrene, der vor dem Eintritt in die Wehrmacht bereits studiert hatte und neben seiner Muttersprache englisch, französisch, italienisch und auch polnisch sprach, als Gutsbesitzer in Schlesien bereits im Berufsleben stand.

Unter diesen Vorzeichen hatte er ganz selbstverständlich für mich eine Führerrolle übernommen. Auch die anderen Soldaten, die ihm begegneten, waren fasziniert von seiner Persönlichkeit und dies vom Schwadronschef über den knorrig-harten Spiess bis zum letzten Ladeschützen. Wir beide klebten zusammen, im Dienst wie in der Freizeit. Ungezählte Male sind wir gemeinsam von der Kaserne über die Bober-Brücke in unser Garnisonsstädtchen Sagan gewandert. Aber da gab es noch etwas, allerdings nur für die echten Parteigenossen Diskriminierendes: Mein Freund Heinco galt durch seine jüdische Grossmutter als nicht «reinrassig». Dies war bei der 12. Schwadron ohne Bedeutung. Ich habe nicht ein einziges Mal erlebt, dass irgendein Angehöriger dieser Schwadron darüber gesprochen hat,

oder dass Heinco irgendwelche Schwierigkeiten bei uns bekommen hätte. Nach der gemeinsamen Wegstrecke von der Pz.Ers.Abtg. bis zu den ersten Einsätzen mit der 24. Pz.Div. in Russland trennten sich unsere Wege. Er kam auf die Kriegsschule und wurde Offizier.

Wenn man bedenkt, dass im Ersten Weltkrieg Ende 1916 die Anschuldigungen gegen Juden zunahmen und als Folge in der preussischen Armee kein Jude mehr zum Offizier befördert wurde, dann muss man die Beförderung in einem Staat des Ungeheuerlichen als etwas ganz aussergewöhnliches bezeichnen. Man kann wohl unterstellen, dass hier besondere Beziehungen den Weg zum Offizier ebneten.

Ich traf ihn als Leutnant noch einmal kurz in Sagan im September 1944. Nach dem Krieg erhielt ich von seinem Sohn, der, weil viel zu jung, seinen Vater gar nicht kennengelernt hatte, zwei Briefe von Kameraden der letzten Stunde im Leben von Heinco Posadowsky. In dem einen Brief wurde mitgeteilt, dass der Graf am 15.8.1945 mittags im Transportzug in Kohlfurt (in Schlesien) auf der Fahrt zur Entlassungsstelle in Görlitz in der Heimat verstorben ist. Es war ihm infolge allgemeiner körperlicher Schwäche so kurz vor dem Ziel nicht vergönnt, seine geliebte Frau und seine beiden Kinder, von denen er so oft erzählt habe, wiederzusehen. Er wurde von seinen Kameraden unweit des Güterbahnhofs Kohlfurt (Wegliniec – in der Nähe von Görlitz) beigesetzt. Weiter erzählt der Schreiber, dass Posadowsky bei Halbe am 28. oder 29. April 1945 in russische Gefangenschaft gekommen wäre. Am Knie verwundet, wurde er mit der Bahn nach Tschenstochau in ein Lazarett gebracht. Hier musste ihm ein Bein am Oberschenkel amputiert werden. Die Wunde heilte sehr schlecht; obwohl er eigentlich stets wohllauf und guter Dinge war, liessen seine Kräfte doch langsam nach, beschleunigt durch eine Lungenentzündung, die er zwischenzeitlich erlitt. Seine Nachlasssachen, ein silbernes Zigarettenetui und ein goldener Verlobungsring mit einem kleinen Brillanten besetzt, habe eine russische Kapitänin im Lazarett an sich genommen.

Im zweiten Brief ähnlichen Inhalts wird noch angeführt, dass Posadowsky wegen seiner volljüdischen Grossmutter stets Schwierigkeiten im Dritten Reich gehabt habe.

Auf dem Farbfoto in diesem Buch ist deutlich am Ringfinger der rechten Hand neben dem Ehering dieser erwähnte schmale Ring zu erkennen.

Zu den Freunden Heinco und Armin gesellte sich in Frankreich der Unteroffizier Achim Dohany, der nach dem Abitur bereits sechs Jahre Wehrdienst auf dem Buckel hatte. Bei ihm beeinflusste ein jüdischer Grossvater die soldatische Laufbahn. In Friedenszeiten trat er in das Reiter-Regiment 2 ein und durfte als eine bittere Fügung seines Lebens nach zwei Jahren Wehrdienst seine Uniform nicht ausziehen und studieren, sondern musste sie weiter tragen und in den Krieg ziehen. Achim war ein prächtiger Kamerad, und durch viele

Gemeinsamkeiten entstand in den Tagen von Epaignes eine Dreier-Freundschaft. Seine Mutter wohnte in Buchheim ganz nahe bei Freiburg. Durch unsere Feldpostbriefe informiert, trafen sich die beiden Mütter bzw. telefonierten miteinander, um über ihre Söhne zu plaudern und Neuigkeiten zu erfahren. Zu Achims Gepäck gehörte eine Ziehharmonika und so konnte er bei den Schwadronsfesten, die die Truppe zum gemeinsamen Ausspannen und Vergessen mit mehr oder weniger Alkohol zusammenführte, mit seiner Musik für unsere Unterhaltung sorgen. Er spielte sehr gut – mal schmissig wie zu einer Marschmusik gehörend, dann wieder rhythmisch und gefühlvoll englische Schlager.

Seinen Werdegang als Soldat brachte er unter der Überschrift «Soldat – zweiter Klasse» selbst zu Papier:

«1935 stellte mein Vater eine Flasche Cognac in Reichweite und schlug mir vor, nach den Kartoffeln zu sehen. Nach geraumer Zeit zurückgekehrt, fand ich die Flasche leer und meinen Vater sehr vergnügt vor. Er hatte inzwischen alle Kavallerie-Regimenter angerufen und war schliesslich in Ostpreussen fündig geworden, Kommandeur des Reiterregiments 2 war sein Regimentskamerad Göschen; er hatte meine Bewerbung angekündigt.

Als ich, Jahrgang 1917, 1937 eintrat, war Göschen bereits durch v. Saucken, dem späteren General und Träger des Ritterkreuzes mit dem Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten abgelöst. Aber, abgesehen von meinem ‘Makel’, hatte ich keine Sorgen. Ich war als guter Reiter eingetreten. Nachdem ich noch im Unterricht auf die Frage, wann sich der Soldat beschwert mit voller Überzeugung ‘Nie, Herr Leutnant!’ geantwortet hatte, waren retrospektiv gesehen, alle Voraussetzungen für eine reibungslose Rekruten-Zeit geschaffen.

Tatsächlich verhielten sich die Offiziere, soweit im Dienst möglich, eher kameradschaftlich. Ein einziges Mal wurde ich wirklich ‘angepfiffen’, als ich nach kaum überstandener Lungenentzündung auf dem Kasernenhof ohne Kopfbedeckung angetroffen wurde.

Die Unteroffiziere passten sich, von wenigen, aber wichtigen Ausnahmen abgesehen, dem von oben vorgegebenen Klima an. Einen Nachteil aber hatte diese offensichtliche Protektion von Seiten aller Beteiligten, die übrigens, wie ich meinte, auch dienstlich nicht unverdient war: ich fühlte mich eigentlich nirgends ‘zu Hause’. Und das ist bis zum heutigen Tag so geblieben.

Das zweite Dienstjahr war das Schlimmste meiner Soldatenzeit und wirklich erniedrigend – aber der Soldat beschwert sich nicht. Zum Oberreiter befördert und also ohne Qualifikation zum Stubenältesten, wurde ich ‘Funktioner’ und damit Putzer des Unteroffiziers S., der seine Feindseligkeit durchaus nicht verbarg. Ich verlor jegliches

Interesse und rächte mich durch Faulheit. Nach zwei Jahren allgemeinem Wehrdienst konnte ich nicht entlassen werden. Der Krieg war ausgebrochen.

Einzigster Trost war meine Abstellung in die Abteilung 'Vorgesetzten-Pferde', die v. Christen, damals Regiments-Adjutant, gehen liess. Je ein Pferd aus jeder Schwadron. Guter Reitunterricht, lange Ausritte – sogar auch einzeln ins Gelände. Später einmal sollte ich mich revanchieren und v. Christen eine erste Einweisung am Panzer IV geben!

In den ersten Kriegslagen wurde ich endlich von S. befreit. Wegen ungebührlichen Verhaltens ihm als Schwadronstrupp-Führer gegenüber wurde ich 'strafversetzt' in den Zug meines von mir verehrten Rekruten-Offiziers, Lt. Twer. Ähnliches sollte mir noch einmal passieren. In Stalingrad von einem Unteroffizier der Feigheit bezichtigt, musste sich der Soldat nun doch einmal beschweren. Wieder war die Folge sofortige Versetzung – diesmal aber in allen Ehren.

'Sommer zu Pferde in Polen' nannten wir diesen ersten Kriegsabschnitt. Auf dem Dienstpferd meines Schwadrons-Chefs, Rittmeister Masuhr, beritten gemacht, war ich dessen ständiger Aufmerksamkeit sicher: auch nach dem längsten Marsch musste der hartmüde 'Pirat' noch einwandfrei am Zügel gehen.

Schon in Frankreich im Einsatz wurde ich zum Kommandeur befohlen. Saucken eröffnete mir, er könne mir leider das in Polen hochverdiente EK II nicht geben. Er liess sich durchaus anmerken, wie widerwärtig ihm diese Mitteilung war, jedoch konnte die Reaktion des honorigen Offiziers den Schock für den jungen Soldaten kaum mildern. Später wurde diese Diskriminierung gemildert. Bereits vor Stalingrad hatte ich das EK I erhalten.

Im Laufe der Zeit und des Kriegsalltags diente ich mich zum letzten mir erlaubten Mannschaftsdienstgrad hoch. Zawadski fragte mich einmal, was denn mit mir los sei? Auf meine Erklärung meinte er: 'Trösten Sie sich Dohany, ein guter Schnaps hat 50%!' Getröstet hat mich das zwar nicht, aber doch erheitert. Schliesslich wurde auch der 'eisgraue' Stabsgefreite respektiert nach dem Motto – alte Leute wissen schon.

Drei Tage bevor sich der Kessel von Stalingrad schloss, wurde ich in Urlaub geschickt trotz meines Protestes – ich wollte den endgültigen Fall der Stadt nicht versäumen. Zurückgekehrt stand ich tagelang auf dem Flugplatz herum, trotz allen Bettelns wollte mich – glücklicherweise – niemand in die Stadt einfliegen.

Gemeinsam wurde ich mit ähnlich gelagerten 'Fällen' unter Führung eines ganz jungen Lt. v. Br. zum Pz.Rgt.15 abkommandiert. Dort wurde ich, von der Division zur Neuaufstellung angefordert, zu meiner Überraschung zum Unteroffizier befördert. Erst später erfuhr ich, dass Br. in Kenntnis der Sachlage erklärt hatte, meiner Beförderung stände nichts im Wege.

Als ich mich bei der Division zurückmeldete, erklärte mir v. Knebel-Döberitz (später als Major i.G. letzter Kommandeur der 24. Pz.Div.), ich hätte diese Beförderung ablehnen müssen, und ich gehöre vor ein Kriegsgericht. So ganz ernst hatte er das aber nicht gemeint.

Endlich zum Kommandanten eines Panzers avanciert, fiel ich schon beim ersten Einsatz in Russland im Oktober 1943 aus. Mein übernervöser Richtschütze hatte ohne Befehl geschossen, ich hatte die Hand noch am Abweiser: die Hülse flog heraus und quetschte zwei Finger. Es folgten Hauptverbandsplatz, Feldlazarett und schliesslich Transport im Güterwagen Richtung Heimat. Die Hand war vereitert, ich hatte grosse Schmerzen, und der den Transport begleitende Arzt hatte 20 Schmerztabletten für 1'500 Verwundete. Meine Hand gab ich verloren.

Bei einem Halt auf freier Strecke hielt auf dem Nebengleis ein Lazarettzug. Leere, weissbezogene Betten leuchteten durch die Fenster. Ohne auch nur eine Sekunde zu überlegen, stieg ich um. Eine halbe Stunde später war ich operiert: Die Hand war gerettet. Durch die Vermittlung meines späteren Schwiegervaters – eines Rgts.-Kameraden meines Vaters – gelang die Verlegung aus dem Reserve-Lazarett in das Heimat-Lazarett.

In der Heimat ermöglichte ein verständiger Ortsgruppenleiter später sogar die Heirat. Aber die Rekonvaleszenz dauerte mit viel zu lange. Schliesslich musste ich den menschenfreundlichen Chefarzt nahezu zwingen, mich zu entlassen. Über den Ersatz-Truppenteil gelangte ich zu den Kämpfen in Südpolen wieder zur Truppe und führte nun endlich bis Ungarn einen Panzer.

Es folgte unsere Verlegung nach Ostpreussen. Panzer konnten nicht mitgenommen werden, und wir als zweiter Transport erhielten auch keine mehr. Abgaben an andere Truppenteile waren die Folge. Es war durchaus fürsorglich gedacht, dass man mich statt dessen zu unserer Feldgendarmerie abstellte. Die Folgen waren nicht vorhersehbar.

Zunächst wurde ich mit gezogener Pistole hinter die weichende Front gestellt, mit dem Befehl, jeden ohne erkennbaren Anlass zurückgehenden Soldaten zu erschiessen. Die Kameraden gingen truppweise zurück, aber ich habe nicht einen einzigen Schuss gehört. Die dann folgenden üblichen Aufgaben der Gendarmerie erwiesen sich als problemlos.

Eines Nachts beschwerte sich eine offenbar allein gelassene und damit hilflose Gutsbesitzersfrau, eine bei ihr beschäftigte Russin werde aufsässig. Lt. G., Führer der Feldgendarmerie, erhielt Befehl, sie samt ihren zwei- und zehnjährigen Kindern festzunehmen. G. meldete den Vollzug im Divisions-Stabsquartier und kam mit dem Befehl zurück, alle drei ohne Weiteres erschiessen zu lassen. Als ich die Ausführung des mir diesbezüglich erteilten Befehls verweigerte, wurde mir ein Kriegsgerichts-Verfahren

angedroht. Ich blieb bei meiner Weigerung, aber noch heute mache ich mir bittere Vorwürfe, dass ich nicht versucht habe, diese Morde zu verhindern. Im Dorf herrschte am nächsten Morgen nach dem Fund der Leichen grosse Aufregung, da man mit vollem Recht die Rache der nachrückenden Russen fürchtete. Anfang der 50er Jahre traf ich G. im Kameradenkreise wieder. Nach langem Überlegen unternahm ich nichts.

Wegen Unzuverlässigkeit zum Regiment zurückgeschickt, fand ich meinen 'Haufen', genauer gesagt, dessen Reste, weiter nördlich in einem Waldlager. Mit meinem neuen – und nun letzten Abt.Kdr., Major Kuls, Jahrgang 20, hatte ich in Angerburg im Soldatenchor gesungen.

Bis an die Steilküste des Frischen Haffs zurückgedrängt, bauten wir auf Anordnung von Kuls Flösse. Auf diesen, von unseren letzten Schwimmgewagen gezogen, schwammen wir über das Haff und erreichten die Nehrung. Technisch völlig unerfahren und gleichwohl von Kuls als sein Fahrer eingesetzt, verschuldete ich das Ende des Schwimmgewagens, als ich ihn mit Diesel betankte.

Kuls hatte auf der Nehrung eine bittere Entscheidung zu treffen. Er hatte 30 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften aus den restlichen immerhin über hundert Rgts.-Angehörigen zur Verschiffung ins 'Reich' auszuwählen. Über diese Entscheidung grübelte er eine ganze lange Nacht. Nie vergesse ich die Gesichter der Kameraden, die am nächsten Morgen beim Appell erfuhren, dass sie, abgegeben an andere Truppenteile, in Ostpreussen zu bleiben hatten; es bedeutete ein fast sicheres Todesurteil. Wegen der von ihm getroffenen Auswahl sah er sich nach dem Krieg heftigen Angriffen derer ausgesetzt, denen die Rückkehr auf anderen Wegen gelungen war. Es ist verständlich, aber sehr bedauerlich, dass er sich deswegen völlig zurückgezogen hat.

In Schleswig-Holstein angekommen, erfuhren wir am 8. Mai aus dem letzten Funkgerät die Kapitulation. Totenstille herrschte im Raum. Ich setzte mich an den Flügel und spielte ganz leise 'Deutschland, Deutschland über alles' und glaubte, ich würde es nie wieder spielen. Das erwies sich als Irrtum.

In der folgenden Nacht hatte ich Wache. Kuls kam zu mir, und wir unterhielten uns eine gute Stunde über die Frage, ob Hitler ein grosser Mann gewesen sei oder nicht. Wir kamen damals zu keinem Ergebnis. Dann beförderte mich Kuls – rückwirkend – zum Wachtmeister und R.O.B., 'damit ich später an Offizierstreffen teilnehmen könne!'

Nach der Entlassung aus der Wehrmacht gelangte ich auf allen möglichen Transportmitteln und auch per pedes immer weiter südlich nach Hause.

Nach einigen Schwierigkeiten in der französischen Zone erreichte ich Freiburg/Br. Bereits Anfang November sass ich im Hörsaal der Universität Freiburg und begann mit dem Studium der Rechte.»

Das tägliche Soldatenleben dieser beiden Panzerunteroffiziere verlief in der 12. Schwadron Pz.Reg. 24 völlig normal, man kann sagen (wenn man den Rangunterschied Gefr. – Uffz. nicht berücksichtigt), genauso wie bei mir. In der Frage der Beförderung zum Offizier bestanden allerdings erhebliche Unterschiede. Und schliesslich hat der letzte Abteilungskommandeur des Pz.Rgt. 24 bei der bitteren Entscheidung nur 30 von über 100 Angehörigen dieses Regiments zur Verschiffung aus dem Kessel Ostpreussen zu bestimmen, trotz der nationalsozialistischen Rassengesetze Achim Dohany ausgewählt.



Achim mit seiner Ziehharmonika.



Soldat zweiter Klasse?:

Heynco (links im Bild) mit dem Verfasser.



Heynco trägt am Ringfinger der rechten Hand einen kleinen Verlobungsring mit einem kleinen Diamanten und zwei kleinen Saphiren, den später, nach seiner Verwundung, ein weiblicher russischer Offizier neben seinem Zigarettenetui im Lazarett entwendet hat.

ZWISCHENSPIEL IN OBERITALIEN

Am 17. August 1943 verluden wir die eben in Empfang genommenen Panzer auf die Eisenbahn und fuhren Richtung Brenner. Mittlerweile kannte man mich als einen Soldaten, der fortwährend fotografierte und somit einer Vielzahl seiner Kameraden zu Bildern ihrer Soldatenzeit verhalf. Mein Schwadronschef, der meine Fotoleidenschaft sehr förderte, erlaubte mir während der Bahntransporte auf dem Panzer im Freien zu sitzen. Hingegen musste die übrige Truppe die Fahrt im Waggon verbringen, da zuvor bei einer anderen Schwadron ein Soldat durch den Kontakt mit der Oberleitung, und ein weiterer Soldat, auf dem Panzer stehend, von einem Tunneleingang getroffen, zu Tode gekommen war. Durch diese «fotografische» Auszeichnung sass ich bei stets herrlichem Wetter auf der Funkerluke und erlebte diesen Panzertransport von Magdeburg bis Parma in luftiger Rundumsicht. In Parma ging unsere Reise zu Ende. Die Panzer wurden ausgeladen, und auf der Strasse gab es sofort einen ersten Anpfiff. Der Schwadronschef befahl über Funk-«Zugführer zu mir». Wir wussten, das konnte nichts Gutes bedeuten. Der Chef hatte sämtliche Zugführer zu sich befohlen, weil sich die Panzer nicht ordentlich «in Reih und Glied» auf der Strasse bewegten. In schneidendem Ton und mit nur halbgeöffnetem Mund tat er seinen Zugführern kund: «Fahren Sie nicht wie ein Sauhaufen auf der Strasse, sonst wird die Schwadron was erleben.»

Gemeint waren Straf- oder Sonderübungen. Mit unseren Panzern fuhren wir – jetzt präzise einer hinter dem anderen – auf der Strasse der Römer «Via Aemilia» über Reggio nach Modena. Hinter Modena erkannte der Kommandant des anführenden Panzers an einem Holzpfeiler neben einer Reihe von taktischen Zeichen auch ein Schild mit dem springenden Reiter und einem verschobenen Rechteck als Symbol für das Panzerregiment 24. Dies war der Wegweiser für unser Regiment. Die Panzer bogen von der Strasse ab und zu unserem zukünftigen Quartier, einer Traubenplantage in der Nähe von Bologna.

Eines Tages lief uns ein junger, kleiner, braunweisser Hund zu, eine Promenadenmischung, und wollte unbedingt bei der Besatzung 1241 bleiben. Dieses kleine Hündchen schaute uns so treuherzig an und schien sich um und in unserem Panzer ausgesprochen wohl zu fühlen, so dass Kommandant und Besatzung beschlossen, diesen Hund als Maskottchen unserer Mannschaft zu behalten. Wegen seiner unbeholfenen und tapsigen Bewegungen nannten wir ihn «Tapsi». Unser neuer Freund war stets um uns herum, frass auch schon mal den Inhalt einer Pfanne, die zum Brutzeln auf ein Feuerchen gesetzt worden und für einen kurzen Augenblick unbeaufsichtigt geblieben war.

Für unsere Spaziergänge hatten wir aus weisser Kordel, die um den Hals oder durch eine Schulterklappe gezogen als Befestigungsband für unsere Pistolen diente, ein Halsband ge-

macht und führten damit Tapsi an der Leine. Tapsi blieb bei uns bis zu den ersten Angriffen in Russland. Wir hätten ihn gerne auch weiterhin als den kleinen Hund von 1241 im Panzer behalten, aber während der Angriffe hätte es sich gar nicht vermeiden lassen, dass er schon einmal von einem Gegenstand getroffen oder eingeklemmt worden wäre. So haben wir ihn an unseren Tross weitergereicht. Bei meinem späteren Aufenthalt in Kirowograd habe ich Tapsi noch einmal gesehen, als ein Soldat unseres Trosses mit ihm an der Leine spazierenging. Mit seinen kurzen Beinen stand er bis zum Bauch im Schneematsch. Er tat mir richtig leid, und ich bekam Schuldgefühle darüber, dass dieser kleine Hund durch uns aus seiner sonnigen italienischen Heimat vertrieben wurde und jetzt durch den russischen Matsch waten musste. Seltene Schuldgefühle und dann auch nur wegen eines kleinen Hundes!

Der gräfliche Unteroffizier, mit dem ich nach wie vor eng befreundet war, sprach auch sehr gut italienisch und blieb somit weiterhin in der bevorzugten Dolmetscherposition. Bereits beim Eisenbahntransport von Magdeburg nach Parma profitierte die 12. Schwadron von den Sprachkenntnissen und vom Verhandlungsgeschick meines Freundes. Zwischen Brenner und Trient lief bei einem Transport waggon eine Achse heiss. Die italienische Bahnhofsverwaltung – immerhin zu jenem Zeitpunkt noch durch die Achse Berlin-Rom mit uns verbunden, wenngleich auch diese Achse bereits heissgelaufen war und kurz vor dem Bruch stand – tauschte den Waggon nicht aus. Die Eisenbahner erklärten vielmehr, keinen Ersatzwaggon zur Verfügung zu haben. So stand unser Zug unmittelbar an der Etsch, und wir Panzermänner konnten beim schönsten Wetter in den sehr reissenden Fluten baden. Mittlerweile verhandelte der gräfliche Unteroffizier weiter. Zunächst noch ohne Erfolg, besprach er die Situation mit unserem Spiess: «Sie haben doch noch Geld in der Schwadronskasse?»

«Ja, warum?» «Können Sie mir nicht etwas für die italienischen Eisenbahner geben?» Der Spiess gab und der Graf verhandelte. Nur ein paar kurze Augenblicke später rollte ein Austauschwaggon heran. Der betreffende Panzer wurde umgeladen, wobei der Fahrer einen schlechten Tag erwischt hatte. Etwas zu forsich zog er auf den Holzbohlen des Waggons die Lenkbremse an. Der Panzer rutschte mit einer Kettenseite vom Waggon ab. Durch mühsames Hin- und Herfahren – wobei Panzersoldaten Holzbohlen unter der Kette anhäuften – kam der Panzer schliesslich auf den Waggon zurück. Ein weiteres Beispiel von Bestechung zum Wohle der Schwadron wird später erzählt.

In unserem Quartier kaufte der Graf jeden zweiten Tag Gemüse für die Truppe ein. Die ganze Umgebung war ihm schnell bekannt, und er konnte auch beim Geldumtausch sehr behilflich sein. Das Problem war bei diesem Italienaufenthalt, nicht nur überhaupt Geld zu besitzen, sondern es in Landeswährung zu haben. Hoch im Kurs standen Fünfmärk-Silberstücke. Bei dem Durcheinander von Geld und Währung war also mein Freund P. besonders

hilfreich, und mit dem nötigen Kleingeld in der Tasche konnten wir nun auch in Italien zusätzlich Cafés und Bars besuchen. Bei Sondertouren des gräflichen Unteroffiziers durfte ich auch gelegentlich als Beifahrer mitfahren. Während einer solchen Fahrt wurde ich einmal Zeuge der Allmacht einer Offiziersuniform, wenn sie mit dem nötigen autoritären Auftreten getragen wird, so als habe sich seit dem Hauptmann von Köpenick nichts geändert. Ein Leutnant hatte mit P. als Führer und mir als Träger einen Güterwagen entdeckt, der mit Cinzano-Wermut und Sektflaschen beladen war. Mit dem Öffnen der Waggons wurde nicht lange gefackelt. Wir waren gerade beim Ausladen, als ein Wachsoldat ankam und mit einem: «Halt, stehenbleiben» seiner Bewacherfunktion gerecht werden wollte. Der Leutnant kümmerte sich gar nicht um diesen Soldaten, worauf der sein Gewehr von der Schulter nahm und Anstalten machte, es auf uns anzulegen. Darauf brüllte der Leutnant den Wachmann an: «Mensch! Sie wagen es, auf einen preussischen Offizier anzulegen?» Der Soldat erstarnte vor Respekt vor dem Offizier und war so verschüchtert, dass er uns widerspruchslos gewähren liess.

Der Graf brachte aus einem Urlaub die Parole mit: «Onkel Friederich ist sehr schwer erkrankt.» Verschlüsselt sprach dieser Satz unsere Hoffnung aus, dass Hitler durch irgendeine Aktion und damit sein Krieg ein baldiges Ende nehmen werde. Weiter berichtete Heinco von seinen beiden Kühen, die von der Wiese vor seinem kleinen (Zweit-)Haus in Oberbayern über den Zaun gestiegen waren. Ein vorbeikommender Berliner zog seine Pistole und schoss auf die Kühe. Er hatte beide Kühe getroffen und erhielt für diese Schiessleistung neun Jahre Zuchthaus.

Wir erlebten dann auch noch die Auswirkungen der Kapitulation der Badoglio-Regierung Anfang September 1943. Die Kasernen der jetzt nicht mehr kämpfenden italienischen Truppen von Bologna bis Venedig hatte das Regiment schnell übernommen. Meine Schwadron besetzte ebenfalls italienische Kasernen. Zu diesen Einsätzen fuhren wir mit dem Panzer über das Apenningebirge in ein Quartier bei Pisa. Wir beobachteten dabei einen schnellen Wandel in der Einstellung und in den Reaktionen der Italiener, die uns in der ersten Zeit überall zugejubelt und uns Blumen und kleine Fasces (Rutenbündel mit Beil) mit der Aufschrift «Vincere» angesteckt hatten, nun aber nach der Kapitulation plötzlich feindselig am Strassenrand standen und auch manchmal auf unsere Panzer spuckten. Die italienische Bevölkerung – obwohl kaum vom Krieg gezeichnet – hatte schnell die Achse Berlin – Rom vergessen und sehnte jetzt die Amerikaner als Befreier herbei. Für sie waren wir Soldaten zu Feinden und unsere Panzer Zeichen einer feindseligen Macht geworden, die es jetzt und dazu im eigenen Land erst noch zu besiegen galt. Nur die Bauern im Apenin hatten von diesem Gesinnungswandel noch nichts mitbekommen. Sie winkten fröhlich und legten Zigarren auf unsere Panzer, die so schwarz waren, dass wir zuerst für kleine

Handgranaten hielten. Die italienische Bevölkerung war mittlerweile überzeugt, dass es den Deutschen an den wichtigsten Rüstungsmaterialien, vor allem Gummi, fehlen würde. So kamen immer wieder Italiener an unsere Panzer, um die Laufrollen zu befühlen und staunten, dass wir wirklich noch auf Gummi fuhren.

Bei einem Ausflug nach Viareggio trafen Graf P. und ich zwei hübsche Italienerinnen an einem Strand, der ohne Badegäste leergefegt und verlassen daran erinnerte, dass wir uns mitten im Krieg befanden. Die Italienischkenntnisse meines Freundes verhalfen auch mir zu einem kleinen Strandflirt. Ich ahnte da noch nicht, dass ich 14 Tage später meinen ersten Angriff in Russland fahren würde.

Bereits während unseres Aufenthaltes in Italien hatten wir uns mit den Panzern gut vertraut gemacht. Das Zugehörigkeitsgefühl wuchs, und die Besatzungen waren zu festgefügt und eng verbundenen Zügen zusammengewachsen.

Die Soldaten der 12. Schwadron kannten sich mittlerweile untereinander recht gut. Die 12. war «unsere» Schwadron, und wir waren, je länger Krieg und die Belastungen durch die Einsätze dauerten, stolz, Angehörige einer überlegen geführten und agierenden Panzertruppe zu sein.

Die Identifikation mit dem Pz.Rgt. 24 bzw. der 24. Pz.-Div. war sehr ausgebildet. – Diese Division war geprägt von der Kavallerietradition, durch eine exzellente Ausbildung vorbereitet auf die unterschiedlichsten Einsätze, geführt von erstklassigen Offizieren und Unteroffizieren, von der deutschen Heeresführung sehr geschätzt, aber auch vom Feind als besondere Truppe gefürchtet und geachtet. F.M. v. Senger und Etterlin hat die 24. Pz.-Div. als Verband besonderer Art beschrieben. Diese Truppe war bzw. wurde bei ihren Angehörigen im Feuer des Krieges zu einer echten Einheit und während der Fronteinsätze zu einer Art Heimat. Keiner wollte zu einer anderen Einheit, obwohl gerade die «24.» als eine Art Feuerwehr immer wieder an den Brennpunkten des Kampfgeschehens eingesetzt wurde. Dies ist kein Widerspruch zu den Nischen, dem Fronturlaub, den Stunden der Musse, der Entspannung, die man ersehnte und die man wahrnahm, so oft es ging. Als Soldat im Krieg hatte man die vielschichtigsten Gedanken und Empfindungen, die im Übrigen nur der verstehen kann, der dabei war.

Im Zusammenhang mit dem Opfertod vieler Soldaten der 24. Panzerdivision in Stalingrad sei eine geschichtliche Bewertung eingeschoben:

Die 24. Panzerdivision gehörte zur VI. Armee, die im Trümmerfeld von Stalingrad gestorben ist (B. Scheurig). Somit gehörte ein Grossteil dieser Division zu den 147.000 Gefallenen und den 91.000 Soldaten, die nahezu verhungert und erfroren in sowjetische Gefangenschaft geraten sind, und von denen nur 5.000 in späteren Jahren zurückkehrten (J.C. Fest). Neben Hitler tragen einige Wehrmachtsführer an den Schaltstellen auch Schuld an dem Debakel nicht nur dieser Schlacht, sondern des ganzen Kriegsverlaufes. Während man

von Keitel, als dem damaligen Chef des Oberkommandos der Wehrmacht vielleicht deswegen kaum etwas hörte, weil sein Einfluss auf die militärische Führung im Laufe des Krieges immer geringer geworden war, wird nach dem Nürnberger Todesurteil an Jodl, dem damaligen Chef des Wehrmachtsführungsstabes, über seine Verstrickung mit Hitler viel diskutiert. Viele ehemaligen Offiziere, die Jodl kannten, reagierten empört und fassungslos auf das Todesurteil.

Ohne Frage wird man seiner Frau (L. Jodl) zubilligen müssen, dass sie sich mit ganzer Kraft für die Verteidigung ihres Mannes einsetzte. Aber es bleibt doch unverstänlich, dass Jodl, der nach eigenem Bekunden an weit über 5.000 Besprechungen im Führerhauptquartier teilgenommen und mehr als 2.000 mal den Wehrmachtsbericht geprüft hat, dem Hitler bereits 1941 bekannte, «dass kein Sieg» mehr zu erringen sei, und der selbst 1941/42 den Krieg für Deutschland verloren sah, weiterhin Berater des «Führers» blieb, in dem er nach wie vor einen handlungsfähigen Politiker sah (B. Scheurig). Dabei erscheint es irrelevant, dass Hitler ihm zeitweise nicht mehr die Hand gab und dass für die Ostfront Halders und später Zeitzlers Generalstab zuständig war und der Wehrmachtsführungsstab unter seiner Leitung «nur» für die übrigen Kriegsschauplätze. Tatsache ist, dass Jodl nach Stalingrad noch fast 2½ Jahre, trotz des unwiderruflich verlorenen Krieges (B. Scheurig), in Pflichterfüllung zu Hitler hielt. Was ist das aber für eine Pflichterfüllung, die in dieser Zeit Hunderttausende deutsche Soldaten opferte (ein Opfer gegnerischer Soldaten war sicher für ihn ein Fremdwort). Allein die vielen Fehler Hitlers als oberstem Befehlshaber, die er dauernd begangen hat, hätten einem weitsichtigen Generalstabsoffizier die Augen öffnen müssen. Für diesen Heerführer blieb Kämpfen eine gute und notwendige Angelegenheit, solange es andere traf. Was kümmerten einen Generaloberst Jodl die Soldaten, die nutzlos eingesetzt («verheizt») wurden? Eine Vielzahl von Offizieren aus Hitlers Umgebung sind irgendeinmal von Hitler abgelöst worden. Warum Jodl nicht, und warum hat er sich nicht von diesem Einmann-Diktator getrennt? So kam er in einen tragisch-schuldhaften Gegensatz zu dem einfachen Soldaten, denn dieser wollte keinesfalls an die Front, um sich in einem verlorenen Krieg totschiessen zu lassen. Für das sinnlose Sterben vieler meiner Kameraden, über die noch berichtet wird, trägt auch ein Generaloberst Jodl Verantwortung und mit hoher Wahrscheinlichkeit Schuld. Der bekannte Historiker G. Ritter nennt den hochbegabten Jodl einen fanatischen Gefolgsmann Hitlers. Es fehlte diesem intelligenten und vornehmen Soldaten jeder politische Instinkt und – vor allem – das Eisen im Blut. Von Hitler schlecht behandelt, der im Gegensatz zu fast allen seinen Generalskollegen auch nicht mit dem Ritterkreuz dekoriert war, blieb wie von einer Droge beeinflusst, fasziniert von Hitler.

Als Soldat hat Jodl wie auch Keitel, der, wie man aus der Nachkriegsliteratur entnehmen kann, mit Jodl stets einer Meinung war, durch das Urteil 'Tod durch den Strang' ein bitteres Ende gefunden. Während der desertierte Panzermann D. erschossen wurde, wurden beide als Hauptkriegsverbrecher angeklagt und mussten den entehrenden Gang zum Galgen gehen.

Im Oktober 1991 habe ich nach einer Vorlesung 60 Studenten/innen der Zahnheilkunde gefragt: «Wer war Jodl?» Keine Antwort, «Was war mit Generaloberst Jodl in Nürnberg?» Wiederum keine Antwort. Da war wohl durch die Bank – und nicht nur im Einzelfall – in der Schule einiges versäumt worden.

Unsere Schwadron war in vier Züge aufgeteilt, deren Panzer entsprechend der Zugzugehörigkeit Nummern trugen, wobei sich die vierstellige Nummer aus der Schwadron- und Zugnummer zusammensetzte. Der Zugführerpanzer des ersten Zuges hatte die Nummer 1211, d.h. 12. Schwadron, 1. Panzer des 1. Zuges. Mein Panzer hatte die Nummer 1241, was bedeutete: 12. Schwadron, 4. Zug, 1. Panzer, also Zugführerpanzer. Der Chefpanzer war kenntlich an der Nummer 1251 und sein Begleitpanzer an der Nummer 1252. In der Regel war ein Rittmeister oder Oberleutnant Schwadronschef, während ein Leutnant oder älterer Wachtmeister bzw. Oberwachtmeister einen Zug führte. In der ersten Zeit war ein junger Leutnant mein Kommandant. Später, als die Einsätze schon zu erheblichen Verlusten geführt hatten und nicht mehr genügend Offiziere oder Wachtmeister zur Verfügung standen, befahlten oft auch ältere Unteroffiziere als Kommandanten einen Panzer. Der Funker im Zugführerpanzer, wie auch der Funker des Schwadronschefs war sowohl für den Sprechfunk nach «oben», d.h. zum Schwadronschef (bzw. Abteilungskommandeur), als auch zu den vier zugehörigen Zugpanzern bzw. Zugführer zuständig. Für diesen erweiterten Funkverkehr waren neben dem Sender zwei Empfänger über dem Getriebe installiert. Durch die verschiedenen Ansprechstationen war der Chef- bzw. Zugführerfunker oftmals gezwungen, gleichzeitig einen Funkspruch des Kommandeurs bzw. Schwadronschefs wie auch der vier Zugpanzer aufzunehmen, so dass im Gefecht der Sprechverkehr – noch zusätzlich durch täglich wechselnde Tarnbezeichnungen, wie z.B. Sonnenblume an Aster, kompliziert – viel Konzentration erforderte.

Die Funker der zugehörigen Panzer hatten es leichter, weil sie sich nur auf einen Funkspruch des Zugführers bzw. einen Spruch des eigenen Kommandanten zu konzentrieren hatten. Einerseits durch Ausfälle und andererseits durch Urlaub bedingt, ergaben sich immer wieder Umgruppierungen, und so sass ich während der verschiedenen Einsätze vom Chefpanzer bis zum letzten Zugpanzer (1245) auf sämtlichen Funkerplätzen. Mit meiner Funkertätigkeit war ich soweit zufrieden und tat vor allem nichts, um Offizier zu werden, sondern vielmehr alles, um Landser zu bleiben, indem ich weder durch zu wenig noch durch zu viel soldatischen Einsatz oder Wissen auffiel. Abgesehen von meiner Natur, der

alles Militärische fehlte, und der Einsicht, dass ich – weil zu jung – zum Offizier nicht taugte, und mir jeglicher militärischer Zuschnitt gefehlt hat, war diese Einstellung auch mitbestimmt durch die Tatsache, dass ein Offizier niemals mit seinem Panzer liegenbleiben oder in die Etappe zurückfahren durfte. Er musste bei der kämpfenden Truppe bleiben, in den nächsten einsatzfähigen Panzer umsteigen, während an seiner Stelle dann meist ein Unteroffizier die Kommandantenposition des Schadpanzers einnahm. Zweimal habe ich erlebt, dass mein Panzer beim Angriff durch einen Motorschaden ausfiel und der jeweilige Leutnant als Kommandant in einen funktionstüchtigen Panzer überwechselte. Kurz darauf wurden diese Panzer entscheidend getroffen und beide Offiziere waren gefallen. Nach solchen Erlebnissen drängte es mich nicht auf die Offizierschule. Ich wollte lieber weiter Obergefreiter bleiben, dafür aber mit der Möglichkeit, nicht nur ab und zu, sondern – wie sich noch zeigen sollte – auch längere Zeit mit einer weit vergrößerten Überlebenschance pausieren und durch den Krieg durchkommen zu können. Tatsächlich waren die Verluste an Offizieren bei unserer Panzertruppe sehr hoch. Aus vielen Gesprächen während der gemeinsamen Zeit in Frankreich und Italien wusste ich, dass mein Freund Graf P. ebenso dachte. Bei ihm lag der Grund aber mehr bei dem Wunsch, zu seiner Familie und seinen Gütern nach Schlesien zurückzukehren, um sie ordentlich bewirtschaften zu können. Der an seiner Stelle eingesetzte Verwalter wirtschaftete mehr als schlecht. Seine adelige Geburt, seine Freunde und seine Beziehungen liessen dem Grafen letzten Endes doch nicht die Möglichkeit, sich gegen die Offizierslaufbahn zu entscheiden. Ich sah ihn später in Sagan noch einmal als mittlerweile strammen Offizier wieder.

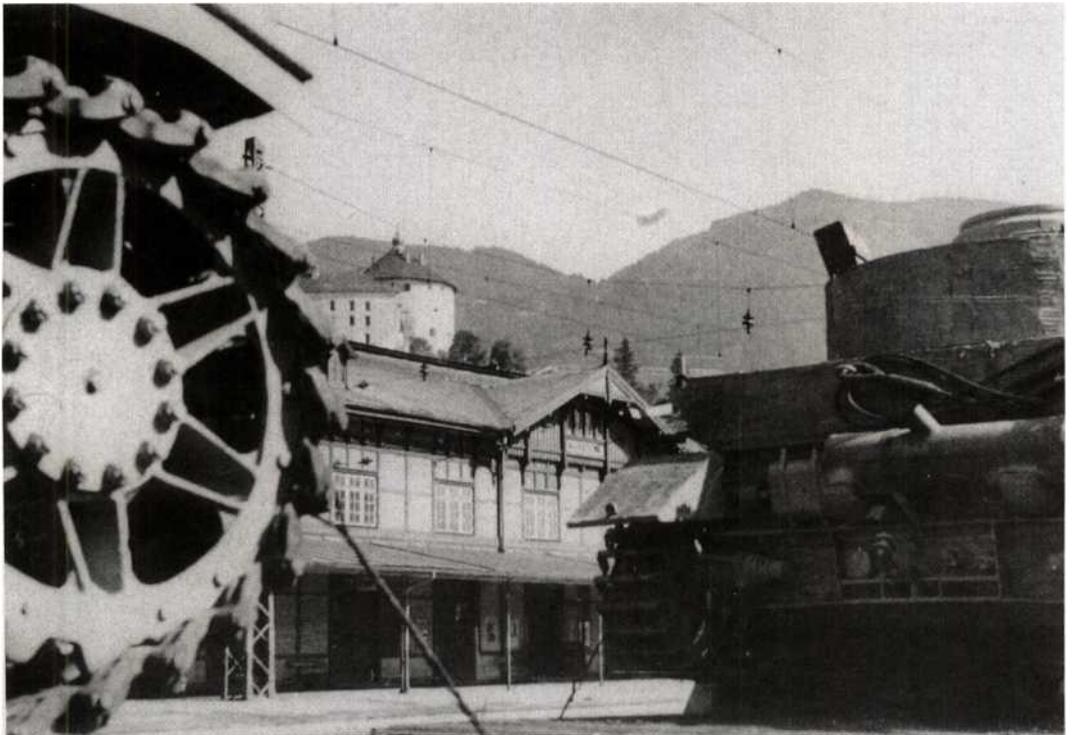
Anfang Oktober 1943 hatten die persönlichen Schreiben unseres Divisionskommandeurs an Hitler, von denen die Soldaten erzählten: «Meine Soldaten wollen nach Russland», den fatalen Erfolg. Der Kommandeur suchte als preussischer Offizier den Kampf und letzten Endes hatten diese Offiziere den Ehrgeiz, mit der Panzerdivision und den zugehörigen Soldaten erfolgreich zu kämpfen. Was die Mannschaften dachten oder wollten, interessierte nicht, konnte in dem Krieg auch nicht interessieren. Abgesehen von der Zeit bei der Transportkompanie (1942-43) hat mich kein Offizier gefragt, ob wir wirklich nach Russland wollten, und ich bin sicher, dass das Gros der Landser nicht zugestimmt hätte. Allerdings hörte ich später von einem Funker beim Stab, dass die 24. Pz.-Div. einer SS-Einheit zugeteilt werden sollte. Darauf habe der Divisionsgeneral von Edelsheim das nächste Flugzeug bestiegen, um ganz schnell bei Hitler persönlich vorstellig zu werden: «Lieber in Russland als 24. Pz.-Div., denn in Italien bei einer SS-Einheit.»

Es ging dann endgültig nach Russland. Vor dem Verladen lagen wir noch ein paar Tage in dem italienischen Kurort Montecatini und warteten auf Waggons, um die Panzer zu verladen. Während in früheren Zeiten die elegante Welt und Künstler Stammgäste waren, be-

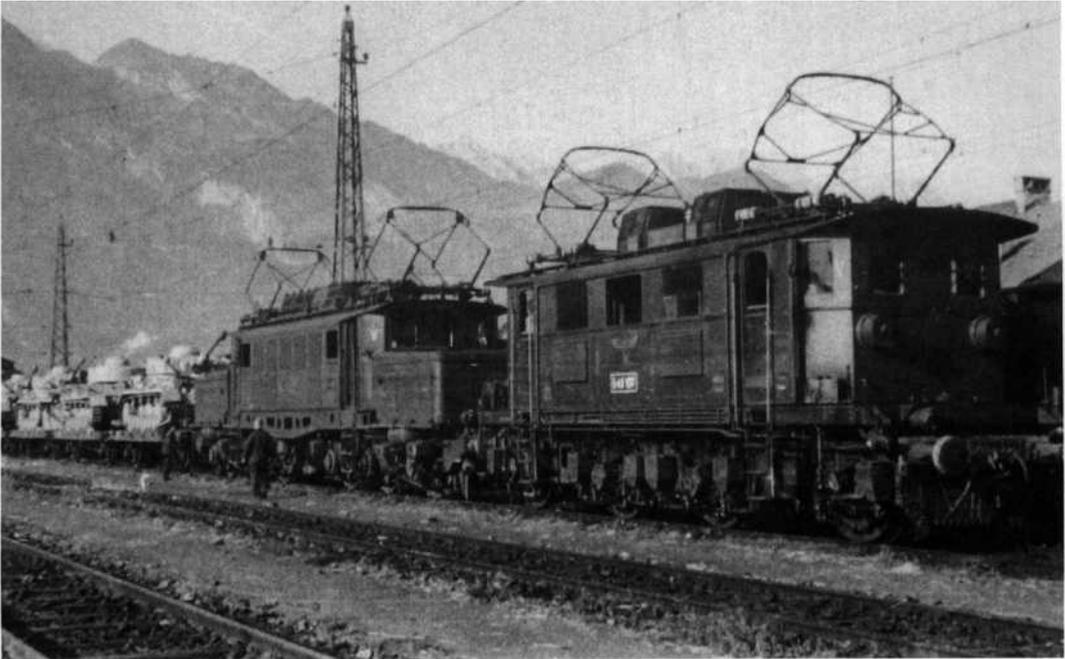
suchten jetzt wir Panzermänner von der 12. die prachtvollen Kuranlagen und Parks. Bei einem italienischen Frisör liess ich mir die Haare schneiden. Während eine junge Frau mir als besonderen Luxus gleichzeitig die Fingernägel schnitt, kam unser Spiess herein, und so konnte er beim abendlichen Appell verächtlich kundtun, dass der «Volksgenosse» Böttger sich heute die Fingernägel maniküren liess. Er sprach nicht von dem Obergefreiten als korrektem Dienstgrad, sondern vollkommen abwertend als Volksgenosse; verbal war ich so bezeichnenderweise degradiert.



Der grosse Bruder: Versteckte Aufnahme (wegen Fotografierverbot) des «Panther» im Heereszeugamt bei Magdeburg



Transportzug nach Italien: Bei einem Halt in Kufstein.



Halt in Innsbruck: Der schwere Transportzug mit doppelter Kraft: Die E-Lokomotiven der Baureihe 45 und 94 ziehen in Kürze gemeinsam den Zug über den Brenner.



Missgeschick eines Panzerfahrers: Nach dem Austausch eines Eisenbahnwaggons mit heissgelaufener Achse hat der Fahrer «gepennt»: Durch zu hartes Anziehen des Bremsknüppels ist ein Panzer beim Verladen vom Transportwagen gerutscht. Deutlich ist der Zimmeritanstrich gegen Hafthohlladungen von Panzernahkämpfern am Panzer zu erkennen.



Elektrische Lokomotiven vor dem Transportzug der 12. Schwadron: Die deutsche E-Lok 44084 bei einem Halt auf freier Strecke. Sofort zieht die Wache auf (Panzermann mit Stahlhelm auf dem Gegengleis).



Am Brenner wurde die schwere, aber elegante italienische E-Lok 636089 – bei einem Halt am 18.8. 1943 in Domegliara (zwischen Gardasee und Verona) – vorgespannt.



Eine weitere FS-Lokomotive der Serie E 428 vor unserem Panzertransportzug.



Nach der Ankunft in Parma:
Ganz selbstverständlich nimmt sich der Mächtige die Vorfahrt vor der Strassenbahn.



Der Schwadronschef und seine Zugführer:
Der Schwadronschef (in der Mitte) vergattert die Zugführer nach der Ankunft in Parma. Die Bevölkerung schaut neugierig zu und versteht doch nichts. Der Italiener mit Hut (links hinter dem Schwadronschef) trägt ein weisses Hemd mit Krawatte, jedoch keine Zahnprothese. Deutlich die Physiognomie eines Zahnlosen.



Im Gänsemarsch: Der «Anschiss» zeigt Wirkung. Die Panzer der 12. Schwadron fahren exakt im Gänsemarsch durch Parma Richtung Reggio.



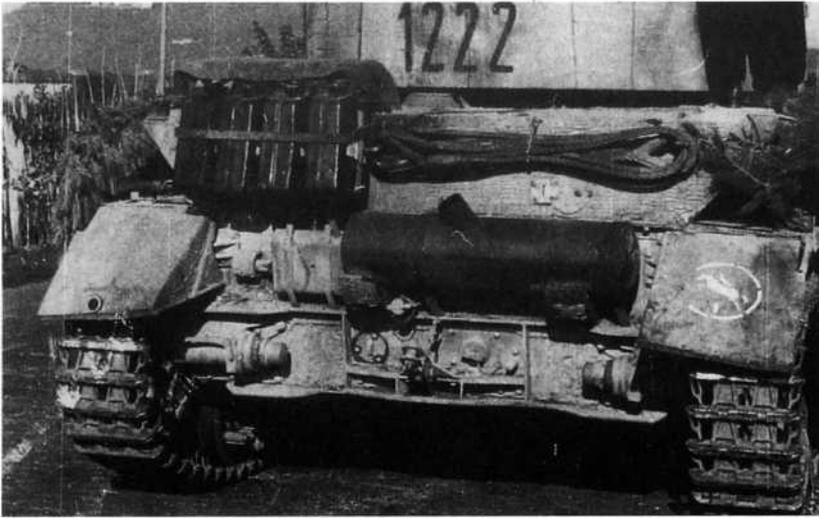
Auf der Strasse der Römer: Durch einen Triumphbogen fährt die 12. Schwadron auf der Via Aemilia.



Alle Ampeln stehen auf «Grün»: Die Panzer der 12. «donnern» durch Reggio Emilia.



Turmdrehen für ein Foto: Pz. 1241 mit Turmstellung auf drei Uhr demonstriert geballte Kraft. Zusätzliche Schützenpanzerbleche sind am Turm angebracht, hingen an der Seite abnehmbar in einem Metallgestell eingehängt.



Heckseite von 1222:

Das Divisionszeichen der 24. Pz.Div., der springende Reiter auf dem rechten Abdeckblech. Links daneben der grosse Auspufftopf des Panzermotors und der kleine des Zweitaktmotors für den Turmantrieb. Darüber ein Abschleppseil. Die vier Kanister in einem Gestell sind mit einem weissen Kreuz als Wasserkonister gekennzeichnet. Am unteren Teil der Wanne rechts und links die Kettenvorspannvorrichtungen.



Mussolinis Luftwaffe?

Ein kleines italienisches Flugzeug mit nachträglich aufgemaltem Balkenkreuz und Hakenkreuz ist auf dem Acker gelandet. Es handelt sich um ein 2-sitziges Schulflugzeug S.A.I.M.A.N.200



In den Strassen von Bologna:

An einem Feldgendarm vorbei zum Übungsschiessen in die Berge. Im Vordergrund eine deutsche leichte Feldhaubitze 18/40.



Italienische Kinder zieht es zur Technik und Militär:
Freiwillig und mit viel Spass üben die Kinder Panzer-Exerzieren.



Quartier auf dem Lande:
Panzer unter Trauben. Die 12. Schwadron hat Quartier in einem Traubenhain in der Nähe von Bologna bezogen. Drei Panzerschürzen am Pz. 1242 sind abgenommen.



Mit Tempo auf staubiger Gebirgsstrasse: Die 12. Schwadron fährt mit eigener Kraft über das Appenninengebirge zum Einsatz, um italienische Truppen des Marschalls Bardoglio zu entwaffnen.



Kontakt zur Heimat als wichtigste Freizeitbeschäftigung:
Armin Böttger beim Briefe schreiben mit Federhalter und blauer Tinte.



Bordhund Tapsi:
Unser kleiner Beutegund steht kess auf dem Turm von 1241.



Tapsi an der Leine:
Der kleine italienische Hund muss auch nach Russland.



Heckseite des Chefbegleitpanzers 1252: Der Panzermann hinter dem Panzer in Afrika-Uniform mit kurzen Hosen und Schnürschuhen.



Wohin?: An einer Strassenkreuzung ohne Wegweiser bei Bologna unterhalten sich etwas ratlos zwei Panzer männer.



Auf der Strasse von Bologna nach Bazzano: Ein ziviler Fiat-PKW mit weissen Streifen (Verdunkelung!) fährt der Schwadron entgegen.



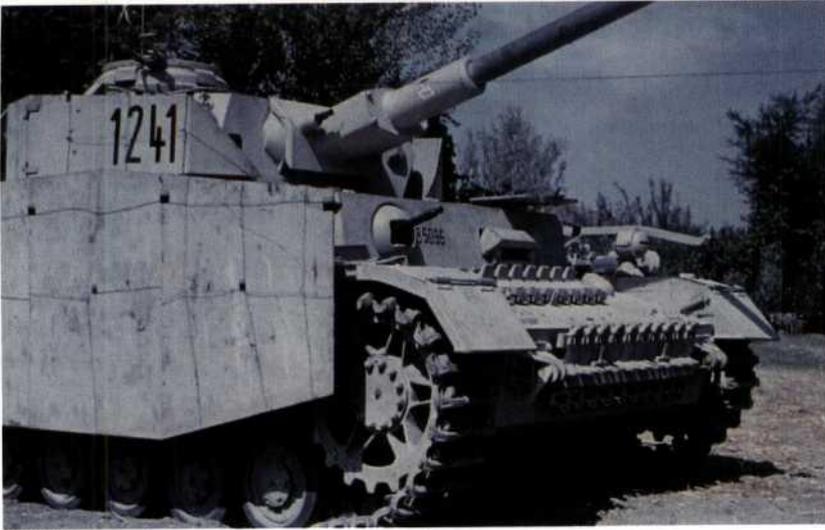
Panzer IV (Ausf. G) ohne Schürze: Am Bugpanzer sind zusätzliche Kettenglieder befestigt. An der Stirnwand links die Kugelblende mit MG 34 des Funkers. Die Lampen auf den Abdeckblechen haben Schlitzblenden.



Leutnant S. vor der 12. Schwadron: Funker B. hat bei der Instruktion anlässlich eines Übungsschiessens bei Bologna auf den Auslöser gedrückt. Im Hintergrund die Wachmeister der 12.



Pz.-Rgt. 24 auf Geländefahrt: Sturmgeschütz 943 der 9. Schwadron Pz.-Rgt. 24 mit Tarnnetzen in Italien.



Funkerseite des Panzer IV:
MG- und Kugelblende,
daneben die Fahrgestellnummer
und die geöffnete Fahrer-
luke darüber die Kanone und
das MG im Turm.



Machtdemonstration:
Pz.-Rgt. 24 in den Strassen
von Bologna (1943).
Kommandant trägt Afrika-
Uniform.



**Konsequenzen der Kapitulation
der Badoglio-Regierung:**
Die II.Schwadron fährt von
Bologna über das Apennin-
gebirge in den Raum Florenz-
Prato-Pisa-Livorno.



Richtschütze und Kommandant von 1241 in Tropenuniform. Gefr. Bär und Lt. Schmidt (gefallen als Oberleutnant am 30. Mai 1944)



Auf der Suche nach italienischen Badoglio-Soldaten:
Die 12. Schwadron Pz.-Rgt.24 auf der Fahrt zum Apennin-
gebirge.



Doppeltes Auftanken: Zum Auftanken sind zwei Panzer-
schürzen abgenommen und ein 20 l-Kanister zwischen
Kette und Metallgestell geklemmt. Das Benzin läuft über
einen Einfüllstutzen in den Tank. Gleichzeitig füllt der Un-
teroffizier – ein grüner Streifen am Hemd der Afrikauni-
form – sein Feuerzeug mit Benzin.



Fahrt durch das Apenninengebirge: Durch die Schlucht in Richtung Prato-Pisa-Livorno



Mit dem Panzer auf Beutefahrt: Durchfahrt durch Prato



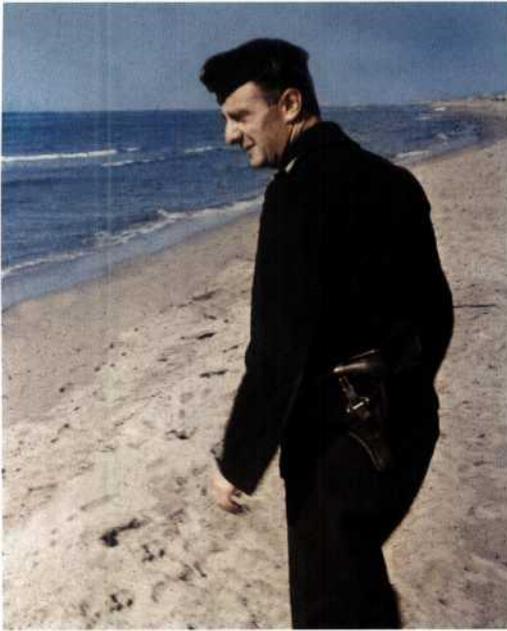
Zu schnell gefahren und heftig gebremst: Der Instandsetzungstrupp muss die Lenkbremsen reparieren, hierfür sind die Bremsklappen geöffnet.



Noch ist der Krieg weit weg: Strandpromenade in Viareggio.



Eine heisse Freizeitbeschäftigung: Am leeren Strand von Viareggio ein letzter Flirt vor dem Einsatz in Russland.



Eine Art Demonstration der Männlichkeit: Der noch so junge Obergefreite trinkt aus einer Flasche Marsala.

Abbildung oben links:
Uffz. Graf Posadowski am Strand von Viareggio 1943 – Deutlich ist die Pistolentasche zu erkennen.

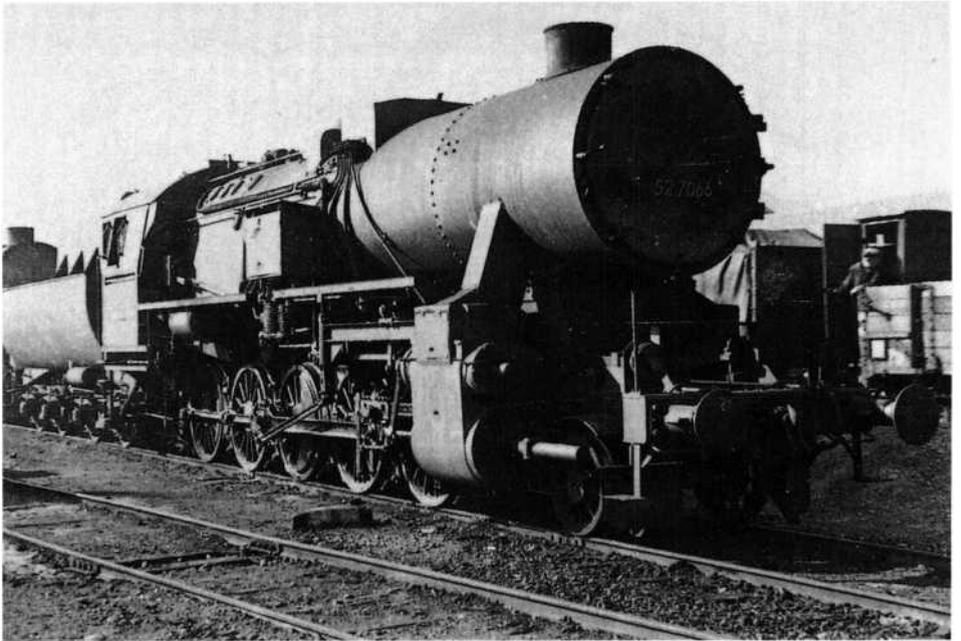


Auf der Fahrt nach Russland: Durchfahrt durch Wien, im Hintergrund das Riesenrad. Auf dem Abdeckblech ist das Divisionszeichen zu erkennen. Der Panzer ist mit Tarnnetzen bedeckt.

VERLADEN NACH RUSSLAND

Mittlerweile wusste ich genau, wie eine mehrtägige Panzertransportfahrt mit der Eisenbahn ablief. Nach der Abfahrt von Montecatini am 17. Oktober 1943 sass ich bei schönem Wetter wieder als Fotospezialist auf der Funkerluke meines Panzers; als es dann zunehmend kälter wurde, fuhr ich mit den Kameraden in einem Güterwagen oder einem italienischen Personenwagen. In jedem Güterwagen stand ein kleiner Ofen, für den man das Brennholz selbst organisieren musste. War der Ofen richtig eingheizt, dann war die Hitze in seiner Nähe unerträglich, beim grösseren Abstand, besonders, wenn die russische Kälte durch die Ritzen drang, blieb es trotz des Ofens eisig kalt. Der Transport ging über Villach, am Wörthersee entlang nach Wien, wo der Zug am 19. Oktober 1943 kurz hielt. Dann ging die Fahrt weiter nach Polen über Przemysl, Lemberg, Shmerinka nach Russland. Nach einem Zughalt auf offener Strecke erlebten wir, wie Kinder «Bitte, Herr, bitte Brot» riefen und bettelnd an den Zugwaggon kamen. Dann ereignete sich – wie meine Kameraden und ich empfanden – die erste «Schweinerei» eines Unteroffiziers meines Zuges. Ukrainische Frauen, die an den Zug gekommen waren, wollten Eier gegen ein Stück Rasierseife tauschen. Der Unteroffizier handelte und handelte mit den Frauen zunächst ohne Ergebnis. Erst in dem Augenblick als der Lokomotivpfiff ertönte und der Zug wieder anfuhr, war der Tausch perfekt. Die Frau reichte ihm die Eier und der Unteroffizier gab ihr die Seife. Er hatte aber zuvor mit einem üblen Taschenspielertrick die Seife durchgeschnitten und sie als ganzes Stück gezeigt. Als der Zug bereits angefahren war, gab er der Bauersfrau nur eine Hälfte der Seife. In dem bisherigen Zusammensein hatten wir bei vielen Gelegenheiten seinen miesen Charakter kennengelernt. Bei weiteren Erlebnissen wurde immer deutlicher, dass hier ein menschliches Schwein die Uniform eines Panzerunteroffiziers trug.

In Kirowograd war die Eisenbahnfahrt zu Ende. Wir fuhren unsere Panzer von den Waggonen. Mit uns zusammen waren noch andere Truppenverbände angekommen. Durch die vielen Soldaten, die hier zusammengezogen waren, herrschte auf dem Bahnhof und in der Stadt ein emsiger Betrieb. Einige hatten die Hoffnung, den ununterbrochen nach Westen vordringenden Feind endlich doch noch aufzuhalten. Als erstes kamen wir in eine Bereitschaftsstellung, wo wir vor dem Angriff noch einmal Post, die für uns bereits über die Feldpostnummer in Russland angekommen war, erhielten. Die Post bzw. Feldpost der Wehrmacht funktionierte als ein Beweis deutschen Organisationstalentes auch in den Kampfgebieten erstaunlicherweise sehr gut.



Dampflokomotiven für den Transport nach Russland:
Deutsche Kriegslok 527066 bei einer Fahrt durch Österreich.



Während eines Panzertransportes von Italien nach Russland. Panzer IV und Trossfahrzeuge.
An den Panzer sind Tarnnetze aufgehängt.



Zusätzliche Verpflegung:

Bei einem Zughalt klauen Panzersoldaten aller Dienstgrade mit Hilfe eines Zivilisten Äpfel von einem Waggon auf dem Nachbargleis



Russland ist erreicht:

Tross des 24. Pz.-Rgt. Bei der Durchfahrt durch Shmerinka. Hinweisschild für eine Wehrmachtsverpflegungsstelle unter dem Bahnsteigdach.



Individuelle Bequemlichkeit: Die beiden Soldaten haben neben ihrem Panzer auf dem Transportwagen ein Zelt aufgeschlagen.



Tauschgeschäfte:
Bauersfrauen aus der
Ukraine am Transport-
zug, sie wollen Eier
gegen Seife tauschen!

**Die Eisenbahntransport-
fahrt ist zu Ende:**
Die Panzer fahren durch
die überfüllten Strassen
von Kirowograd zur
Front. Rechts ein Mercedes
LKW LG 3000.



«Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.» *J. W. v. Goethe*

EINSATZ IN DER SÜD-UKRAINE, ABWEHRSCHLACHT AM DNJEPR

An die oben zitierten geschichtsträchtigen Worte von J. W. von Goethe, die er bei der Kanonade von Valmy zu dem jungen Herzog Karl-August von Weimar gesagt hatte, erinnerten sich, direkt oder indirekt von der Propaganda genährt, viele Soldaten, während wir uns auf einen schwungvollen Angriff einstellten. Siegesicher dachten wir an die kommenden Einsätze in Russland und waren noch fest überzeugt, mit unseren Panzern nur nach vorne zu fahren.

Dann war es soweit. Am 26. Oktober 1943 fuhren wir zum ersten Angriff. Zunächst kam die 12. Schwadron mit ihren Panzern Richtung Znamenka und Nowoja Praga zügig voran; sie schoss in drei Tagen 45 russische Panzer ohne eigene Verluste ab und machte viele Gefangene. Dann aber gab es die ersten Ausfälle und die ersten Toten der Schwadron. Der Fahrer des Chefpanzers wurde durch eine Granate, die wie ein Aufsetzer vom Boden abgeprallt von unten das Wannengeblech des Panzers durchschlug, tödlich getroffen. Zwischen den ersten Einsatztagen bei Nowoja Praga mussten wir auch die ersten Panzeinsätze in der Nacht fahren. Zunächst lief bei diesen ersten Angriffen noch alles in vorbildlicher Ordnung der Truppe und korrekter Einteilung der Schwadron ab. Wir übernachteten hier auch zum ersten Mal in russischen Bauernhäusern. Mit der russischen Bevölkerung kamen wir dabei nur selten in Kontakt. Sie zog sich wohl aus Angst vor den deutschen Soldaten in kleine Nebenräume zurück.

Da die Angriffe meist ostwärts gerichtet am frühen Morgen begannen, lag oft der Blick aus dem Panzer oder durch das Zielfernrohr über der grenzenlosen Weite der russischen Erde, immer wieder in der Glut der aufgehenden Sonne. Auf einer Angriffsfahrt erreichten wir ein Sonnenblumenfeld. Soweit das Auge reichte standen dicht aneinander, gerade und hochgewachsen, Sonnenblume an Sonnenblume. Mit ihren tellerförmigen, von leuchtend gelben Strahlenblüten umrahmten Blütenkorb, bildeten sie ein gelbes Feld ohne Ende unter einem wolkenlosen Himmel. Man möchte länger verweilen, weil so schön, aber dann erinnerte der Befehl «Panzer marsch», dass wir nicht aus dem Panzer heraus, wie an einem Urlaubstag Naturschönheiten bewundern sollten, sondern die Aufgabe hatten, den Feind zu finden. Jetzt wurde der Lärm der rotierenden Ketten fast von dem Geräusch brechender Sonnenblumen übertönt, die von den Ketten und der Panzerwanne geknickt wurden. Er war viel zu kurz, der Blick über die Pracht der Sonnenblumenfelder und das Hineinsinken in einen Augenblick des Schönen. Jetzt, wo mein Panzer mitten durch das Feld drängte, galt

wieder der Wahlspruch der 24. Pz.Div. «Vorwärts denken – vorwärts sehen – vorwärtsstürmen!»

Nach jedem Gefecht, in der Regel am Abend, galt es Nachschub zu fassen; nicht nur Verpflegung im Kochgeschirr vom Küchenwagen und Kaffee in die Feldflasche, auch der Panzer musste aufgetankt werden. Hierfür war ein LKW mit einer grossen Zahl gefüllter 20 Liter-Benzinkanister etwa in der Mitte der versammelten Panzer vorgefahren. Je nach Position der Panzer zu dem Tankwagen musste man die relativ schweren Kanister eine längere oder kürzere Strecke zu seinem Panzer tragen und den Kraftstoff einfüllen. Das gleiche galt für die Munition, wobei mit den 7,5 cm-Granaten ein erhebliches Gewicht zu schleppen war. War viel geschossen worden, musste auch viel geschleppt werden. Die verschossene MG-Munition galt es nicht nur zu ersetzen, sondern man musste sie auch mit einer kleinen Maschine gurten. Dazu kam die Reinigung des Kanonenrohrs und der Läufe der Maschinengewehre.

Das MG des Funkers hatte ein Zielfernrohr mit Gummiwulst, das am Lauf befestigt war. Um hindurch zu schauen, musste man das MG sowohl mit der Hand halten als auch unter einer Kopfplatte mit dem Kopf abstützen. Fuhr der Panzer im unebenen Gelände, so erhielt man ruckweise sehr unangenehme Stösse auf den Kopf. Dies war einer der Gründe, warum der Funker meist überhaupt nicht über das Zielfernrohr das Gelände beobachtete. Er widmete sich hauptsächlich dem Funkverkehr und wusste oft nicht, wo sich der Panzer genau befand. Ein Schiessbefehl des Kommandanten war in erster Linie für den Richtschützen bestimmt, der die Kanone abfeuerte und das MG im Turm betätigte. Da man nur dann mit dem MG schoss, wenn ein Befehl ergangen war, kam mein Funker-MG oftmals gar nicht zum Einsatz. Ausserdem lenkten die Funksprüche immer wieder ab. Musste der Funker nicht schiessen, konnte er auch nicht töten! Aus der Sicht des Landsers bedeutete nicht zu schiessen aber auch, am Abend nicht zusätzlich den Lauf reinigen und neue Munition gurten zu müssen. Weitere Gründe, warum ich auch weiterhin Funker bleiben wollte.

Im Angriff wurden in der Regel die Luken dichtgemacht. Der Fahrer und der Kommandant beobachteten dann durch Sehschlitze, die sich durch Herunterschwenken einer Sichtklappe verkleinern liessen, das Gelände. Für den Funker gab es zwar ebenfalls einen Sehschlitz an der Seite, der aber durch die seitlich aufgehängten Zusatzpanzerbleche versperrt blieb. Wollte er also etwas sehen, blieb ihm nur der Blick durch das Zielfernrohr auf ein sehr beschränktes Sehfeld.

Die beschränkte Sicht war den Panzersoldaten durch die vielen Ausbildungsübungen durchaus vertraut. Man konnte jedoch während der Ausbildung immer wieder den Kopf zu einem umfassenden Überblick aus der Luke strecken. Jetzt im Kampf ging dies nur selten. Im Kampf sassen wir in unserem Panzer eingeklemmt und eingesperrt. Bei Gesprächen über Vor- und Nachteile eines Panzersoldaten im Einsatz erklären immer wieder Angehö-

rige anderer Truppengattungen, dass sie sich lieber als Infanterist bewegen würden, als in einem Panzer zu sitzen. Gross wie ein Scheunentor sei er doch ein bevorzugtes Ziel für PAK, Artillerie und Fliegerbomben. Das war ohne Frage die Realität, und doch fühlte ich mich im Panzer sicherer gegen Gewehr- und MG-Geschosse, gegen Splitter von Granaten, und schliesslich musste ja nicht jede abgefeuerte PAK-Granate das Scheunentor voll treffen. Ausserdem fuhren wir im Panzer nach einem Angriff stets nach hinten in eine Zone der relativen Ruhe und konnten im Winter, wenn auch oft nur auf einer auf dem Fussboden ausgerollten Decke, in einem russischen Haus mit warmem Ofen einschlafen. Das stets vorhandene beklemmende Gefühl betraf nicht die Tatsache, in einer «Panzerzielscheibe» zu sitzen, sondern die für jeden Soldaten im Krieg vorhandene Situation, dass die Einschläge tödlicher Geschosse und damit die letzte Stunde immer näher rückten.

Mitten im Kampf – im Einsatz in der ersten Linie – erlebten wir jetzt den Krieg mit all seinen Schrecken, mit furchtbaren Ereignissen, die sich tief in die Erinnerung eingegraben haben. Ich sehe heute noch den russischen Soldaten vor mir, wie er unmittelbar vor meinem Panzer starb. Dazu kam es während einer längeren Kampfhandlung am Morgen, nachdem ein oder zwei Flammenwerferpanzer, die an Stelle einer Kanone mit einem Flammenwerfer bestückt waren, in einem leicht abfallenden Gelände auf russische Infanteristen traf. Zuerst schoss der Panzer einen kalten, schwarzen ölhaltigen Strahl der Brandmischung, der zunächst nicht gezündet wurde, ca. 80 m weit gegen die Russen und danach sofort den gezündeten grausamen Feuerstrahl hinterher. Der Wechsel von kaltem Strahl und gezündetem Feuerstoss verstärkte die Wirkung, und im Schussbereich brannte jetzt die Erde, so dass die russischen Soldaten die Anhöhe hinauf flohen, wo sie sich plötzlich vor unseren Panzern befanden, die im Halbkreis postiert warteten. Wer nun geglaubt hätte, die Russen würden sich ergeben, wurde schnell eines anderen belehrt. Einige von ihnen sprangen wiesel-flink von hinten auf unsere Panzer, mit der Absicht, Haftladungen anzubringen oder Handgranaten in die Luken zu werfen. Durch Funk alarmiert, mussten wir dann unverzüglich mit den Maschinengewehren auf diese Russen und somit auf unsere eigenen Panzer schießen, um die feindlichen Soldaten zu treffen und damit unsere Panzer und Kameraden zu schützen und zu retten.

Mittlerweile waren deutsche Panzergrenadiere nach vorne gekommen. Ein Wachtmeister mit einer Maschinepistole ging auf jenen russischen Soldaten zu, der kurz danach vor meinen Augen starb. Er hatte sich im Anblick unserer Panzer nicht ergeben, sondern einen Ringkampf mit dem Wachtmeister begonnen. Der Grenadier konnte seinen russischen Gegner nur mit grösster Mühe abschütteln, der sich danach unmittelbar vor meinen Panzer warf. Auf dem Bauch vor unserem Panzer liegend, sah er nach oben und hatte dabei etwas die Hände erhoben. Hätte er sich nicht vor unserem Panzer hingeworfen, – und dies war jetzt entscheidend – sondern sich stehend und mit erhobenen Armen ergeben, wäre er le-

bend in die Gefangenschaft marschiert. So aber gab der Kommandant dem Richtschützen den Befehl, mit dem MG zu schießen. Der Richtschütze schoss auch sofort, traf aber in der kurzen Distanz wegen des fehlenden Parallaxenausgleichs zwischen Zielfernrohr und MG-Lauf den Soldaten nur zwischen Oberarm und Körper. Immer wieder schoss er auf dieselbe Stelle. Während der immer noch auf dem Bauch liegende Russe unverwandt mit offenen Augen und angehobenen Händen auf den Turm unseres Panzers starrte, standen seine Füße hochgestellt auf den Fussspitzen. Es dauerte lange, bis sie zur Seite umfielen, und wir dadurch erkannten, dass der Soldat jetzt tot war. Ich habe durch mein Zielfernrohr die unerträglich lang dauernde Szene des Sterbens mit ansehen müssen. Als mein Kommandant mir den Befehl gab, auch zu schießen, war der russische Soldat zu meiner Erleichterung bereits gestorben. Ich war noch einmal davongekommen zu töten.

Am Abend dieses Kampftages fuhren unsere Panzer einen Angriff über ein abfallendes Gelände gegen ein Dorf. Zunächst ging es ohne Gegenwehr zügig voran. Dann bekamen wir Befehl, während der Fahrt mit dem MG auf das Dorf zu schießen, obwohl wir nichts vom Feind sahen. Durch eine dichte Folge von Leuchtspurgeschossen aus unseren MG's konnte man den Weg der Geschossgarben Richtung Dorf genau verfolgen. Die in rascher Folge mit Leuchtspur über das Gelände fliegenden Geschosse, die ich mit dem Handabzug aus meinem MG losgeschickt hatte, vermittelten eine Art Geschwindigkeitsrausch, der aber sehr schnell durch eine grenzenlose Angst beendet wurde! Wir fuhren in das Dorf hinein und waren sicher, zügig voranzukommen. Dann aber erhielten wir über Funk den Befehl zum Halten. Kaum standen unsere Panzer, als sich mit einem Schlag ein Artillerietrommelfeuer über uns ergoss. Ringsum krachten die einschlagenden Granaten, und ununterbrochen schlug aufgewühltes Erdreich, Häusertrümmer und Splitter gegen unsere Panzer. Wir aber standen; es gab keinen Befehl weiterzufahren, herauszufahren aus dieser «Scheisse».

Ich hatte Angst, ja Todesangst, denn das nicht nachlassende Artilleriefeuer liess an das unmittelbar bevorstehende Ende denken. Wie sollte ich jetzt tapfer sein? Da faltete ich die Hände und betete: «Lieber Gott, hilf, lieber Gott, lass uns hier herauskommen! Beende das Trommelfeuer oder lass uns losfahren. Ich bin doch noch so jung, ich habe ja noch gar nicht begonnen zu leben.»

Nach einer schier unerträglich langen Zeit hörte ich schliesslich über den Kopfhörer die Stimme des Schwadronschefs: «Panzer marsch». Dann fuhren wir unter dem nicht nachlassenden Beschuss endlich aus dem Dorf. Ich habe später noch oft ähnliche Artilleriefeuer und Kampfszenen unter starkem Artillerie- und Pak-Beschuss erlebt, wobei auch mein Panzer mehrere Male getroffen wurde. Aber später erduldeten ich diese Situationen wesentlich gelassener. Man hatte sich an solche Situationen langsam gewöhnt und lebte mit der Gefahr, wenngleich die Todesangst zum ständigen Begleiter, gewissermassen zum «Haupt-

leitmotiv» des Krieges wurde. Obwohl der eigentliche Fronteinsatz noch nicht lange gedauert hatte, waren in den nächsten Tagen die ernsten, bleichen, ausgebrannten Gesichter der blutjungen Soldaten nicht zu übersehen, die, obwohl fast noch Kinder, ohne Übergang von der Jugend zu erwachsenen Männern alterten.

Die Angriffe dauerten meist von früh morgens 3.30 Uhr bis zum Einbruch der Dunkelheit. Diese frühe Zeitangabe ergab sich aus der gleichen Uhrzeit wie in Deutschland. Die Uhren wurden entsprechend der Zeitverschiebung in Russland nicht umgestellt. Nach sechs Angriffstagen trug ich das Panzerabzeichen in Silber (für Panzerbesatzungen gab es dieses Abzeichen, das man auf der linken Brustseite trug, nach dem dritten Angriff), und ich trug es mit Stolz. Jetzt war der Unterschied zu den älteren Soldaten mit Fronteinsatz und dem noch «jungen Hupfer» wenigstens teilweise beseitigt. Aber insgeheim dachte man, dass noch etwas fehlte: Das Eiserne Kreuz! Da war es das Dilemma zwischen der Vernunft, möglichst nicht in eine Kampfscene verwickelt zu werden, um zu überleben, und einem Orden, der den Soldaten auszeichnete, der ihn mit den älteren kampf- und kriegserprobten Kameraden gleichstellte, ihn beim Urlaub in der Heimat als Frontsoldaten kenntlich machte. Und der ihn vor allem vor der Bevölkerung und vor den uniformierten Parteifunktionären, den Goldfasanen der Heimat, als den im Krieg untadeligen Deutschen privilegierte.

An einem Abend blieb ein Panzer in einem sumpfigen Gelände stecken. Bald war ein zweiter, der helfen wollte, dazugekommen. Jetzt hatten sie beide Hilfe notwendig. Mehrere Panzer, darunter auch der meinige, versuchten, mit Abschleppseilen verbunden und über Funk befehligt, die festgefahrenen Panzer herauszuziehen. Es gelang nicht, und immer wieder folgten neue Versuche. Es kam, wie es kommen musste: Der Motor unseres Panzers war überdreht und gab den Geist auf. Auch wir mussten jetzt herausgeschleppt werden, und obwohl in dem hektischen Arbeitsbetrieb zunächst eine Abschleppöse unseres Panzers brach, gelang es schliesslich doch, ihn zu einem Haus in einem nahen Dorf zu schleppen. Weiter ging es nicht, denn die übrigen Panzer mussten ja auch noch herausgezogen werden.

In den nächsten Tagen zog die Schwadron dann zügig weiter Richtung Krivoi Rog, und hinter den kämpfenden Truppen folgte die Zugmaschine wie auch unser Instandsetzungstrupp. Die Helfer für unseren nicht einsatzfähigen Panzer waren nicht mehr erreichbar. Deswegen sollte unser Panzer zur Reparatur über eine Entfernung von ca. 80 km nach Kirovograd zurückgeschleppt werden. Die Besatzung 1241 – natürlich war im Tausch für unseren Leutnant ein Unteroffizier als Kommandant eingestiegen – bezog in dem Dorf Quartier in einem kleinen Häuschen, das aus weissem Lehm gebaut und mit dunklem Stroh gedeckt war, typisch für die Bauweise in der Ukraine. Im Innern des Häuschens waren einfache Betten, in dem ein Teil der Besatzung schlief, während der andere Teil mit der Ofen-

bank oder ausgelegten Decken auf dem Boden auskommen musste. Durch den Motorschaden war der Panzereinsatz erst einmal zu Ende, und wir warteten auf eine Zugmaschine. Zuerst holten wir den versäumten Schlaf nach und vertrieben uns am nächsten Tag die Zeit damit – die Zugmaschine war ja noch nicht gekommen – mit unseren Pistolen (P 38) auf Tauben zu schießen, die auf dem Dach sass. Der erste Schuss krachte erfolglos. Die Tauben flogen zurück. Wir schossen immer wieder, doch während des ganzen Vormittags das gleiche, negative Ergebnis: Wir hatten nicht eine Taube getroffen. Glückliche Tauben! Am Nachmittag schlenderten wir durch das Ukraine-Dörfchen.

Schiessübung:
Konzentration über
Kimme und Korn.
Wird der Oberleutnant mit seiner P 38
das Ziel treffen?





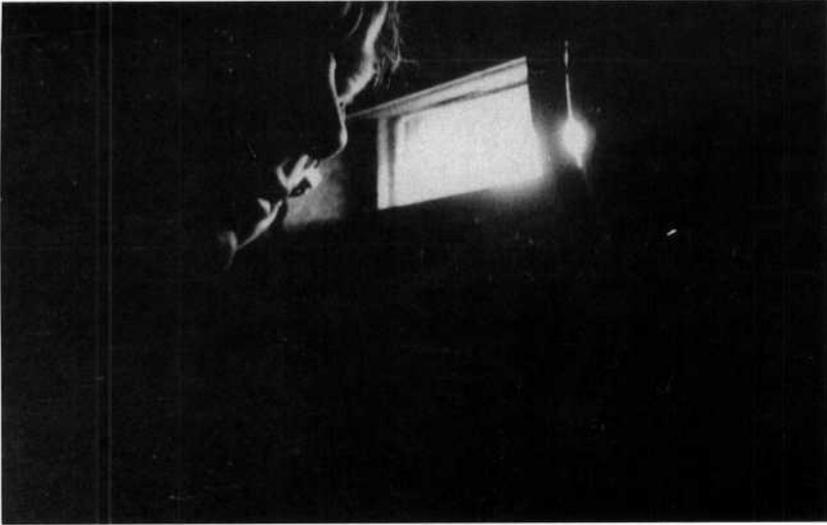
Fahrt zur Front:
Am Flugplatz von
Kirovograd. An den
Stukas des Immelmann-
Geschwaders vorbei
zur Front.



Briefe aus der Heimat:
Vor dem ersten Angriff
verteilt ein Wachtmeister
noch einmal Post aus der
Heimat.



Zum ersten Einsatz:
Die Panzerbesatzungen
sitzen bei der Fahrt zur
Front ausserhalb ihrer
Luken zum Angriff am
26.10.43 bei Kement-
schug.



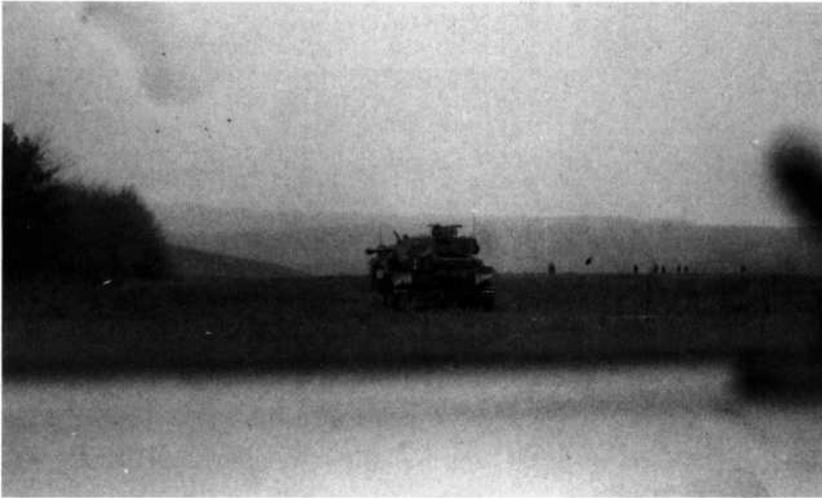
In der Einsamkeit des Panzers: Der Fahrer von 1241 bei geschlossener Luke während eines Angriffs.



In der Weite der ukrainischen Steppe: Noch ein kurzer Halt vor dem Angriff am 27.10.1943.



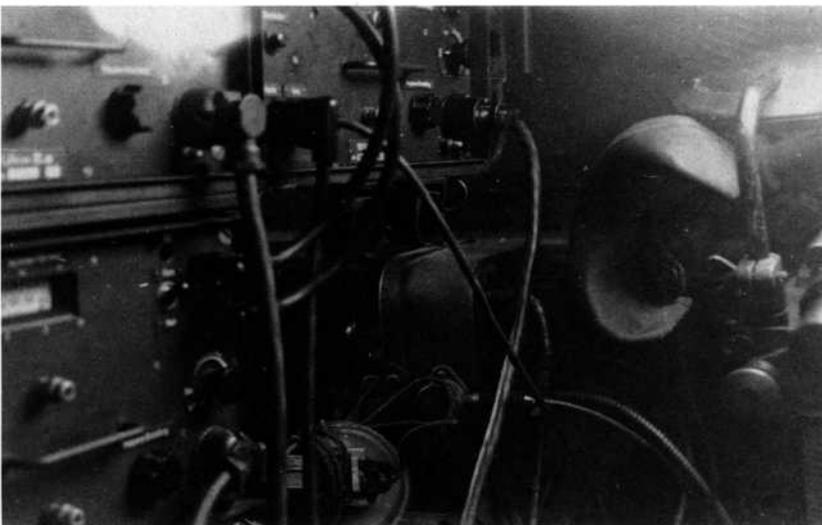
Angriff am 28.10.1943: Ein Wäldchen wurde durchkämmt. Vor dem Panzer ein riesiges Sonnenblumenfeld.



**Gemeinsames
Vorgehen der
24.Pz.Div.:** Panzer am
Rande eines Waldes.
Im Hintergrund gehen
Panzergrenadiere nach
vorne.



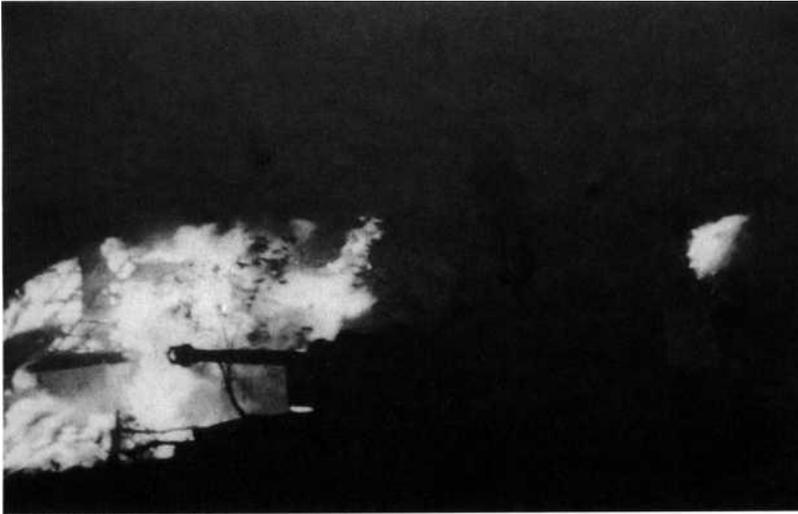
**In der Weite
Russlands:** 1243 mit
Tarnnetz am rechten
Flügel der 12. Schwa-
dron. Eine Haken-
kreuzflagge ist als
Fliegertuch auf dem
Turm befestigt.



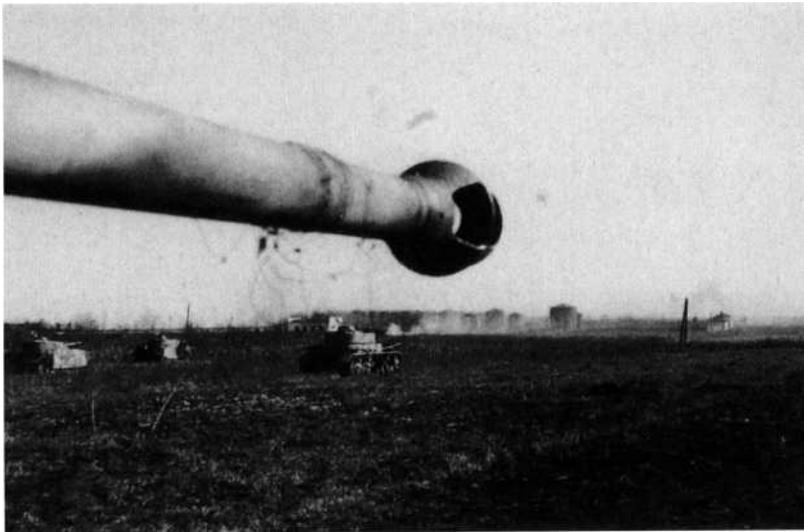
Der Funkerplatz:
Ein Sender und zwei
Empfänger in einem
Gestell über dem
Getriebe. Rechts der
Griff des MG 34 mit
Panzermantel, Gummi-
blende, Zieloptik und
Kopfstütze.



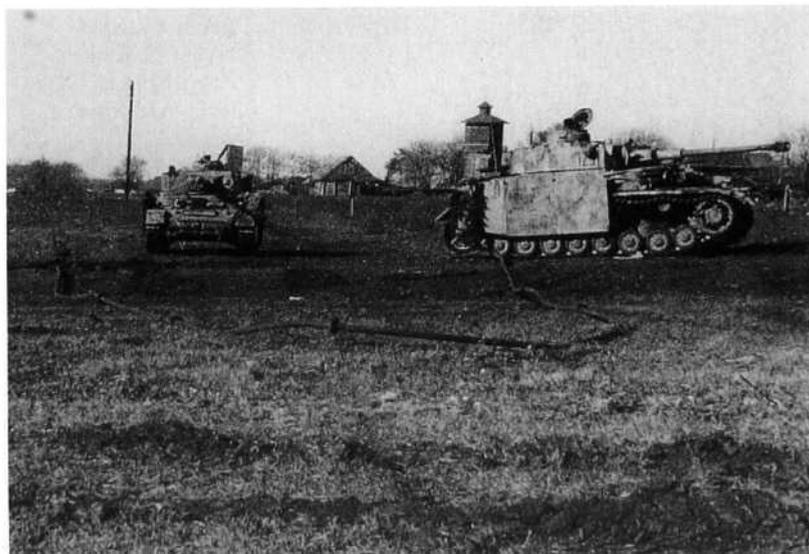
Was wird der Tag bringen? Skeptisch schaut der Funker mit Kopfhören und Kehlkopfmikrofon aus seiner Luke im Panzer IV. Der Deckel der Einstiegs Luke ist nach vorne aufgeklappt. Die Zusatzpanzerung verdeckt weitgehend das Balkenkreuz. Im Hintergrund ist der ledergepolsterte Deckel für die Kommandantenkuppel zu erkennen.



**Nachtangriff am
28.10.1943:** Silhouette
eines Panzers IV vor
einem brennenden Haus.



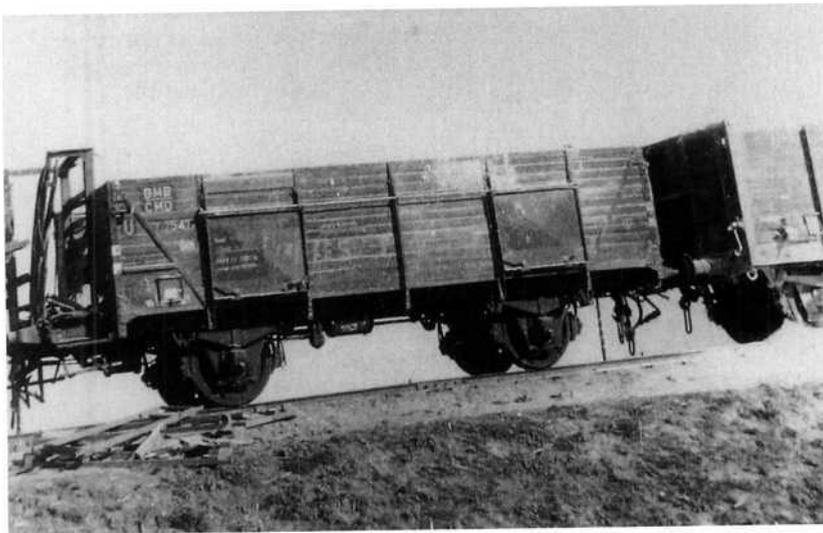
Mit Vollgas voraus:
Zügiger Angriff bei
Nowoja Praga am 29.
Oktober 1943.



Angriff auf Bahnanlage:
Zwei Panzer vor einem
Wasserturm beim Bahnhof
bei Scharowka in der Nähe
von Nowoja Praga.



Unterstützung aus der Luft: Ein Stuka (Ju 87) überfliegt unsere Schwadron während des Angriffs.



Spuren des Angriffs: Die 12. erreicht eine Bahnlinie mit zerschossenen Eisenbahnwaggons.



Bei den Küchenbullen: Nach dem Angriff gibt es Kaffee beim Verpflegungswagen



Angriffspause bei Nowoja Praga:

Im Hintergrund marschieren russische Soldaten in die Ungewissheit einer Gefangenschaft.



Abgeschossen: Er brennt. Reste eines voll getroffenen russischen Panzers T34.



Zerstörung und Tod: Der Panzersoldat betrachtet mit gemischten Gefühlen den abgesprengten Turm des abgeschossenen T 34. Er trägt um die Schulter eine weiße Kordel, an der die Pistole befestigt ist.



Wie bei R. Wagner: Donners Hammerschlag. Mit dem Vorschlaghammer zerstört der Panzermann den Verschluss einer russischen 7,62-cm-Pak. Der Wachtmeister vor dem Panzer IV trägt – recht ungewöhnlich – beim Einsatz einen Mantel.



Noch eine Höchstleistung im Kriegsgeschäft: Pz. 1241 hat ein russisches Sturmgeschütz abgeschossen.



**Voll getroffen
und explodiert:**
Die Reste eines
völlig zerstörten
T34.



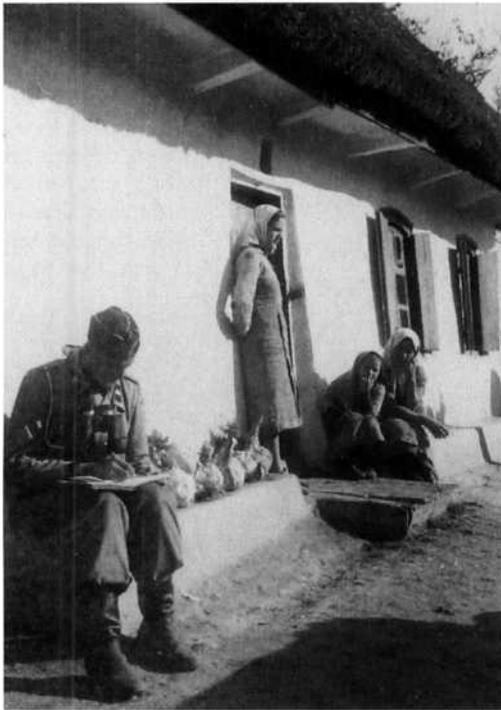
**Sturmgeschütze der
Nachbarschwadron:**
Die 9. Schwadron des
Pz.-Rgt. 24 fährt vor uk-
rainischen Häusern, die
zum Teil brennen, zum
Angriff vor. Ein russi-
sches Schlachtflugzeug
setzt seinerseits zum
Angriff an.



Noch siegreich:
Ein weiterer russischer
Panzer abgeschossen,
im Vordergrund Pz.
1225.



Bei der Rückkehr aus dem Angriff: Auch das schöne Haus, das uns zum Quartier diente, brennt ab.



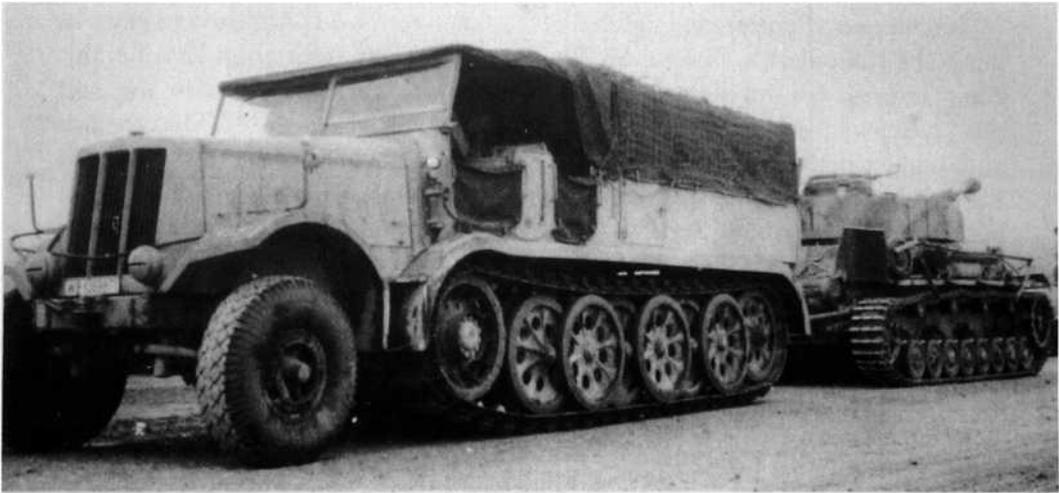
Zugführer und Kommandant:

Leutnant S. führt das Tagebuch der Schwadron. Neugierig schauen russische Mädchen von ihrem Haus in der Ukraine zu, während sich die junge Frau im Profil ablichten lässt.



Der Funker in Drilllichjacke:

Beim Reinigen des MG34; das MG ist hierzu aus der Kugelblende entfernt. Am Turm ist die Halterung für ein MG zur Flugabwehr zu erkennen. Wurde nie benutzt, genauso wie die seitliche Luke.



Vor der Fahrt in die Etappenstadt Kirowograd: Pz. 1241 wird von einer 18-t-Zugmaschine abgeschleppt (rückwärts, da eine vordere Abschleppöse am Panzer abgebrochen war). Die Zugmaschine (Famo SD. KFZ 9) war ein besonderer Benzinfrasser.



Besatzung des Zugführerpanzers 1241:

Gefr. Fischer (Ladeschütze), Ogefr. Böttger (Funkner), Lt. Schmidt (Kommandant), Ogefr. Bär (Richtschiitze), Uffz. Trostmann (Fahrer). Kommandant und Fahrer sind gefallen.



Deutsche Gründlichkeit?

Der Bolzen an der Abschleppöse ist zwar durch ein Kettchen gesichert – jedoch brach bei der ersten Abschleppaktion die ganze Vorrichtung ab.

BESUCH BEI EINER SS-EINHEIT

Bei unserem Spaziergang durch das Dörfchen trafen wir Angehörige einer in der Nähe stationierten Einheit der Waffen-SS, die uns sofort zum Essen einluden. Während bei uns Soldaten Hunger zum Dauerzustand geworden war und die 12. Schwadron in den eben durchgemachten Angriffstagen mit Dörrgemüse auskommen musste, gab es bei dieser Einheit am ersten Tag Rinderbraten mit Kartoffeln, am nächsten Tag wurde für jeden eine halbe Ente gebraten, dann bekamen wir ein grosses Stück Schweinefleisch und als Abendverpflegung riesenlange Dauerwürste, Leber- oder Lyonerwurst, dazu Käse, Butter und Honig. Neben dem Kommissbrot gab es auch Knäckebrötchen, Zigaretten, Dropse und Cognac. Jetzt lernte ich selbst die hervorragende Verpflegung der Waffen-SS kennen und konnte die Bevorzugung und Privilegien der Waffen-SS vor der Wehrmacht erleben. Und ich konnte den Unterschied feststellen, der sich eben nicht nur in der Verpflegung, sondern auch in der Ausrüstung und den Waffen äusserte.

In der Etappe ohne Kampf mit langem Ausschlafen, jetzt auch noch diese Schlemmermahlzeiten! Wir hätten zufrieden sein können. Aber schon bald erlebten wir für einen kurzen Augenblick, dafür um so nachhaltiger, eine weitere Seite dieses schrecklichen Krieges. Nachdem die Besatzung 1241 auch am vierten Tag erst einmal ausgeschlafen hatte, schlenderten wir durch das Dörfchen in Richtung der stationierten SS-Einheit. Plötzlich sahen wir am Ast eines Baumes einen aufgehängten Menschen. Als wir näher herangekommen waren, erkannten wir einen Mann, der, mit dem Kopf nach unten an einem Bein aufgehängt, bereits tot war. Auf seiner Jacke war ein Judenstern aufgenäht. Die Neugierde wich schnell einer Fassungslosigkeit. Mich überfiel Angst vor diesem Toten, hatte ich doch nie einen aufgehängten toten Menschen gesehen. So konnte ich nichts Vernünftiges denken und war auch nicht in der Lage zu fotografieren. Während wir verstört und wie gelähmt vor dem aufgehängten Toten standen, kam ein Soldat der SS-Einheit auf uns zu. Von ihm erfuhren wir, was wir bereits ahnten: Seine Einheit hatte diesen Juden aufgehängt. Der SS-Mann erklärte, dass dies als Vergeltung für dessen Partisanentätigkeit geschehen musste. Während wir langsam in unser Quartier zurückgingen, sprach keiner von uns ein Wort. Wir waren nicht nur gelähmt, sondern hatten auch Angst untereinander offen auszusprechen, was wir empfanden. Noch so jung und relativ unerfahren, begann der Krieg uns abzustumpfen. Ich hoffte dabei, nie in eine solche Lage zu kommen, beispielsweise von den Russen gefangen zu werden und auf russischer Seite in gleicher Weise aufgehängt zu werden.

IN DER ETAPPE KIROWOGRAD

Nach der Abschleppfahrt, über die noch gesondert berichtet wird, bezog die Besatzung 1241 mit ihrem Schadpanzer Anfang November 1943 Quartier in Kirowograd und zwar in einem hübschen kleinen Haus. Die Wohnung hatte Parkettfußboden, auf den wir unsere Decken zum Schlafen ausrollten. Wieder einmal mussten wir auf dem Fußboden schlafen, aber es handelte sich hier wenigstens nicht um die Front, sondern um eine Etappenstadt, in der einiges für die Soldaten geboten wurde. Die Wohnungsinhaberin war eine sehr freundliche Russin, die ein wenig deutsch sprach.

Als man ihren Mann abholte – man sprach davon, dass er rüstungsverpflichtet würde – war sie natürlich sehr traurig, doch sie weinte, für uns eigentlich unbegreiflich, weit mehr bittere Tränen, als wir nach fast sechs Wochen abzogen.

In Kirowograd gab es ein Soldatenheim mit einer Bücherei und anderen Unterhaltungsmöglichkeiten wie Tischtennis. Mit den Schwestern hatten wir uns bald angefreundet, wir waren ja auch lange genug fast täglich im Soldatenheim. Als am 08. Dezember 1943 diese Schwestern ihr Heim räumen mussten und ihr Gepäck auf die Bahn verladen, wusste jeder, was das zu bedeuten hatte: Kirowograd würde bald aufgegeben werden. Neben den Besuchen des Soldatenheims gingen wir auch oft in ein Kino. Obwohl es drei verschiedene gab, konnten sie dem Ansturm der unterhaltungsbedürftigen Soldaten der Etappe kaum gerecht werden. Man musste sehr frühzeitig vor dem Eingang stehen, und zeitweilig nahm die Gewalt der anstürmenden Soldatenmassen geradezu beängstigende Formen an. Um diese Soldatenmassen, die gegen die Kintür drückten, in den Griff zu bekommen, schoss ab und zu ein Feldgendarm mit seiner Pistole in die Luft. Kirowograd war eben nicht nur eine grosse Etappenstadt, sondern auch von Tausenden von Soldaten überfüllt.

Am 1. Dezember 1943 sah ich in der Wochenschau Panzer meiner Schwadron. Da kam ein schlechtes Gewissen auf: die Kameraden im Kampf und die Besatzung 1241 unbeschwert in der Etappe.

Im Gegensatz zu den drei Soldatenkinos präsentierte sich eine Frontbuchhandlung ohne Gedränge von Soldaten. Es gab Bücher des Wissens und zur Bildung, z.B. Vorbereitung auf's Abitur. Meist herrschte in dieser Buchhandlung gähnende Leere. Es mangelte den Soldaten am Bedürfnis nach Bildung. In der Etappe unmittelbar hinter der Front hatten sie ganz andere Wünsche. So konnte der beste Soldat der Welt in der Etappe gelegentlich ein Feldbordell besuchen und zwar mit Schutzmittel. Nach dem Geschlechtsakt pinselte zusätzlich ein «sanierender Sanitätssoldat» das Glied des Soldaten mit einer Silbemitratlösung ein und überreichte einen «Sanierschein».

In Kirowograd:
In dem Geschäft
im Hintergrund
befindet sich eine
Frontbuchhandlung.
Keine Massenansamm-
lung von Soldaten im
Gegensatz zu den
Soldatenkinos.



**Schadpanzer-
transport nach
Deutschland:**
Hinter dem Pz.
1043 steht der
PKW des «Schweins»
auf dem Waggon,
dahinter Pz. 1241.



Ein paar Kilometer weiter an der Front konnte man mit dem Panzer eine Tagesrundfahrt machen, ohne auf einen deutschen Soldaten zu stossen. Dieses Missverhältnis von kämpfender Truppe und der Masse der Soldaten in der Etappe Kirowograd war unübersehbar und verstärkte weiter die sehr starken Zweifel an einem deutschen Sieg. General Schörner hatte diesen Missstand erkannt und auf seine Weise versucht, die Soldaten aus der Etappe rigoros an die Front zu schicken, um die kämpfenden Truppen zu stärken. Dass seine Mittel weit überzogen waren und letzten Endes auch nichts brachten, sondern die Zahl der Verwundeten, Gefallenen und Toten enorm vermehrte, ist bekannt bzw. sollte bekannt sein. Dass seine Gerichtsurteile durchaus mit denen der Richter des Volksgerichtshofes verglichen werden konnten, zeichnete ihn als besonders brutalen General aus.

In Kirowograd lag auch Oberst Rudel mit seinem Stukageschwader, zu dem auch ein Tanzorchester gehörte, das die Soldaten mit Schlagermusik und einer Show unterhielt. Rudel selbst ist mir in sehr schlechter Erinnerung geblieben. Der ebenfalls in Kirowograd stationierte Soldatensender «Gustav» gab einmal einen bunten Abend, den ich besuchen wollte. Ich stand vor der Eingangstür, ohne aber eine Eintrittskarte zu besitzen. Der Saal war zwar gefüllt, aber in den breiten Fluren hätten sich bei etwas gutem Willen für ein paar Soldaten noch zusätzlich ein paar Stehplätze schaffen lassen. Während einer Diskussion mit einem Feldgendarm, der als Logenschliesser fungierte, kam Rudel, der natürlich in der ersten Reihe seinen Platz hatte, persönlich auf mich zu und schnauzte mich an: «Wenn Sie nicht sofort Ruhe geben, dann lasse ich Sie einsperren!» «Anscheissen» oder gar einsperren wegen dem Wunsch nach einem Platz in einer Variété-Vorstellung? Ich empfand diesen Auftritt des ersten Fliegeroffiziers Hitlers als reichlich arrogant. Nur mit sich selbst beschäftigt und Macht demonstrierend, ja geniessend, hatte er gar kein Gespür für die Sehnsucht eines einfachen Frontsoldaten.

Später kam ich dann aber doch noch in das Soldaten-Variété. Der Soldatensender «Gustav» verliess etwa zur selben Zeit wie die Schwestern das Soldatenheim Kirowograd; ein weiteres Indiz für die Nähe der anstürmenden Russen. Auch die Feldpostämter schlossen ihre Pforten (9. Dezember 43), und ein paar Tage später wurden unsere Schadpanzer auf Eisenbahnwaggons geschoben. Dann war der Zug Richtung Heimat bereit zur Abfahrt. Zunächst aber sollen noch weitere Kapitel der «Kriegskarriere» jenes Unteroffiziers erzählt werden, der sich in vielen Situationen charakterlich ganz mies wie ein Schwein benommen hat.

«Erst kommt das Fressen, und selbst dann noch nicht die Moral.»
(frei nach B. Brecht)

«DAS SCHWEIN» IN UNTEROFFIZIERSUNIFORM

Als wir in dem Ukrainedörfchen mit unserem nicht mehr einsatzfähigen Panzer darauf warteten, abgeschleppt zu werden, kam als Austauschkommandant jener Unteroffizier mit dem Seifentrick – im folgenden «Schwein» genannt – als Kommandant zu 1241. Jetzt begann das nächste Kapitel. In unserem Ukrainehäuschen, in dem wir Quartier bezogen hatten, war nur eine junge Frau zurückgeblieben. Die männlichen Bewohner waren entweder geflohen oder nach Deutschland zwangsverpflichtet. Diese Frau hatte ein kleines Schwein, damals wohl wie heute das Privateigentum eines Kolchosebauern. Es war neben dem Häuschen, ihren Kleidern und ein paar Küchengeräten das einzige, was sie besaß. Wir jedenfalls konnten kein weiteres Eigentum erkennen. Als die Zugmaschine angekommen war, unser Panzer zum Abschleppen befestigt und wir zum Abmarsch bereit waren, gab der Unteroffizier den Befehl, das Schwein mitzunehmen. Dieser Befehl traf mich wie ein Schlag. Während der letzten Tage hatten wir doch bei der SS hervorragend und mehr als ausreichend gegessen. «Warum auch noch dieses kleine Schwein?» Ich flehte diesen Unteroffizier geradezu an, der Frau doch das kleine Schweinchen zu lassen: «Das kannst du doch nicht machen, dieser Frau das einzige Gut wegnehmen.» Eine Gehorsamsverweigerung kam nicht in Frage, und zwar weniger, weil der Unteroffizier als der ‘Stärkere’ befahl: «Die Sau kommt mit!», sondern weil er selbst das kleine Schwein auf die Zugmaschine bugsierte. Das Schwein wurde dann in Kirowograd geschlachtet, und die ganze Besatzung von 1241 liess es sich schmecken. Man mag mir nun Inkonsequenz vorwerfen, da auch ich bei diesem Essen keine Ausnahme bildete. Auch dies war eine Art Gleichschritt. Das kleine Schwein war ja ohnehin «requiriert», geschlachtet und gebraten, und wenn alle essen, warum ich nicht auch? So einfach war das im Krieg. Aber es irritierte mich. Nach dem Essen mit dem Schweinebraten befahl uns der Unteroffizier, Holz zu hacken, was wohl eher eine Schikane war, da wir genug Holz hatten. Immer und überall musste er seinen Dienstgrad «heraushängen».

Aber das «Schwein» in Uniform war ein sehr guter Organisator. Während wir Holz hackten, kam unser «Schwein» mit einem neuen PKW der Marke Opel Olympia mit vollgefülltem Tank angefahren. Das Auto glänzte in der neugespritzten feldgrauen Farbe, und der Unteroffizier stellte vor. «Mein Auto!» Sein Auto? Wieso konnte ein Wehrmachts-PKW sein Auto werden? Eines Tages kam er in «seinem PKW» mit ungefähr 10 gefüllten Benzinkanistern vorgefahren und befahl mir einzusteigen und mitzufahren. Die Fahrt ging

einige Kilometer zu einer Sonnenblumenöl-Fabrik. Nachdem wir dort vorgefahren waren, erhielt ich einen Befehl und erst da begriff ich, warum er mich überhaupt mitgenommen hatte: Ich erhielt die Rolle eines Gepäckträgers, für die sich der Unteroffizier selbst zu schade war. «Man kann ja Befehle erteilen.» Befehlsgemäss trug ich die Benzinkanister in die Fabrik und nahm dafür eine entsprechende Anzahl Ölkannister ins Auto zurück. Diese Episode wäre einfach ein Beweis für sein besonderes Organisationstalent und auch insofern vertretbar gewesen, wenn das Ziel eines derartigen Tausches der Truppen Verpflegung gegolten hätte, die bei uns eben oftmals recht karg war, obwohl ohne Benzin ein Panzer nicht fuhr. Aber nein, er hatte das Sonnenblumenöl ausschliesslich für sich allein organisiert, um dann gegebenenfalls Tauschgeschäfte tätigen und es vor allem später in die Heimat mitnehmen zu können.

Noch von einer weiteren Untat des «Schweins» ist zu berichten. Unser Panzer war mit weiteren Schadpanzern auf einen Zug verladen und stand bereit zum Abtransport in die Heimat, wo er repariert werden sollte. Das «Schwein» brachte es fertig, nun auch noch «seinen» PKW zusätzlich neben einem Schadpanzer verladen zu lassen. Mittlerweile war in dem PKW nicht einmal mehr Platz für einen Beifahrer, er war voll gefüllt mit Lebensmitteln jeder Art, ein Teil der Sonnenblumenölkannister stand auf dem Boden, die Dauerwürste hingen reihenweise am Dach aufgehängt. Dieses Verpflegungsauto interessierte uns zunächst noch nicht. Beim «Wacheschieben» während eines Zughaltes bewachten mein Richtschütze und ich den Wagen genauso wie die Schadpanzer und die übrigen Waggons. Wir schenkten dann auf Wache noch einem vorbeikommenden Russen, der mit einigen Brocken der deutschen Sprache erklärte: «Morgen Russe hier» und uns um ein Kleidungsstück bat, einen herumliegenden Militärmantel, der – blutgetränkt – wohl aus einem Lazarett stammte. Dann fuhr der Zug weiter Richtung Westen, und wir träumten von der Heimat. Die Besatzung 1241 fuhr in einem Güterwagen mit. Beim Halt an irgendeiner Station erreichte uns dann der Befehl, dass nur der Unteroffizier mit dem Transport weiterfahren dürfe; der Rest der Besatzung aber in Gegenrichtung umsteigen müsse. Zum erneuten Fronteinsatz in Richtung Nikopol, wohin mittlerweile die 24. Panzerdivision vorgestossen war. Mit langen, enttäuschten Gesichtern, weil es mit der Fahrt Richtung Heimat nun doch nicht geklappt hatte, baten wir den Unteroffizier mit dem Glück der besseren Fahrkarte, von seinem «Wurstauto» uns wenigstens etwas Essbares zu überlassen. «Ihr bekommt nichts!», war seine Antwort. Diesen Ton kannten wir ja bereits seit «die Sau kommt mit!» – «Gib uns doch wenigstens eine deiner Würste», baten wir ihn, da diese jetzt besonders einladend hinter der Autoscheibe vor unserer Nase hingen. Er aber fertigte uns ab mit einem erneuten barschen «nein, ihr bekommt nichts, nicht eine Wurst.» In uns stieg eine doppelte Wut hoch. An Stelle der Heimat wieder Fronteinsatz und nicht einmal eine einzige Wurst!

Fassungslos sah ich meinen Richtschützen an: «Dieses Schwein, dieses dreckige Schwein», war meine Reaktion zu meinem Kameraden, der ebenfalls wütend und fassungslos dastand. Sollten wir dem Lumpenhund ein paar in die Fresse hauen oder ihn so versohlen, wie es Remarque mit seinem unvergesslichen Himmelstoss getan hatte, oder sollten wir die Fenster des Wurstautos mit unseren Pistolen einschlagen? Damit aber hätten wir Heeresgut vor den Augen des Bahnhofsoffiziers, der auf dem Bahnsteig stand, beschädigt. Auf dem Bahnhof herrschte eben immer noch die Hierarchie der Wehrmacht vom Unteroffizier bis zum Bahnhofsoffizier. So fand ich mich in meiner Ohnmacht plötzlich in derselben Situation, wie jener Wachsoldat, der auf dem italienischen Bahnhof mit dem Gewehr erfolglos auf den Leutnant gezielt hatte.

Noch auf dem Transport nach Nikopol erlebte ich meine vierte Kriegswihnacht, fern ab von der Heimat. Wir gingen am 23. Dezember 1943 zu einer Rot-Kreuz-Schwester, die in ihrem Zimmer am Bahnsteig ein bescheidenes Weihnachtsbäumchen stehen hatte, und versuchten, so gut es ging, etwas in Weihnachtsstimmung zu kommen. Aber die Fahrt zur Front ging weiter und am nächsten Tag waren wir wieder bei der 12.Schwadron und stiegen in die Panzer ein.

Das letzte Kapitel des «Schweins» vollzog sich dann von uns ungewollt. In den Sorgen des neuen Fronteinsatzes hatten wir diesen widerlichen Unteroffizier fast vergessen. Aber wir erzählten zwangsläufig von dem, was wir im Allgemeinen und speziell in Kirowograd erlebt hatten, und die Gerüchte dieser «Schweinerereien» drangen bis zu den Ohren des Schwadronschefs. Eines Tages wurde die zurückgekehrte Besatzung 1241 zum Schwadronschef beordert. Wir mussten Rede und Antwort stehen, und uns wurde schnell bewusst, dass man vor allem den Tausch des kriegswichtigen Benzins als ein böses Verbrechen ansah. In der Heimat angekommen, hatte es der Unteroffizier zunächst auch noch geschafft, in einem Ersatztruppenteil in Sagan unterzuschlüpfen. Einige Zeit später musste unser Spiess nach Sagan zu einer Kriegsgerichtsverhandlung. Zurückgekommen erzählte er, dass ein Kriegsgericht das «Schwein» zum einfachen Schützen degradiert hatte. Im Vergleich zu den in der Folge zu berichtenden Urteilen des General Schörner in Nikopol und Marasati und dem ebenfalls in Sagan verhängten Todesurteil gegen den Panzermann D. muss man allerdings sagen, dass das «Schwein» damit noch Schwein gehabt hat.



Butter zum Aufheben:
Nach einem Bomben-
angriff am 17.12.1943;
bei Bobrinskaja ist ein
Wagon mit Butgterfäs-
sern getroffen.



**Schicksal russischer
Frauen hinter der
deutschen Front:**
Wohin soll die Reise
gehen? Russische
Frauen warten am
Transportzug.



Vor dem Dnjepr:
Brücke 234 über den
Dnjepr bei Nikopol.



Die Brücke 234
über den Dnjepr bei
Nikopol wurde von
Pionieren erbaut.

ABWEHRSLACHT IM BRÜCKENKOPF NIKOPOL

In Nikopol angelangt, sahen wir bereits am Bahnhof sehr schnell, was für ein Kommandeur diesen Brückenkopf befehligte. Während in den Heimatbahnhöfen ausschliesslich Nazi-Parolen, wie «Räder müssen rollen für den Sieg» oder «Psst, Feind hört mit» die Wände dekorierten, waren hier im Bahnhofsgebäude überall die Urteile des brutalen und autoritären General Schörner angeschlagen. Da war zum Beispiel das Todesurteil über einen Offizier zu lesen, der mit einem LKW nicht kriegswichtiges Material, sondern Matratzen transportiert hatte. Das Todesurteil gegen einen Obergefreiten, der, als er von seiner Truppe abgekommen war, nicht sofort die nächste kämpfende Truppe aufgesucht (zu erkennen durch Gefechtslärm!) hatte. Ein Unteroffizier, geschlechtskrank geworden, erhielt 20 Jahre Gefängnis, und so ging es weiter. Es waren viele Geschichten über Schörner im Umlauf, die alle von der Willkür und Härte seines Kommandos zeugten. So soll er zum Beispiel seinen Fahrer im Wechsel wegen guter bzw. schlechter Fahrt befördert und degradiert haben. Einen Hauptmann, der mit seinem Burschen dahergeritten kam, schickte er zur Infanterie. Zunächst hatte er nach der Meldung des Hauptmanns den Burschen sofort zur Infanterie befohlen. Als der Hauptmann bemerkte: «Verzeihung Herr General, mir steht ein Bursche zu», kam der Befehl: «Sie auch zur Infanterie».

Im Einsatz trugen die Panzerbesatzungen, wie erwähnt, die Pistole an einer Schnur um den Hals oder an einer Schulterklappe befestigt. Ausserhalb des Panzers war sie in einer Tasche am Koppel verstaut. Wir trugen die Waffe meistens nicht durchgeladen, denn das war ja nicht ungefährlich, und besonders beim Reinigen gab es immer wieder Verletzungen. Da der gezogene Pistolenlauf auf keinen Fall rosten durfte, unwickelten wir die Pistole meistens mit einem ölgetränkten Lappen. Als Schörner einmal einen Soldaten der 12. Schwadron traf, befahl er ihm: «Schiessen sie sofort in die Luft». Nach dem Öffnen der Pistolentasche musste der Soldat erst seine Pistole aus dem Öltuch wickeln. Während er durchlud, hatte ihm Schörner bereits 21 Tage Bau verpasst. Dann fragte er ihn: «Welche Einheit?» «24. Pz.Div.» «Strafe ist ihnen erlassen!» Beispiele der Macht eines Herrschers im Krieg mit absoluter Befehlsgewalt.

Von Nikopol fuhren wir mit den Panzern an die Front und überquerten den Dnjepr mit seinen Armen über Holzbrücken, die von Pionieren erstellt worden waren. Unsere Division wurde im Brückenkopf Nikopol in viele harte Kämpfe verwickelt. Da ich das Abitur hatte, nahm der Spiess an, ich könnte einen guten Deutschaufsatz schreiben. Deshalb musste ich einem Wachtmeister unserer Schwadron, der einen Kampfbericht für eine Zeitung verfassen sollte, bei seiner dichterischen Aufgabe helfen. Ich griff zu einem Bleistift und schil-

derte einen besonderen Kampftag aus meiner Sicht: «Den Panzerkavalleristen der 12. Schwadron des Panzerregimentes 24 wird es unvergesslich bleiben, wie sie bei einem schweren Angriffstag innerhalb einer knappen Stunde 28 Feindpanzer ohne eigene Verluste abschiessen konnten. An einem kalten Wintertag verschleierte eine dichte Nebeldecke die Hauptkampflinie (HKL.). Die 12. Schwadron unter der Führung von Oberleutnant Wenzel hatte den Auftrag, eine Lauerstellung hinter der HKL zu beziehen. Der Feind legte während einer eineinhalbstündigen Wartezeit ein starkes Artilleriefeuer auf die deutschen Stellungen; dies war ein untrügliches Zeichen für eine neue Feindaktion. Jeder Kommandant der einsatzbereiten Panzer der 12. Schwadron wartete auf eine Meldung über Funk. Mit der Hand wischten die Kommandanten immer wieder die Kino-(Glas)-Blöcke ab, durch die sie das Gelände beobachteten und die vom Atem beschlugen. Langsam fiel der Nebel und gab den stahlblauen Himmel eines Wintertages im Osten frei. Allmählich liess das Artilleriefeuer nach; plötzlich war über dem Kopfhörer die Stimme des Chefs zu hören: «11 Uhr Feindpanzer, Schwadron marsch!» Sofort fuhren die Panzer in Richtung einer vorgelagerten Geländeerhebung, wo die Grenadiere in ihren Löchern sasssen. Was sahen wir plötzlich? Dreissig Feindpanzer fuhren in Schrägfahrt auf die Grenadierstellungen zu. Auf den Befehl: «Feuer frei!», wusste jetzt jeder, worum es ging: «Nicht nur schiessen, sondern treffen!» Unter dem Krachen und Zischen fanden die Panzergranaten ihr Ziel, doch die feindlichen Panzer und Sturmgeschütze rollten weiter auf die Grenadierstellungen zu. Die Grenadiere, die sich im Schutz unserer Panzer wussten, liessen sich von den russischen Panzern überrollen und nahmen den Kampf mit der nachfolgenden feindlichen Infanterie auf. Der Zug des Wachtmeisters Blonski hatte den Hauptdruck des Feindes aufgehalten und ein Drittel der feindlichen Panzer abgeschossen. Der Chef erkannte, dass der rechte Flügel der 12. nicht mehr in vollem Einsatz war, deshalb erhielt Wachtmeister A. für seinen Zug den Befehl, sich von dem rechten Flügel zu lösen und die linke Flanke zu verlängern und zu verstärken. Jetzt wurde der angreifende Feind unter dem zusammengefassten Granatfeuer der 12. zum Stehen gebracht. Von dreissig Feindpanzern waren fünfundzwanzig getroffen. Die restlichen fünf flohen, und im Nachsetzen konnten noch drei Panzer getroffen werden. Wachtmeister A. sah am linken Flügel mehrere Feindpanzer stehen. Ein paar Besatzungsmitglieder untersuchten sie und stellten fest, dass zwei T 34 noch einsatzfähig waren. Die 12. Schwadron hat an diesem Tag dem weit überlegenen Feind einen erheblichen Schlag verpasst und konnte während 22 Einsatztagen die Zahl der Panzerabschüsse auf 132 erhöhen. R. Hinze schrieb zu diesem Kampftag. «An der Naht zwischen 258. Infant.Div. und 3. Geb.Div. kam es zu einem feindlichen Panzerdurchbruch, der zu einer vorübergehenden Krise in diesem Abschnitt führte. Sofort zum Gegenstoss angetretene Teile der 24. Pz.Div. schalteten diese Gefahr unter Abschuss von 27 Feindpanzern aus.» Der 1A-Offizier der Division, Oberst-

leutnant H.H. v. Christen, erzählte mir nach dem Krieg von einem am 25. Dezember auf-gefangenen russischen Funkspruch: «Die Deutschen gehen jetzt saufen, denn sie haben heute Weihnachten.»

Die Einsätze in Nikopol während des strengen russischen Winters mit zeitweise eisigem Wind machten uns jetzt zu schaffen. Unsere Uniform für diese Wintereinsätze bestand aus Tarnanzügen mit Kapuzen, die wattiert und als Wendeanzüge von weisser bzw. grau-grüner Farbe zu tragen waren. Obwohl sie einigermaßen vor der Kälte schützten, froren wir oft. In Gefechtpausen bat ich deshalb meinen Fahrer: «Lass den Motor laufen und gib Gas dabei». Dann zog ich meine Lederstiefel aus – ich hatte in meiner Schuhgrösse keine Filzstiefel erhalten können – und steckte meine Füsse zum Aufwärmen in den Auspufftopf. Das Panzerinnere heizten wir mit einer sehr leistungsstarken Benzinlötampe auf, die mit einer Luftpumpe versehen eine starke Flamme erzeugte. Während der verschiedensten Einsätze wurden wir Soldaten nicht mehr wegen eines Hemdkragens oder der Uniform, die verdreckt war, gerügt. Ja, man nahm gar nicht mehr zur Kenntnis, dass die Kleidung von der Mütze bis zur Hose, vor allem in der Zusammenstellung nicht mehr der Vorschrift entsprach. Wie die verschiedenen Abbildungen verdeutlichen, bestimmte der Soldat selbst, ob er die grüne oder weisse Seite der Wendejacke sichtbar trug, schwarze Jacke mit oder ohne Pullover, oder Drillichjacke und dazu schwarze Hose oder Tarnhose, Schnürschuhe oder Knobelbecher, Schiffchen oder Panzermütze, graues, grünes oder schwarzes Hemd und bei mir selbst Pistole oder Fotoapparat. Als meine Schwadron in Nikopol auf Befehl des Schwadronschefs extra zum Fotografieren angefahren war, da konnte ich den Fotoapparat aus der Tasche der Uniform ziehen, in der sich normalerweise die Pistole befinden sollte. Keiner der vielen Vorgesetzten, die beim Fotografieren mich anschauten, ja nicht mal der gestrenge Hauptwachtmeister fragte nach meiner Pistole. Wenn man sich allerdings zu einem Heimaturlaub abmeldete, musste die Uniform einigermaßen in Ordnung sein.

Durch die vielen Einsätze häuften sich die Schäden an dem im Gegensatz zum russischen T34 recht störanfälligen Panzer IV. Ersatzteile waren immer häufiger gefragt; die Heeresführung lieferte den nötigen Nachschub nicht. Unser Spiess überlegte, was man in dieser Ersatzteilmisere tun könnte. Da erinnerte er sich erneut an die alte, über Jahrtausende bewährte Methode der Bestechung. Er schickte als einen technisch versierten Soldaten, den für den Bereich des Funkverkehrs verantwortlichen Wachtmeister mit fünf Mann Begleitung nach Magdeburg zum Heereszeugamt. Sie sollten jedoch nicht mit leeren Händen nach Ersatzteilen fragen. Soviel sie tragen konnten, gab der Spiess Flaschen mit Cognac und Champagner, die von Frankreich und Italien in den Trossfahrzeugen nach Russland mitge-

kommen waren, diesem «Kommando» mit. Somit bestand das Reisegepäck fast ausschliesslich aus alkoholischen Getränken. Als sie zurückkamen, brachten sie nicht nur drei Eisenbahnwaggons voll mit Ersatzteilen mit, sondern auch noch einige neue Panzer. Der Spiess meldete mit stolzgeschwellter Brust bei der Abteilung des Regiments den Zuwachs an Ersatzteilen und neuen Panzern. Die Antwort des Abteilungskommandeurs war die eines Propheten: «Oberwachtmeister S., wir kennen uns lange genug. Ich sage Dinen jetzt: Wenn das so ist, dass man nicht mehr vom Oberkommando der Wehrmacht Panzer zugeteilt bekommt, sondern sie mit Schnaps kaufen kann, dann haben wir den Krieg verloren!»

Mein Panzer – jetzt 1244 – wurde im Kampfgebiet von Nikopol mehrmals getroffen ohne manövrierunfähig liegenzubleiben. Einmal traf eine Granate die schräge Frontpanzerung ohne Wirkung. Ein anderes Mal während eines Fliegerangriffs am 16. Januar 1944 durch eine «Nähmaschine», bei dem die Russen waschkörbeweise kleine Bomben abwarfen, und eine Vielzahl von Panzergrenadiern, die neben unseren Panzern gingen, verwundet wurden, fiel eine kleine Bombe genau auf die Mitte unserer Kanone.

Für die Besatzung entstand dabei der Eindruck, genau im Zentrum einer Explosion zu sitzen; es krachte an allen Ecken und Enden, und ungezählte Funken erleuchteten grellend hell das Innere des Panzers. Die Wirkung auf unsere Kanone war demgegenüber gering; eine sachte kleine Delle war der einzige Schaden, der aber doch den Austausch der Kanone und einen kurzen Aufenthalt in der Etappe notwendig machte. Wir konnten wieder einmal aufatmen.

Während des kurzen Aufenthaltes in der Werkstatt konnte die Besatzung 1244 erst einmal richtig ausschlafen, und ich hatte Zeit zum Schreiben. Meiner Mutter berichtete ich von den letzten Kampftagen: «Ein paar Tage schoss die russische Artillerie wie wild auf uns. Da konnte man froh sein, wenigstens im Panzer zu sitzen, weil man da vor Splittern sicher ist.» Es folgte noch der Hinweis, dass ich seit ewiger Zeit (seit dem 12. Dezember 1943) keine Post mehr erhalten hätte. Die Heimat war in all den schrecklichen Kriegslagen stets der ruhende Pol. Ohne Post aus der Heimat fehlte etwas, woran man sich festhalten konnte. Man war deprimiert. So schrieb ich 5 Tage später (am 22.01.44) einen Brief, der mit der erneuten Erwähnung seit dem 12. Dezember 43 (und damit auch zu Weihnachten) auf Post zu warten, recht enttäuscht klang.



Die Strasse versinkt im Schlamm: Die 12. Schwadron hat bei Kamenka Quartier bezogen. Der Panzer IV (links im Bild) ist unmittelbar dem dem Haus «parkiert».



Die Schreibstube ist nach vorne gekommen: Der VW-Kübelwagen mit dem Schreiber im Brückenkopf Nikopol, auf dem Kotflügel der springende Reiter. Im Hintergrund Panzer IV der 12. Schwadron in «Hinterhangstellung». Das Nummernschild WH-1477510 ist erkennbar (vergl. S. 238).



**Der PKW Steyer
1500A alter Bauart
des Schwadronchefs.**
Kübelwagen mit Kom-
mandoflagge
(12. Pz-Rgt.24)



Warten auf den Feind:
Eingegrabenes Sturm-
geschütz.



**Chefpanzer 1251 in einer
Kampfpause (Brückenkopf
Nikopol):** Bei grimmiger
Kälte pfeift ein bitterkalter
Wind über die Steppe. Die
Besatzung trägt Tamwen-
deanzüge (weissgrau-
grün). Deutlich ist der
Zimmerit-Zement-Pasten-
anstrich – damit Haftla-
dungen nicht hielten – an
den Schürzen zu erkennen.



Neben uns die

Aufklärer: Angriff am 14.1.1944. Panzerbefehlswagen (Funkpanzerwagen Sd.Kfz 251/3) mit zwei Sternantennen zwischen den Panzern (zusätzliche Funkausrüstung). Es fehlt ein Bord-MG im Schutzschild (allgemeiner Mangel an Bordwaffen)



Strassen unter

Wasser: Quartier in Dniprowka.



Bombentreffer:

Russische Flugzeuge haben unseren Tankwagen getroffen.



**Der Küchenwagen
(Opel Blitz) als Mittel-
punkt für die Soldaten:**
Der Spiess überwacht
den Essensempfang.



**Zusatzverpflegung für
Frontsoldaten im Einsatz:**
Der Spiess (mit tamfarbi-
gem Wendeanzug) teilt an
einem Einsatztag beson-
dere Verpflegung und
Zigaretten für die Solda-
ten im Einsatz aus.



**Panzerkanone vor Feuer
und Tod:**
Silhouette der Kanone
eines Panzers IV beim
Nachtgefecht am 15.1.44.



Fahrt zum Angriff:

Die 12. Schwadron als vollständige und schlagkräftige Einheit.



Auseinandergezogen zum Angriff:

Die schlagkräftige 12. Schwadron fährt nach vorne. Am rechten Bildrand ein Panzerspähwagen der Aufklärer – mSPW-Fahrzeug des Artilleriebeobachter.



Uniformvielfalt im

Einsatz: Die Kommandanten mit schwarzen, grünen oder weissen Jacken, Filzstiefeln und Schnürschuhen und unterschiedlichen Kopfbedeckungen.

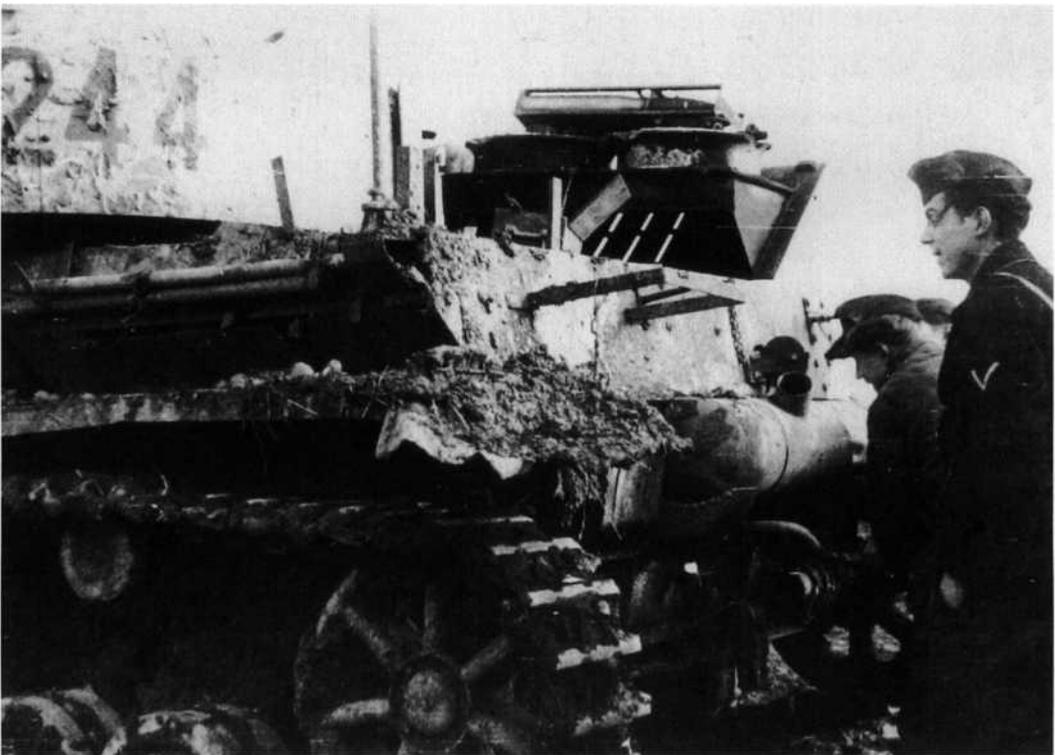
Schwadronschef Oblt. Wenzel (später erhielt er das Ritterkreuz) 6. von rechts.



Panzer 1244 auf seiner letzten Fahrt am 3.02.1944 im Brückenkopf Nikopol: Deutlich sind die Spuren der Einsätze zu erkennen. Schürze und Panzerkette am Bug sind verlorengegangen, Schwarzerde und Schlamm auf dem Panzer.



Der Instandsetzungstrupp kommt nach vorne: Das 1-t-Halbkettenfahrzeug (Sd. Kfz. 10) auf der Rollbahn.



Ständige Reparaturarbeiten am Panzer: Fahrer und Kommandant spannen beim Pz. 1244 die Ketten nach. Die gepanzerte Motorabdeckplatte mit Kühlergrill und Luftgebläse sind aufgeklappt. Auf dem Abluftgebläse sind zwei Panzergranaten in einem Holzgestell abgelegt. Der Panzer ist deutlich von der Schwarzerde der Ukraine gezeichnet.



Silhouette eines VW-Kübelwagen vor der Weite Russlands



Panzer der 12. Schwadron in einer Ruhepause nach einem Angriff im Brückenkopf Uikopol



Unteroffiziere mit und ohne Portepee als Kommandanten der 12. Schwadron. Der Oberwachtmeister in der Mitte (Blonski) war als Zugführer des 1. Zuges bei einigen Einsätzen mein Kommandant. Links von ihm, mit Pelzmütze, war der kampfeswillige Uffz. Bachor, der später als Wachtmeister das Deutsche Kreuz in Gold und das Ritterkreuz erhielt.

RÜCKZUG AUS DEM RAUM NIKOPOL

Der Brückenkopf Nikopol wurde von unserer Division wie eine Feuerwehr, die überall eingreifen musste, wo es brannte, mit grossem Einsatz verteidigt, so dass den Russen kein Einbruch gelang. Plötzlich aber mussten wir am 23. Januar 1944 den Brückenkopf Nikopol verlassen. Die Truppe überquerte den Dnjepr und verlud ihre Panzer auf die Eisenbahn, um dann zwei Tage lang Richtung Uman zu fahren. Der plötzliche Abzug von Nikopol geschah in der Absicht, einen von den Russen gebildeten Kessel bei Tscherkassy³ zu öffnen. Wir verluden die Panzer schnell auf die Bahn, aber der Russe folgte ebenfalls sehr schnell.

³ Stahlberg, ehemaliger Ordonnanzoffizier des Befehlshabers der Heeresgruppe Süd, Generalfeldmarschall v. Manstein, berichtet über diese Tage, dass es den Russen nach ihrer erfolgreichen Offensive über den Dnjepr gelungen war, westlich von Tscherkassy zwei Armee-Korps, das 42. und das 1., zu umzingeln. Nach einer Lagebesprechung bei Hitler sandte v. Manstein am 28.01.44 folgenden Funk-spruch an die Heeresgruppe Süd: 1. Panzer-Armee: Angriff 111. Panzer-Korps und XXXXVI. Panzer-Korps mit allen Mitteln fortsetzen, um nach Erledigung dortiger Feindkräfte mit III. Panzer-Korps und Leibstandarte SS A.H. nach Nordosten in den Rücken der bei VII. A.K. angreifenden Feindkräfte zu gehen. Bei VII. A.K. Lage hinhalten, möglichst unter Beibehalt derzeitiger Stellung Korps-Abteilung D, bis heranzuziehende 24. Panzer-Division oder durch sie bei 8. Armee freigemachte Kräfte etwa durchgebrochenen Feind auffangen können.

MIT DEM SCHADPANZER AN DER ROLLBAHN

Von der Bahn abgeladen, zog bei der Fahrt auf der Strasse (3. Februar 44) unser Panzer mit einem singenden Geräusch plötzlich zur Seite; wir wussten sofort, dass ein Schaden des Seitengetriebes vorliegen musste. Manövrierunfähig standen wir zwei Tage auf der Strasse, bis uns schliesslich ein vorbeikommender Panzer half und uns in das nächste Dorf in der Nähe von Tischkowka schleppte, wo wir den Panzer zwischen zwei Häusern abstellten. Da wir nichts zu essen hatten, machten wir uns zuerst über unsere Panzersonderversorgung her, auf die man ausschliesslich im Notfall zurückgreifen durfte. Diese Verpflegung war für drei Tage bestimmt und bestand aus einer Büchse Schweinefleisch, Dörrgemüse, Schmalz, Dauerbrot, Schoko-Cola (Schokolade mit Koffein) und einem 100g-Würfel, gepresst aus 60% Bohnenkaffee und 40 % Zucker, sowie einem Marschgetränk. Für den Landser ein fabelhaftes Essen.

Da das Essen in all den Kriegsjahren eine dominierende Rolle spielte, erinnere ich mich noch sehr gut an Geschichten, die unter Soldaten über die Verpflegung des Generalfeldmarschalls v. Manstein im Umlauf waren: «Bei Manstein gibt es nur Butter, wenn aber der Führer zu Besuch kommt, dann wird Margarine aufgetischt.»

Da mag etwas dran gewesen sein, im gewissen Sinn durch G. Naumann bestätigt, der im Rang eines Majors Verbindungsoffizier bei v. Manstein war und über die Verpflegung in diesem Hauptquartier berichtete. Da fragte ein Oberst den Major: «Haben Sie einen Mann hier, der mal ins Kasino runtergehen kann?» «Aber gewiss» «Lassen Sie mal eine Flasche Schampus raufholen, mir ist danach, weiss Gott!» Und zum Mittagessen im Oberbefehlshaber-Kasino servierten Ordonnanzen das Essen wie in einem erstklassigen Restaurant, beginnend mit Suppe, Hauptgang, dann Dessert und zum Nachtisch reichten die Ordonnanzen mit silbernen Haltern Cognac sowie reichlich Tabakwaren. Besonders bemerkenswert ist das Geschenk von Feldmarschall Rundstedt aus Frankreich, das er Manstein in Form einiger Kistchen Austern auf Eis eben mal rüberschickte. Manstein bedankte sich dann postwendend mit einem Fässchen Kaviar und Cognac. Der Transport erfolgte mit einem Flugzeug über eine Flugstrecke von «nur» 3.500 km (G. Naumann).

Nach einer ersten Ruhe zogen wir für den Verpflegungsnachschub los. Der Kommandant und die Besatzung 1244 fuhren per Anhalter in den nächsten Ort Novo Archangelsk. Bei einer Wehrmachtsverpflegungsstelle, wie sie in jeder grösseren Stadt vorhanden war, erhielten wir unsere Marschverpflegung. Zu unserer Freude fanden wir auch dort wieder ein Soldatenheim mit Schwestern. Schwestern fand man in solchen Situationen als weibliche Wesen immer hübsch, reizvoll und anziehend. Ein wenig knisterten erotische Gefühle.

Aber das Zusammensein war viel zu kurz, und ohne Liebe war für den jungen unerfahrenen Landser Sex nicht denkbar. Unser Quartier lag zwar in einer Entfernung von ca. 20 km relativ weit von diesem Ort entfernt, aber auf der Rollbahn herrschte stets ein starker Verkehr, und so fuhren wir regelmässig per Anhalter mit einem PKW oder LKW oder auch mit einem Motorrad zum Soldatenheim und abends wieder zurück.

Fast vier Wochen gingen wir ein und aus. Dann konnte ich vor dem Soldatenheim den Oberbefehlshaber der 8. Armee, General Wöhler, fotografieren, dem das Soldatenheim besonders gefiel, und der genauso wie wir Landser ebenfalls häufig dort Gast war. Uns Panzerleute fragte er nach unserem Truppenteil: «Wir sind Angehörige der 24. Pz.-Div.» «Eine sehr tüchtige, kampfstärke Truppe», war seine Reaktion, und dann unterhielt er sich sehr freundlich mit uns. Welch ein Gegensatz zu Schörner! Der hätte uns sofort zur Infanterie befohlen. Ich wunderte mich allerdings, einen kommandierenden General zu einem Zeitpunkt in einem Soldatenheim zu sehen, als es galt, die schwerste Krise im Bereich der Heeresgruppe Süd, die sich in und hinter der Front der 8. Armee entwickelt hatte, zu meistern. Bis dahin dachte ich, ein kommandierender General ist in einer solch entscheidenden Situation ununterbrochen im Kampfgebiet (Nach dem Krieg wurde General Wöhler zu acht Jahren Gefängnis verurteilt).

Mittlerweile begann es wieder zu schneien, und nicht nur unser Panzer war eingeschneit, sondern auch ein Haufen gebrauchten Strohs (wir schiefen wieder auf dem Fussboden), das wir beim Wechseln gegen neues am Vortag vor das Haus geworfen hatten. Ich vermisste plötzlich meinen Fotoapparat, den ich immer um den Hals trug und nur zum Schlafen ablegte. Die ganze Besatzung suchte mit, fand ihn aber nicht. Wir fragten drei Russen, die in einem Nebenraum wohnten und dort zusammenhockten. Nichts! Kurze Zeit später aber kam ein Russe zur Tür hinein und hielt meinen Fotoapparat in der Hand. Ohne Aufforderung war er vor das Haus gegangen, um den Fotoapparat zu suchen; beim Durchwühlen des Strohhaufens unter dem Schnee hatte er ihn dann gefunden. Überglücklich gab ich ihm ein paar Päckchen Tabak für seine Hilfe.

Fernab von unserer Truppe erreichte uns der Wehrmachtsbericht vom 22. Februar 1944. Ergänzend war darin vermerkt, dass sich die 24. Panzerdivision besonders bewährt habe. Wieso bewährt? Infolge eines idiotischen Befehls hatte die 24. Panzerdivision gerade drei russische Panzer abgeschossen, um dann wieder dahin zurückzukehren, wo sie hergekommen war. Dabei war sie im Schlamm steckengeblieben, so dass Tross und Fahrzeuge verlorengingen. Hier erfuhr ich aus eigenem Erleben – wie auch später noch einmal beim Einsatz in Polen – ein Auseinanderklaffen von solchen Berichten und der Wirklichkeit.

Anfang März 1944 zogen die Schwestern aus dem Soldatenheim Novo Archangelsk ab, und so wussten wir um den bevorstehenden Rückzug. Die schlammbedeckte Rollbahn füll-

te sich mit zunickefahrenden Fahrzeugen und mit Massen zurückziehender Soldaten und Hilfstruppen.

Unser Kommandant schickte mich mit zwei Besatzungsmitgliedern ebenfalls auf die Reise. Er selbst blieb mit dem Fahrer zurück, um den Panzer später zu sprengen. Der Name dieses in der Stille wirkenden Kommandanten, der ein ungewöhnlich guter und menschlicher Vorgesetzter war, sei hier genannt: Wir nannten ihn Rudi, mit Nachnamen hiess er Lotze. Von Beruf Bäcker, stammte er aus Lauenburg. Für uns gab es keinen besseren Kommandanten, und zwar nicht wegen kriegerischer Heldentaten, sondern weil er wusste, dass die Besatzung aus Jugendlichen, die fast noch Kinder waren, und nicht aus Männern zusammengewürfelt war und weil er danach handelte. Er war ein rechtschaffener Mann. Für uns war er ein Held. Immer dachte er zuerst an uns, danach an den Panzer, der ja auch unser Schicksal war oder sein konnte, und zuletzt an sich selbst. Im Angriff führte er den Panzer umsichtig und zurückhaltend, aber auch mutig und beherzt, wenn es die Situation erforderte. Nach dem Angriff war er als erster und noch als letzter dabei, wenn aufgetankt oder Munition oder Verpflegung geschleppt wurde. Seine jungen Besatzungssoldaten schickte er, wenn es immer möglich war, zum Ausschspannen und Schlafen ins Quartier.

Ganz ohne Aufhebens führte er seine sehr hilfreiche Erfindung (von ihm selbst?) zuerst bei unserem Panzer ein, die uns viel lästige Arbeit abnahm.

Sie betraf einen schwachen Punkt der Panzerketten. Die Panzerketten wurden mit fast 200 Bolzen zusammengehalten, die zwischen den Kettengliedern steckten. An der Aussen-seite waren sie durch S-förmige Splinte gesichert. Beim Fahren brachen unentwegt diese Splinte ab, und jetzt konnte sich der Bolzen nach innen schieben, bis er, von der Panzerwanne getroffen, abbrach. Der Rest der Bolzen hätte dann jederzeit herausrutschen und die Kette auseinanderfallen können. Durch eine solche folgenschwere Panne wäre der Panzer kampfunfähig liegengeblieben. Bei jedem Halt musste deswegen die Besatzung als erstes die Ketten untersuchen. Fehlten Splinte, so steckte man neue in die betreffenden querverlaufenden Löcher der Bolzen und schlug mit einem Hammer das durchgesteckte Ende des Splintes um. Lotze liess eine Metallplatte in Form einer schiefen Ebene anfertigen und am rückwärtigen Ende des Kettenlaufes an der Wanne anschweissen. Ohne Splinte lief jetzt die Kette sicher. Schob sich ein Bolzen nach innen, so lief er auf der schiefen Ebene auf, die ihn wieder nach aussen drückte.

Später sah ich diese Vorrichtung am russischen Panzer T 34. Dieser famose Wachtmeister ist bei den schweren Kämpfen, die die 24. Pz.Div. bei Jassy durchmachen musste, gefallen, nachdem sein Panzer von schweren Pak-Geschossen getroffen worden war. Dabei hätte er in die Etappe zurückgekonnt. Während eines kurzen Haltes sprach ich noch in einer Hinterhangstellung mit ihm. Vor einem kurzen Augenblick hatten ihn mehrere Splitter im Gesicht getroffen. Er bagatellierte jedoch die Splitterverletzungen und fuhr wieder nach

vorne in Richtung der weissen Ruine Stanka. Bei dieser letzten Fahrt war er nicht mehr mein Kommandant, vielmehr befehligte meinen Panzer wieder ein Offizier, der in derselben Stunde aus- und umsteigen musste, weil wieder einmal der Panzermotor versagte. Auch dieser Offizier fiel kurz darauf, während mein Panzer einen halben Tag, auf einen Austauschmotor wartend, hinter der Front stand.

Zurück aber zum Abmarsch vom kampfunfähig liegengebliebenen Panzer 1244. Wir gelangten mühsam über die verstopfte Rollbahn zuerst zu Fuss und dann per Anhalter zu einer Frontleitstelle (Golta) in Perwomajsk am Bug. Von dort schickte man uns weiter mit der Bahn in Richtung Odessa.

In einem total überfüllten Zug ging diese Reise insgesamt 54 Stunden stehenderweise bis Odessa. Ich hatte oft genug deutsche Truppen beim Rückzug gesehen und wunderte mich beim Anblick des Bug, warum man nicht an diesem breiten Fluss, wenn schon nicht eine Art Westwall, so doch wenigstens irgendeine ausgebaute Verteidigungslinie eingerichtet hatte. Die deutschen Soldaten hatten sich zwar überall in ungezählten Abwehrschlachten hervorragend und verlustreich geschlagen, aber es ging zurück und zurück. Am 19. März 44 traf der Rest der Besatzung von 1244 in Odessa ein. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte mein Regiment und meine Division in allen bisherigen Kampftagen, die ich miterlebte, stets die Initiative ergriffen und behalten. Ich war mit dem 24. Pz.-Rgt. immer nach vorne gefahren. Jetzt sah man überdeutlich, dass es zurück und nur noch zurück ging. Ich war zum ersten Mal auf der Flucht, und dies war ein demoralisierendes Erlebnis. Bedrückt schilderte ich in einem Brief an meine Mutter, dass ich, obwohl doch Soldat bei einer besonders kampfstarken Division, ein paar Tage gewissermassen auf der Flucht gewesen wäre.

In Güldendorf bei Odessa, einem ehemaligen volksdeutschen Dorf, dessen Bewohner evakuiert waren, trafen wir am 21. März 1944 unsere Kameraden von der 12. Schwadron, die etwas verlottert und ohne Panzer, ziemlich trostlos wirkend, zu einem Appell angetreten waren. Bei einem Einsatz wieder in Richtung Nikopol waren auch die letzten Panzer verlorengegangen bzw. mussten gesprengt werden. In dieser Zeit des Wartens – auf was, wussten wir nicht – sollten es Gewehre für die Infanterie (Briefzitat: «Das wäre die tollste Scheisse») oder wieder Panzer sein? – besannen sich die Offiziere auf ihre Kavallerietradition und ritten auf Pferden umher. Drei Soldaten durften auf Urlaub fahren, und ich war dabei! Es sollte wieder eine lange Reise werden.



Nachschubfahrzeuge: Auf der Rollbahn nach Novo Archangelsk bei Tischkowka fahren Versorgungs-LKW in beiden Richtungen. Links ein Renault AHR, rechts ein Renault AGK.



Nicht einsatzfähig:

Pz. 1244 ist vor dem Quartier Tischkowka eingeschneit. 14 Tage später hat ihn der Kommandant gesprengt.



Abfahrt vor dem Soldatenheim: Der Oberbefehlshaber der 8. Armee, General d. Inf. Wöhler, im dicken Pelzmantel, besteigt vor dem Soldatenheim Novo Archangelsk sein Cabriolet. Die Oberschwester des Soldatenheims trägt einen Pelzmantel gleicher Machart.





Ein namenloser Held: Kommandant im Turm von 1244 (gefallen am 30.5.1944 bei dem Unternehmen Sonja vor der weissen Ruine Stanca). Er trägt eine Tarnjacke mit der ursprünglich weissen Seite nach aussen sowie ein Panzermütze und Ohrenschützer, darüber den Kopfhörer. Neben dem Fernglas der Schalter des Kehlkopfmikrofons. An der Kommandantenkuppel zwei geöffnete Sehschlitze.



Reitertradition: Etwas verkommen, der Reiter und das Pferd (bei Novo Archangelsk).

Bild Mitte:

Rückzug: Alles was deutsche Uniform trägt, muss zurück! Hilfstruppen und LKW auf der mit Schwarzerde und Schlamm bedeckten Strasse.

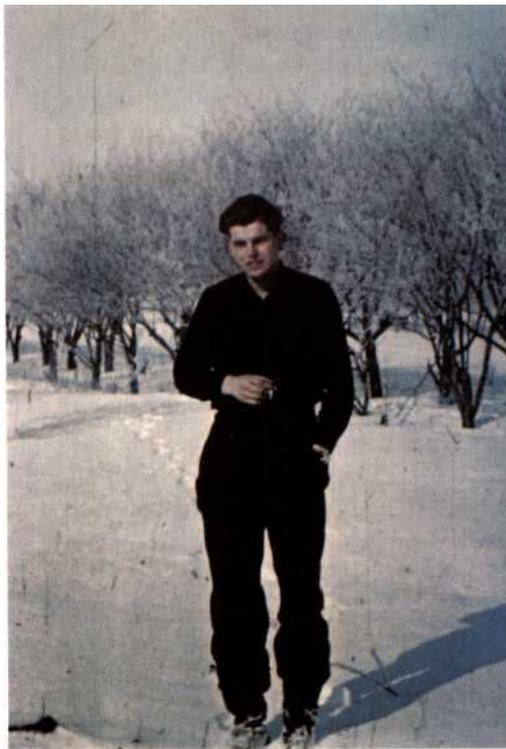
Bild unten:

Perwomaisk am Bug: Fragen nach dem weiteren Weg bei einer Frontleitstelle.





Uniformwechsel: In Frankreich trägt der Panzermann (1943) die schwarze Uniform mit dem goldgelben Paspel an Schulterklappen, Kragenspiegel und Mütze.



Das letzte Bild in Russland (1944) im Quartier bei Novo Archangelsk. Der Panzermann mit Zigarette trägt zur schwarzen Hose ein schwarzes faschistisches Beutehemd aus Italien.



In der leichten Afrikauniform in Italien 1943:
Mit kurzer Hose, Schnürschuhen und Ringelsocken.
An der Uniformjacke ebenfalls das goldgelbe Paspel.

EINE URLAUBSREISE

Den Urlaubsschein in der Tasche und eine Bescheinigung von meinem Schwadronschef, dass ich als Soldat im Fronteinsatz Anspruch auf besondere Verpflegung, d.h. Schwerarbeiterzulage und wöchentlich 2 Eier hätte, ging ich auf den Flugplatz von Odessa, wo ein reger Flugbetrieb herrschte. Täglich landeten Flugzeuge mit Nachschub, die beim Rückflug meist Verwundete mitnahmen. Nach längerem Warten flog auch tatsächlich eine grosse viermotorige Ju 90 ein. Nach der Landung ging sofort das Bodenpersonal an die Arbeit und brachte helle Holzkisten aus dem Rumpf zum Vorschein, die Ersatzmotoren enthielten. Ich schlich mich inzwischen in eine Gruppe transportfähiger Verwundeter. Man stellte im Flugzeug zwar kurz vor dem Start fest, dass ich unter den Verwundeten der einzige Gesunde war, liess mich aber mitfliegen bis Mühldorf bei München.

Bei einer Zwischenlandung in Bukarest ging es erst einmal zur Läusekontrolle. Herunter mit der Hose, und nach einer Untersuchung durch einen Sanitäter konnte ich passieren, obwohl noch ein paar Läuse in meinem Unterhemd krabbelten. Mit dem Zug fuhr ich als letztem Teil der Reise dann nach Freiburg. Nach 23 Monaten zum ersten Mal wieder Heimaturlaub.

In Freiburg verwöhnte mich meine Mutter. Ich konnte ausschlafen, von keinem Kommando- oder Schlachtenlärm geweckt. Das Beste was die Küche – vor allem durch aufgesparte Lebensmittel und Lebensmittelkarten angereichert – zu bieten hatte, kam auf den Teller. Umsorgt und nicht angeschissen, fühlte ich ein wenig von der Freiheit; so sollte das Leben weitergehen, ohne Rückkehr zum Kriegsgeschehen. Die Angst sterben zu müssen war kurzzeitig verdrängt, wurde aber von einer anderen abgelöst, der Angst vor Bespitzelung. In unserem Haus wohnte eine 100% linientreue Frauenschaftsführerin mit langen spitzen Ohren. Da lernte man schnell zu flüstern und auch nur unter allergrösster Vorsicht den Feindsender am Radio einzuschalten.

Ich ging viel aus ins Kino und hörte mit Genuss wieder Schallplatten. Die Tage verrannen schnell, und je mehr sich der Urlaub dem Ende näherte, desto mehr wurden die Tage überschattet von der baldigen Rückkehr zur Front. Ich zweifelte an einer gesunden Rückkehr aus dem Krieg und dachte jetzt besonders bedrückt daran, vielleicht zum letzten Mal die heimatliche Umgebung zu erleben. Nach dem Abschied mit viel Tränen ging ich allein zum Bahnhof. Meine Mutter und ich wollten nicht auf einem Bahnsteig Abschied nehmen. Eine weinende Mutter mit ihrem Sohn als heulender Frontsoldat vor fremden Menschen oder vielleicht vor einem Parteigenossen der Heimat mit erhabener Miene, wollten wir uns ersparen.

Die Rückfahrt zur Truppe endete am ersten Tag in München und am zweiten Tag in Wien, wo man einen Transport nach Rumänien zusammenstellen wollte. Es tat sich zunächst aber nichts, und auch am fünften Tag geschah nichts, worauf die Soldaten nach der Information durch einen Transportoffizier, dass es immer noch keinen Zug gäbe, erneut mit lautem Gebrüll in die Stadt Wien stürmten.

Schliesslich fuhr am 27. April 1944 ein Zug nach Budapest. In weiteren Etappen, wobei die Karpaten über Klausenburg mit insgesamt vier Lokomotiven – zwei an der Spitze und zwei in der Mitte des Zuges – erklommen wurde, lief der Zug in Ploesti ein, um aber sofort wieder weiterzufahren. Warum der Zug durch den Bahnhof durchfuhr, wurde mir beim nächsten Halt auf freier Strecke bewusst. Während ich in der Sonne auf einer Wiese lag, konnte ich zahlreiche Flugzeuge beobachten, die diese wichtige Stadt der Ölfelder pausenlos bombardierten. Schwarze Rauchwolken standen noch über Ploesti als der Zug nach Bukarest weiterfuhr.

Am 5. Mai 1944 war ich dann in Bukarest und meldete mich auf einer Frontleitstelle. Derartige Frontleitstellen gab es an allen grösseren Bahnhöfen. Dort erfuhr der suchende Soldat, wo seine Truppe gerade stationiert war und wie er zu ihr finden konnte. Am nächsten Tag fuhr ich mit einem Personenzug – jetzt als Einzelreisender fast wie im Frieden – wieder nach Ploesti zurück, denn die Fahrt sollte nach Bacau gehen. In einem 4.-Klasse-Abteil sass ich mit Bauern, Zivilisten und rumänischen Soldaten zusammen. Ein entsetzlicher Knoblauchgestank machte die Eisenbahnfahrt durch eine Gegend ohne Krieg zur Qual. Der Zug fuhr im Bummeltempo von Station zu Station, über Mizil, Buzau, Rimnicu-Sarat, Focsani, und bei jedem Halt verliess ich sofort den Zug und legte mich in die nächste Wiese. In Marasesti stand ich am 06. Mai 1944 wieder vor einem bereits bekannten Bild: Die gesamten Wände des kleinen Bahnhofs waren mit neuen, aber im Tenor alt- und wohlbekannten Urteilen des General Schörner tapeziert. Ich wusste wieder, wo ich war. Bei längeren Aufenthalten auf den Bahnhöfen sah ich überall die recht ärmlich gekleidete rumänische Bevölkerung, so dass das Hinweisschild «Soldaten, auf Plündern steht Todesstrafe» wohl zu Schörner, aber weniger zu den Realitäten passte. Was sollte man dort plündern? Allerdings erkannte ich bei einzelnen Rumänen an ihren grauen Wehrmachtssocken mit weissen Streifen oder an Uniformteilen, dass sie mit Soldaten gehandelt bzw. getauscht hatten.

Nach einer unglaublich langen Reise, die insgesamt 25 Tage dauerte, erreichte ich mit dem Zug über Adjut, Bacau und Roman und weiter per Anhalter mit einem LKW am 12. Mai 1944 meine Truppe. Erstaunlicherweise erwartete mich dort bereits ein Luftpostbrief, den meine Mutter nach meiner Abreise geschrieben hatte!



Opernhaus von Odessa: Prachtbau mit Elementen klassischer Architektur, erbaut von den Wiener Architekten Fellner und Helmer, die bereits die Mailänder Scala und das Deutsche Volkstheater in Wien erbaut hatten. Daneben eine griechisch-orthodoxe Kirche. Auf der Strasse ein alter Ford und ein DKW-Cabrio mit «CC-Schild».



Mit Tross und Wagen, so hat sie Gott geschlagen: Die 12. Schwadron als geschlagener Haufen bei einem Appell in Guldendorf bei Odessa. Die Panzer gingen im Schlamm verloren; an einen Teil der Soldaten sind Karabiner ausgegeben. Mit weisser Hose und den typischen beiden Ärmelstreifen der Spiess.



Schnell in die Heimat: Mit einer viermotorigen Ju 90 vom Flugplatz Odessa über Bukarest, Mühldorf in den Urlaub (25.3.1944) nach Freiburg.



In der Mitte des Krieges: Das unzerstörte Freiburg vor dem Martinstor. Unter dem Reichsadler als Inschrift eine der grossen Lügen dieses Jahrhunderts: *Sub umbra alarum tuarum protege nos* (Unter dem Schatten deiner Flügel beschütze uns).



Freiburg Oberlinden mit dem Lindenbaum:

Die typischen «Bächle» sind wegen der Verdunklung mit Gestellen gesichert. Links der «Goldene Bär», das Gasthaus-schild des ältesten Gasthauses von Deutschland. Im Hintergrund das Münster.

Unten links:

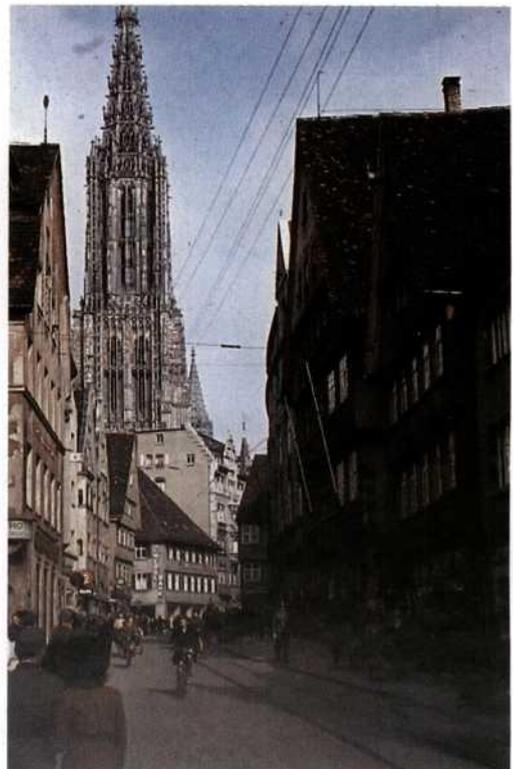
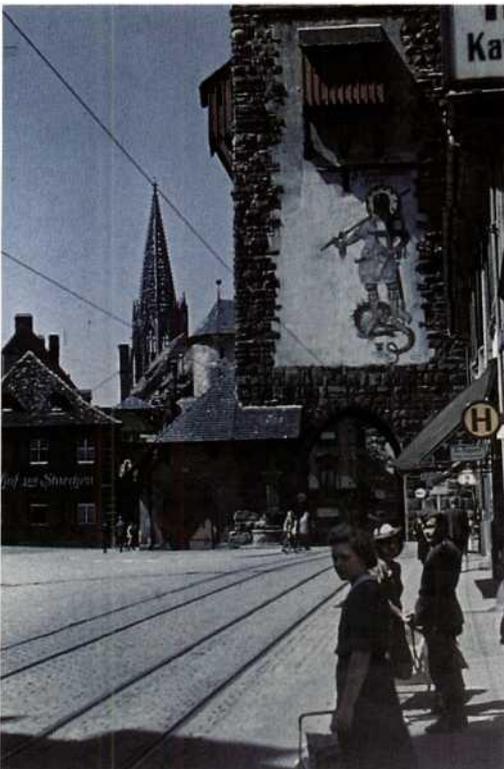
Urlaub in Freiburg:

Ein Soldat wartet vor dem Schwabentor.

Unten rechts:

Aufenthalt in Ulm:

Durchblick auf das Münster.





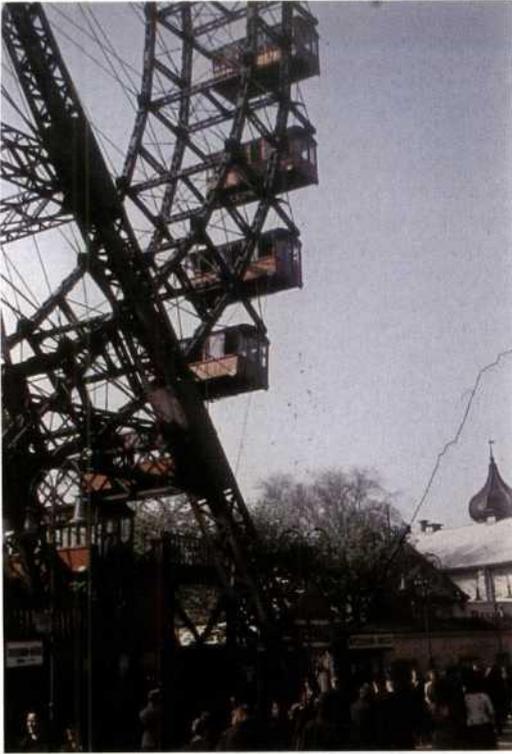
Erlebnis Heimat: Wanderung im Urlaub vom Schauinsland bei Freiburg nach Hofgrund und Rast mit einem Gedicht von Goethe: Über allen Gipfeln ist Ruh, in allen Wipfeln spürst du kaum einen Hauch; die Vöglein schweigen im Walde, warte nur, balde ruhest du auch.

Abbildung unten:

Langsam zurück an die Front:

Aufenthalt in Wien. Opernhaus mit teilweise zugemauerten Fenstern und zwei Reiterstandbildern. Ein Jahr später lag die Staatsoper in Trümmern.





Stillstand des Transportsystems:
Bei einem Aufenthalt in Wien.
Besuch des Praters mit Riesenrad.

Soldat mit Unterleib:
Ein Soldat hält seine im Nachtopf sitzende
Freundin auf dem Kettenkarussell fest.

Wunden des Krieges: Doppelschenkelamputierter
in seinem Rollstuhl im Park von Schönbrunn.



Völkerwanderung in Rumänien: Völlig überfüllte Züge, die in alle Richtungen fahren.



Vier verschiedene Kopfbedeckungen in einem rumänischen Ort:

Der Feldgendarm trägt einen Stahlhelm und einen Ringkragen mit geprägtem Adler (Kettenhund). Der Panzersoldat daneben trägt die Panzermütze, der Junge (der eine Blechtrommel haben könnte!) davor seine zivile Mütze. Auf der Strasse ein rumänischer Soldat, ebenfalls mit einer Mütze.

Hinweisschild des Generals Schörner: Man weiss wieder, bei welchem Befehlshaber man angekommen ist.



Mitten im Leben sind wir mit dem Tod umfängen.
(Luther, nach dem alten Kirchenlied: Media vita in morte sumus).

DIE SCHWERSTE ZEIT ANGRIFFSKÄMPFE BEI JASSY

Während meiner Urlaubsreise bekam die Division neue Fahrzeuge zugeteilt. Die 12. Schwadron war in einem Kampfgebiet zwischen Pruth und Jassy eingesetzt, nachdem der Russe nördlich von Jassy vorgestossen war. Gleich beim Tross traf ich auf einen reparierten Panzer und stieg sofort ein. Wieder bei der 12. Schwadron, begannen nun schlimme Tage, wo aus deutscher, wie auch aus russischer Sicht stets der Sensenmann im Panzer mitfuhr. Nach der langen Zeit des Zusammenseins kannte man sich natürlich ganz genau; man war mit dem einen mehr und dem anderen weniger befreundet. Am Abend meines ersten Angriffs in diesem Kampfgebiet hörte ich vom Tod eines Funkerkollegen, mit dem ich oft zusammen gewesen war. Ein Durchschuss durch das «Unterhaus» des Panzers hatte gleichzeitig Funker und Fahrer tödlich getroffen. Und dann ging es Schlag auf Schlag, wie bei der Geschichte der zehn kleinen Negerlein, jetzt aber in brutaler Realität. Am nächsten Abend sassen noch sechs oder sieben Panzersoldaten um einen Tisch. 24 Stunden später waren fünf davon gefallen, von einer Besatzung allein vier Soldaten. An einem Tag waren am Morgen noch 17 Panzer und am Abend nur noch sechs von 22 Panzern einsatzbereit. So konnte man sich ausrechnen, «wann die Stunde schlagen» würde.

Am Abend spielten viele Soldaten in ihren Quartieren das Kartenspiel 17 und 4. Da man mit der Löhnung, die in Kreditgeld (eine Art Besatzungsgeld, das für die Bevölkerung und im Reich verboten war) ausgezahlt wurde, nichts anzufangen wusste, stiegen die Geldeinsätze in ganz ungewöhnliche Höhen. Eines Abends lagen weit mehr als 10.000 RM in Kreditgeldscheinen auf dem Tisch. Ein noch sehr junger Soldat, der erst ein paar Tage bei der Schwadron war, gewann mit einer richtigen Karte den ganzen Geldhaufen und stopfte sofort die vielen Scheine in seine Tasche. Aber er hatte zum letzten Mal in seinem Leben gewonnen. Sein Panzer wurde bereits am nächsten Tag getroffen. Er war gefallen. Als man ihn zurückbrachte, ragten aus seinen vollgestopften und ausgebeutelten Taschen noch die Geldscheine heraus.

Das Kampfgebiet von Jassy galt als Malariagebiet, und prophylaktisch mussten wir täglich Atebrintabletten schlucken. Im Kampfgebiet selbst herrschten während der Angriffstage hochsommerliche Temperaturen. Die Hitze war oft unerträglich. Wir schwitzten und hatten unentwegt Durst. Die Sonne heizte dabei die Panzerplatten wie einen Herd auf, und die Erzählungen, man könne sogar ein Spiegelei darauf braten, waren durchaus realis-

tisch. Nur besaßen wir leider keine Eier, dafür plagte uns immer wieder der furchtbare Durst. Die zwei Feldflaschen, die am Morgen mit Kaffee (ohne Milch) gefüllt wurden, waren schnell ausgetrunken. Wir besaßen noch einen italienischen Beutekanister, der mit 10 l Wasser gefüllt war, auch er war schnell ausgetrunken. Am Mittag fragten wechselseitig die Besatzungsmitglieder. «Gibt es denn nicht noch irgend etwas Trinkbares?» Ein 20 l Benzinkanister, mehrmals mit Wasser gespült und danach mit Wasser gefüllt, lag während der ganzen Zeit bei grosser Hitze auf unserem Panzer. Er wurde unsere allerletzte Trinkreserve. In der Not tranken wir auch dieses Wasser, brühwarm und mit dem Geschmack nach Benzin. Es sei noch erwähnt, dass die kämpfende Truppe während der Angriffstage wesentlich bessere Verpflegung erhielt. Zusätzlich wurden diese Tage mit Bohnenkaffee und einem kleinen Päckchen für Frontkämpfer (mit Schoko-Kola) «versüsst». Eine grosse Bedeutung hatten Zigaretten (hergestellt von den Firmen Reemtsma, Austria u.a.). Vor allen Dingen auch im Einsatz wurden Zigaretten mit jeder Verpflegung verteilt. Fast jeder Soldat rauchte, und nicht wenige waren geradezu nikotinsüchtig, Sie rauchten nicht nur in den Pausen, sondern auch während eines Angriffs; sie brauchten eine Art Nikotinrausch, um «tapfer» sein zu können.

An einem der folgenden Abende informierte uns unser Schwadronschef über einen Grossangriff für den nächsten Tag (Unternehmen Sonja 30.05.1944): «Zuerst wird die Artillerie schießen, dann kommt die Luftwaffe mit ME 109, Stukas (von Rudels Geschwader), die das Gelände für unseren Panzerangriff vorbereiten und uns unterstützen werden. Und dann fährt die 12. los, und nichts mehr wird uns aufhalten, bis an den Pruth vorzustoßen.» Wir legten uns für die Nacht auf unsere Decken neben dem Panzer, als uns aus dem tiefen Schlaf ein Feuerinferno blitzartig aufweckte. Wir hatten übersehen, dass unmittelbar neben unserem Panzer ein Nebelwerfer Stellung bezogen hatte, der jetzt mit gewaltigem Feuerstrahl und fürchterlichem, langgezogenem Abschussknall mitten in der Nacht seine Raketen abschoss.

Ein gutes oder schlechtes Vorzeichen? Am Morgen um vier Uhr schoss – wie erwartet – die Artillerie schweres Feuer, und die deutschen Flugzeuge kamen zu unserer Unterstützung. Wir standen im Hinterhang und warteten mit den Grenadieren, die neben uns in Gräben standen. Dann verschwanden sie in den Gräben, und wir begannen den Angriff nach dem Befehl «Panzer marsch!» Bereits nach kurzer Fahrt jedoch stockte alles, weil sich um unsere Panzerketten Draht gewickelt und derart verknäult hatte, dass die Panzer nicht mehr richtig liefen. Wir mussten wieder heraus, um den Draht von den Ketten zu entfernen. Bis wir die Ketten mit nur einer Drahtschere wieder frei hatten, war wertvolle Zeit verlorengegangen, und da das Gelände auch noch vermint war, konnte von einem zügigen Fortkommen jetzt keine Rede mehr sein. Gegenüber erstreckte sich eine leichte

Anhöhe. Der Russe konnte aus einer erhöhten Position schießen, er schoss aus allen «Knopflöchern» auf uns Angreifer. Wir schossen zwar zurück, sahen aber die russischen Soldaten nicht, und so konnten wir nur auf aufblitzendes Mündungsfeuer zielen. Wir kamen nicht weiter, sondern blieben in einer sehr ungünstigen Position stehen. Dann schlugen die russischen Granaten immer dichter bei uns ein.

Mein Panzer erhielt zwei Pak-Treffer in eine Laufrolle unterhalb der Wanne. Der Russe hatte zu unserem Glück nicht sehr gut getroffen. 80 m schräg vor uns sahen wir dann einen getroffenen Panzer der 12. Schwadron. Auf ihm lag ein Besatzungsmitglied, halbnackt in völlig zeretzter Uniform, mit blutendem Oberschenkel, getroffen von einem Explosivgeschoss. Mit entsetzlichen Schmerzen schrie und wimmerte er. Sein Bein war an der Rückseite des Durchschusses durch die explosive Wirkung dieses mörderischen Geschosses blumenkohlartig auseinandergequollen. Ich sprang aus unserem Panzer, um diesen verwundeten Kameraden zu holen, und zusammen mit einem Besatzungsmitglied des getroffenen Panzers trug ich den Verwundeten zurück und legte ihn auf eine Decke auf unseren Panzer. Trotz der Unterlage spürte er die kochendheisse Panzerplatte und schrie jetzt erneut auf. Wo aber hätten wir ihn hinlegen sollen? Mit dem abwechselnd schreienden und dann wieder wimmernden Soldaten auf unserem Panzer fuhren wir jetzt bei einer Gluthitze möglichst schnell in eine Hinterhangstellung zurück. Durch Funk gerufen, eilte unser Arzt in seinem Spezialpanzer herbei und untersuchte den Verletzten, gab ihm aber keine Chance mehr. Gleichzeitig kam ein anderer Panzer mit einem Schwerverwundeten zurückgefahren, auch er getroffen, ja abgeknallt von einem Gegner, den wir in diesem Gefecht gar nicht sahen. Sein Rücken zeigte ein grosses Loch. Eine Granate hatte ihm ein grosses Stück Fleisch, etwa so gross wie zwei nebeneinander gelegte Hände, herausgerissen. In seinem grün-gelben bleichen Gesicht lag die unendliche Qual des Todes auf dem Schlachtfeld. Er war ein sehr lustiger Junge gewesen, manchmal auch ein Rabauke. Jetzt aber wimmerte er nur noch: «Mutter hilf, Mutter hilf mir doch.» Der Arzt sah ihn sich an und wusste, dass auch er in Kürze sterben würde.

Dinen fehlte jetzt in der Stunde des Sterbens Trost. Aber von wem? Zuerst hätten wir Panzersoldaten, während wir um die Sterbenden und den Arzt standen, beruhigend mit ihnen sprechen können. Bereits ein tröstendes Wort hätte Angst und Entsetzen vor dem Sterbenmüssen lindern können. Mit Körperkontakt, jedes Sterbenden Hand haltend, hätten wir sie beruhigen, ja aufmuntern können, dass alles nicht so schlimm ist, das es weitergeht, um so den Schmerz zu dämpfen und die Stunde des Sterbens zu verdrängen. Wir jedoch standen, vom Tode umgeben, unfähig daneben. Vielleicht hätte ein Feldgeistlicher tröstend zusprechen können. Er war nicht da. Gab es ihn denn überhaupt in unserer Einheit? Die älteren Kameraden erzählten zwar von einem eindrucksvollen Gottesdienst bei Gornel

1941. Ich selbst habe während meiner Einsätze keinen Geistlichen gesehen. Hätten Pfarrer meiner evangelischen Kirche, die in den Gottesdiensten während meiner Schulzeit und vor allem im Konfirmandenunterricht stets und zuerst davon sprachen, dass wir im Tode seien, und unentwegt vom Sterben, von der Auferstehung und vom ewigen Leben predigten, Trost spenden können?

Dass mein Panzer sich bei der schnellen Rückfahrt wieder einmal einen Motorschaden geholt hatte, worauf der Kommandant ausgestiegen und kurz darauf fiel, habe ich bereits ebenso erzählt, wie auch die Abfahrt von Rudi Lotze und seinem Panzer zur Kampflinie in Richtung der weissen Schlossruine Stanka, wo auch er fiel. Immer, wenn ich an diese Erlebnisse zurückdenke, steht das Grauen dieses schrecklichen Krieges vor meinen Augen.

Vor einem anderen Angriff am 2. Juni 1944 hörte ich über Funk einen Hilferuf nach dem Arzt für unseren ehemaligen Schwadronschef, der mittlerweile zum Regimentsadjutanten aufgerückt war. Während er auf seinem Panzer sass und einen gerade angekommenen Brief seiner Frau las, explodierte in seiner Nähe eine Granate. Ein kleiner Splitter drang durch das Auge in das Gehirn ein und genügte zum (Helden)-Tod! Er hatte kurz zuvor noch die Ehrenblattspange zum Eisernen Kreuz erhalten, einen neu geschaffenen Orden vor dem Ritterkreuz, das er sicher verdient hätte. Bei der Ordensverleihung gebrauchte der Regimentskommandeur die bekannte Formulierung: «Diese Auszeichnung wird Ihnen auch für die Verdienste der von Ihnen befehligten Einheit – das waren wir alle von der 12. Schwadron – verliehenen». Nach der Ordensverleihung versammelte sich die Schwadron zum letzten Mal um diesen vorzüglichen Soldaten zu einem kleinen Fest in einem Obstgarten. Die strenge, aber gute Panzerausbildung wurde bereits erwähnt. Im Kampf war er ein erstklassiger Chef, der die Panzer seiner Schwadron sehr umsichtig führte: «1232 passen Sie auf, zwei Uhr steht eine russische Pak. 1224 fahren Sie weiter nach links, dort ist das Gelände besser».

Ein weiteres Ereignis in meiner militärischen «Karriere» fand wenig später am 30. Juni 1944 statt. In einer Ruhepause bei einem Schwadronsfest lagerte die Truppe im Gras, davor standen ein Unteroffizier, ein weiterer Landser und ich. Jeder der Truppe hielt ein Gefäss oder ein Kochgeschirr in der Hand, gefüllt mit 38prozentigem Nordhäuser Schnaps. Uns dreien gab man zuerst eine Knoblauchzwiebel mit einem grossen Loch, vollgefüllt mit Salz, die wir sofort aufessen mussten und danach ein kleines Bierglas voll mit dem Schnaps zum Extrinken. Mit diesem Zeremoniell erlebten wir einen Akt der Beförderung. Der Unteroffizier war zum Wachtmeister und ich mit meinem Nebenmann zum Unteroffizier befördert worden. Nun begann ein Schwadronsfest, bei dem nur Schnaps ausgeschenkt wurde und alle Soldaten den Schnaps wie Wasser tranken. Wäh-

rend der folgenden zwei Tage drehte sich bei mir unablässig der Himmel. Noch dreissig Jahre danach konnte ich keinen derartigen Schnaps riechen, geschweige denn trinken.

Bevor man mich volltrunken zu meinem Nachtlager schleppte, erlebte ich noch die Rückkehr eines Sanitätsgefreiten aus dem Urlaub, der unter «besonderen Vorkommnissen» seine Verlobung meldete. Man füllte ihn so schnell mit Alkohol, dass er fast augenblicklich wie ein gefällter Baum umfiel. Flugs organisierten ein paar Landser ein weisses Tuch, deckten ihn damit zu und zündeten am Rande des Tuches sechs Kerzen an. Symbolisch war er beerdigt. So eng lagen manchmal Spass und Wirklichkeit zusammen.

Kurz nach dem 20. Juli 1944 erfuhren wir einen Tagesbefehl von dem missglückten Attentat auf Hitler. Der Krieg hätte vielleicht beendet werden können. In der Spannung von Pflicht und Gewissen stand jetzt bei einigen Wenigen der Hass gegen das Regime, das uns immer noch fest im Griff hatte, im Vordergrund. Da aber dieser Anschlag misslungen war, und wir mitten im dichten Kriegsgetümmel standen, zeigte sich schnell die bittere Situation des einfachen Soldaten. Das Kriegsgeschehen war bestimmend, und so machte sich schnell wieder Gleichgültigkeit gegenüber der politischen Situation breit. Kaum einem meiner Kameraden kam der Gedanke, dass uns ein Unrechtsregime in diesen Krieg geschickt hatte, und die meisten waren der Meinung, dass sie nicht das Hitlerregime, sondern das Vaterland verteidigten. Es ging uns, wie G. Benn schrieb: «Ich habe das Schicksal meiner Generation auf mich genommen, ohne zu fragen, ob es gut oder böse ist, ob es Ruhm oder Vernichtung mit sich bringt.» Weit mehr berührte die gleichzeitig verkündete Anordnung, dass die Wehrmacht nun auch mit ausgestrecktem Arm zu grüssen habe, also nicht mehr durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung. Jetzt galt genau so wie schon immer bei der Waffen-SS auch für uns der «Deutsche Gruss». Diese Gleichschaltung mit den Uniformierten der Waffen-SS – auch wenn dies nur ein Teilaspekt war – ärgerte mich besonders, denn ich war stolz auf den Gruss der preussischen Soldaten, so wie ich ihn gelernt hatte und vor mir Generationen von Soldaten sich grüssten.

Nach den geschilderten schweren Kämpfen verlegte unsere Schwadron an den Ortsrand von Jassy. Hier fuhr sogar noch die Strassenbahn, und man konnte mit dem öffentlichen Verkehrsmittel fast bis an die Front fahren. Umgekehrt fuhren wir direkt von der Front mit dem Panzer nach Jassy hinein und hielten vor einem Soldatenheim. Erschöpft und dreckig sprangen wir aus dem Panzer, um im Soldatenheim mehrere Glas Bier zu trinken. In den Pausen zwischen den Einsätzen konnten wir Bauern beobachten, die unbeeindruckt von Kriegsgeschehen ihre Felder bestellten. In dieser kurzen Ruhepause kam ein in vielen Angriffen bewährter und mit dem EK I dekoriertes Oberwachtmeister, der kurz vor seiner Kommandierung zur Kriegsschule (um Offizier zu werden) stand, mit der Frage zu mir, ob ich ihm nicht ein wenig Nachhilfe in Geschichte geben können. Jetzt avancierte

der Abiturient, der aufgrund seiner Schulbildung während des Rekrutendienstes sich als minderwertiger Soldat so oft hinlegen musste, befreit vom täglichen Formaldienst, zu einem Geschichtslehrer.

Nach dem Tode des ehemaligen Schwadronschefs kommandierte man mich zum Fotografieren der Gräber unserer gefallenen Schwadronsangehörigen, die auf dem Heldenfriedhof bei Jassy begraben lagen. Ein Maler war noch dabei, die schlichten Holzkreuze zu beschriften. Er hielt eine lange Liste mit Namen in der Hand. Sauber schrieb er sie auf die Kreuze, die dann am Kopf der Gräber in den Boden gesteckt wurden. Dann fotografierte ich die Gräber mit den schlichten Holzkreuzen und mit Blumen geschmückt. Nur zwei Filme meiner vielen Soldatenbilder sind im Krieg verlorengegangen. Ich bedauere sehr, dass dieser Film dazugehört.

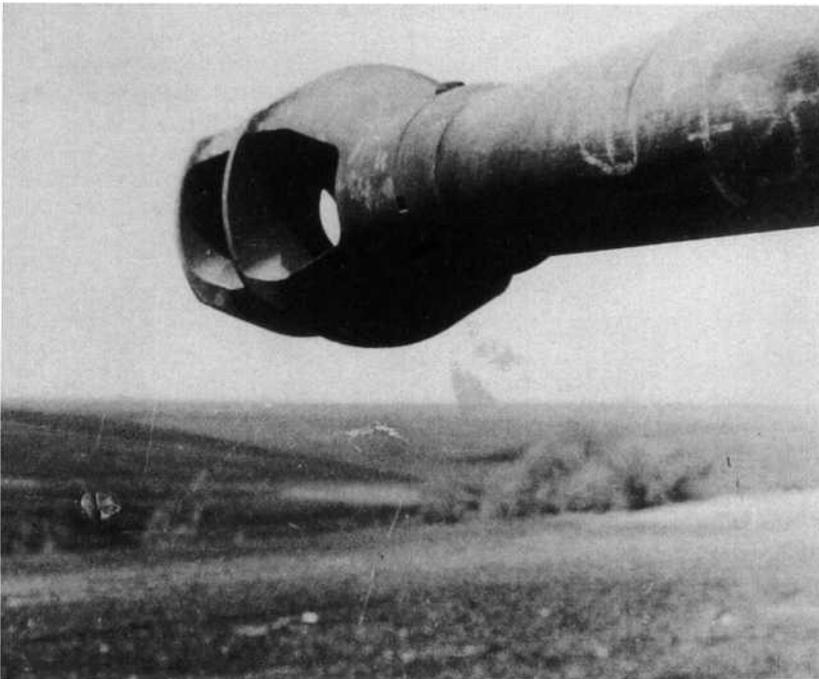
Nach dem Fotokommando kam ich als Ausbilder zu einer rumänischen Einheit. Während acht Tagen mit anschließender Übungsfahrt schulte ich mit ein paar anderen Kameraden von der Division die rumänischen Soldaten, die zu jener Zeit an der Seite der Deutschen kämpften bzw. kämpfen sollten, im Funkverkehr für einen Panzereinsatz.

Hier in der Etappe Jassy warfen dann die alliierten Flugzeuge über eineinhalb Stunden in der Nacht ihre Bomben auf uns. Während pausenlos die Bomben fielen, suchten wir Schutz in einem Splittergraben und fluchten, dass es nicht einmal in der Etappe Ruhe gab. Durch diesen Schulungskurs verlor ich wieder einmal meine Truppe, die zwischenzeitlich auf die Eisenbahn verladen worden war, um in Ostpreussen die Heimat der 24. Panzerdivision zu verteidigen. Sie blieb jedoch in Polen, wo das Kriegsfeuer noch stärker brannte. Mit einem Transportzug fuhr ich etwas später der 12. Schwadron hinterher. Ich wusste, dass es wieder zum Einsatz ging. Aber das Zugehörigkeitsgefühl zu meiner Panzerschwadron war grösser als mein Bedauern, die rumänische Truppe in der Etappe verlassen zu müssen.



Ruheposition:

Am 14.05.1944 stehen die Panzer zur Tarnung in einem Obstgarten bei Targul Frumos.



Wo ist der Feind?

Gleich beginnt die Schlacht in die vom Feinde eingesehenen Täler.



Panzer Marsch!

Wieder nach vorne. Angriff bei Targul Frumos am 15.5.44.



Der Kampf wird immer härter: Abwehr eines Grossangriffs im Bereich der 12. Pz.-Rgt. 24, bei dem die Sowjets beabsichtigen bis zur Moldau vorzustoßen.



Makabre Zwillingforschung: Kommandant (Mitte) mit seinen «Buben». Die Zwillingbrüder sind als Funker und Richtschütze beide gefallen.



Unterstützung aus der Luft: Stukas kommen früh am Morgen zur Unterstützung eines heissen Angriffstages (30.05.1944).



Unternehmen Sonja:
In der Angriffshölle
des Krieges.



Bereitstellung:
Am Morgen eines
Grossangriffs (Unterneh-
men Sonja) am 30.05.
1944. Panzergrenadiere
in einem Graben. Die
Besatzung des Panzers
von der benachbarten
23. Panzerdivision.
Kommandant, Richt-
und Ladeschütze)
schauen aus den Luken.



Panzer Marsch!
Kurze Zeit später,
der Angriff beginnt.
Alle sind in Deckung
gegangen.



In Hinterhangposition warten auf den Arzt. Wachmeister Lotze startet trotz Verwundung erneut zum Angriff.

Der Feind hat schlecht geschossen: Mehrfach getroffene Laufrolle.





Wieder nach vorne:
Erneuter Angriff bei Jassy.



Nicht getroffen, aber erbeutet:
Russischer Panzer T 34 ist unversehrt in unsere Hände gefallen.



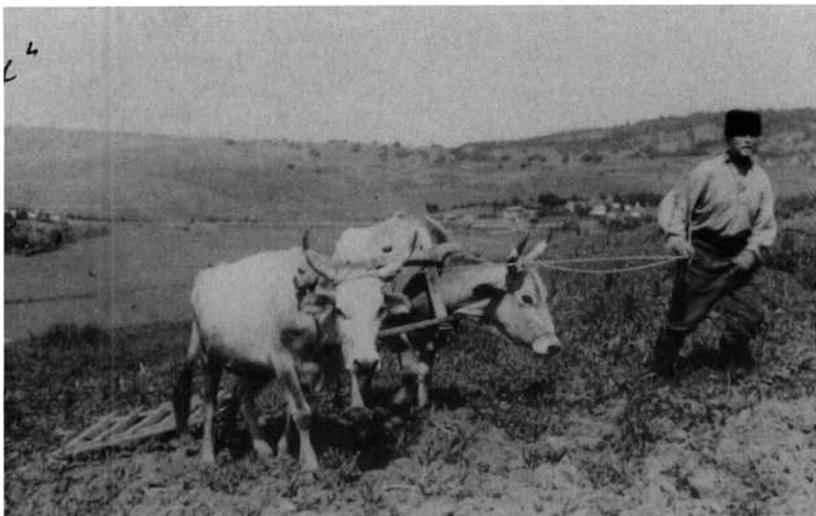
Panzerbeobachtungswagen mit zwei Antennen (Sternantenne links):
Die Turmbesatzung besteht nur aus Offizieren (silbernes Paspel an den Mützen).



Im Vorort von Jassy: Die restlichen Panzer der 12. Schwadron rollen nach den Angriffstagen nach Jassy.



Ein heissersehnter Halt für ausgetrocknete Kehlen: Mein Panzer ist vor einem Soldatenheim in Jassy vorgelagert. Im Hintergrund die Milchtrinkhalle zugleich Kaffeehaus (Cofetaria) Unirea, «Zur Eintracht», die geöffnet ist.



Unbeeindruckt vom Schlachtenlärm: ein paar Kilometer hinter der Front bestellt ein rumänischer Bauer seinen Acker.



Motortausch: Ein stets ersehnter Augenblick der Ruhe hinter der Front. Austausch des Motors am 12.04.1944. Am Kran der Zugmaschine der neue Maybachmotor – Ölkühler- und Lichtmaschinenseite



Motor am Kran:
Der neue Motor wird eingebaut.



Rumänische Polizist regelt den Verkehr: Vor dem Malergeschäft Camila – daneben das Magazin Galanteria des David Cupferberg (Modegeschäft).



Verboten: Ein weiteres Schild unter dem Kommando von General Schörner.

Soziale Unterschiede bei der rumänischen Bevölkerung: Während der Barfüssige mit Stock neben einem Rumänen steht, der sowohl eine ehemalige Wehrmichtsjacke als auch Wehrmichtssocken (erkennlich an den weissen Streifen) trägt, hat rechts daneben der Rumäne die typischen Sandalen (Opinci) an.



Halt auf einem ungarischen Bahnhof, fast wie im Frieden: Im Hintergrund der Transportzug der 24. Panzerdivision von Rumänien nach Polen. Hinter einem Abteilwagen steht der Plattformwagen, auf dem Soldaten sitzen und ein «Maultier» genanntes Halbkettenfahrzeug.

ORDENSVERLEIHUNG

Das Eiserner Kreuz entwickelte sich im Verlauf des Krieges zu einer der wichtigsten Triebfedern für kämpferische Einsätze. Vom einfachen Soldaten bis zum Offizier wollte man einen Orden tragen, um sowohl im Verhältnis von Vorgesetzten zu Untergebenen, als auch unter gleichen Dienstgraden als besserer Soldat, sogar als Privilegierter zu gelten. Dem Wachtmeister ohne EK I fehlte zu dem Wachtmeister mit EK I eine wichtige Dekoration. In meiner Schwadron gab es einen Unteroffizier, der später zum Wachtmeister befördert, als Kommandant im Panzer bereits das EK I und nach fünf Verwundungen das silberne Verwundeten-Abzeichen trug. Er erzählte ganz locker, aber allen Ernstes, dass er noch eine leichte Verwundung anstrebe, damit er mit dem goldenen Verwundeten-Abzeichen an seiner Brust jedem erkenntlich machen könnte: «Hier steht ein Held». In diesem Zusammenhang ist die Antwort von J.C.Fest auf die Frage, was den Deutschen 1933 bei Hitler auffiel von Interesse: Er hatte das Eiserner Kreuz I. Klasse, eine für einen Soldaten im Mannschaftsdienstgrad hohe Auszeichnung.

Während die Panzerkommandanten im Angesicht des Feindes in den Panzer verschwanden, um durch die Luken der Kommandantenkuppel einen Angriff zu führen, liess der besagte Unteroffizier seinen Kopf ausserhalb der Kommandantenkuppel. Der Feind oder auch sein Kriegsgott hatte den Wunsch eines Kriegswahnsinnigen erhört: Durch Splitter am Kopf getroffen, aber nicht schwer verwundet, erhielt er das ersehnte goldene Verwundeten-Abzeichen. Jetzt konnte jedermann an der auffallenden goldenen Medaille an seiner Brust erkennen, dass hier ein Panzermann in langwährenden Einsätzen sich «heldenhaft bewährt» hatte. Dieser Unteroffizier war zwangsläufig bei seiner Veranlagung, wie ich selbst miterlebt habe, ein sehr mutiger Soldat. Er erhielt später das Deutsche Kreuz in Gold und bei Kriegsende auch noch das Ritterkreuz. Letzteres konnte er nicht mehr tragen, denn nach dem 8. Mai 1945 musste jeder Soldat seine Auszeichnungen verstecken, damit sie nicht von den Besatzungssoldaten als Souvenir oder Mitbringsel für daheim entwendet wurden.

Ein verliehener Orden hatte bei einer Reihe von Soldaten mit wirklich mutigen Kampfhandlungen zu tun. So hat – nur als Beispiel – von unserer Division v. Langenn-Steinkeller die Höhen und Tiefen der Feldzüge in Frankreich und Russland als Kavallerist und später bei der Panzer-Division immer in vorderster Linie als Zugführer, Schwadronschef, Abteilungs- und Regimentsführer verantwortungsbewusst und entschlossen gekämpft.

Nachdem er im Frankreichfeldzug das EK II. und I. Klasse erhalten hatte, bekam er in Russland das Deutsche Kreuz in Gold und als Regimentskommandeur das Ritterkreuz. Da er immer in vorderster Front gekämpft hatte, wurde er mit den Infanterie-Sturmabzeichen und der Nahkampfspange ausgezeichnet und erhielt für die während der verschiedenen Angriffe erlittenen Verwundungen das goldene Verwundeten-Abzeichen.

Jedoch hatte nicht immer ein Orden mit wirklich mutigen Kampfhandlungen – wie eben geschildert – zu tun. Wenn ein Panzerkommandant mit guten Augen bzw. scharfem Blick durch sein Fernglas vor dem Feind sein Ziel erkannte und ein erstklassiger Richtschütze dann auch sofort das Ziel traf, dann waren Voraussetzungen für einen Orden gegeben bzw. stiegen dafür an. Bevorzugt waren bei derartigen durchaus mutvollen Einsätzen Kampf- und Jagdflieger und U-Boot-Kommandanten. Der infanteristische Soldat oder Grenadier hatte wesentlich geringere Chancen. Er musste bei jeder Witterung und in jedem Gelände zum Teil Auge in Auge kämpfen.

In meiner Schwadron hatte ein Wachtmeister das «Glück», am Rand einer Waldschneise zu stehen, als plötzlich russische T 34 dieses Waldstück passierten. Zielsicher schoss der Richtschütze jetzt acht Panzer ab. Der Lohn bestand in der Ehrenblattspange (Meldung im Ehrenblatt des Heeres) an den Kommandanten, und der Richtschütze erhielt das EK I und wurde zum Unteroffizier befördert. Auch dieser Wachtmeister erhielt kurz vor Kriegsende noch das Ritterkreuz.

Ein dramaturgisch besonders spannendes Erlebnis um ein Ritterkreuz beschreibt G. Koschorrek in seinem Buch «Vergiss die Zeit der Dornen nicht» mit der Schilderung «Vom Ritterkreuz zum schlichten Holzkreuz». Da hatte der Soldat Gustav vom Panzergranadierregiment 21 der 24. Pz.Div. ein Kommando über zwei Maschinengewehre. Plötzlich hatte er mit seinem Kameraden den Anschluss an die leichten Züge verloren. Dieser Kamerad berichtete weiter:

«Als ich mit meinem Schützen II fast aus dem Wäldchen heraus war, standen am Waldrand drei T 34, deren Besatzungen ausgestiegen waren und sich mit einem Offizier lebhaft unterhielten. Wir brachten sogleich beide Gewehre hinter den Bäumen in Stellung, und Gustav und ich ballerten in die Russen hinein. Zwei waren sofort tot, und den Rest nahmen wir gefangen. Wir stellten fest, dass die Panzer die Flanke der Sowjets sicherten und sogar ein VB (Artilleriebeobachter) dabei war, der das russische Sperrfeuer lenkte.

Was dann geschah, war für uns ein richtiges Freudenfest. Wir konnten vom Waldrand genau in die feindlichen Gräben hineinballern, was das Zeug hielt. Dadurch kam der Angriff unserer Kampfeinheiten, der ins Stocken geraten war, wieder in Bewegung und das Regiment konnte die russischen Gräben mit nur geringen Eigenverlusten aufrollen. Ja – und das war's auch schon, was es da zu berichten gibt».

Wegen der drei erbeuteten Panzer und der Ballerei in die Gräben erhielt Gustav das Ritterkreuz ich das EK I, schloss er seinen Bericht.

«Tolle Sache!» freute sich der Zuhörer. «Aber eigentlich ein richtiger Zufallstreffer, nur weil Gustav den Anschluss verpasste, nicht wahr?»

«Klar!, aber danach fragt hinterher niemand, der Erfolg zählt.»

«Wo ist Gustav jetzt?»

«Keine Ahnung. Seit er wegen des Ritterkreuzes zum Regimentskommandeur beordert wurde, hat ihn hier niemand mehr gesehen. Man erzählt sich, dass er zum Unteroffizier befördert worden ist und einen Lehrgang absolvieren soll. Mehr hört man nicht von ihm.»

Später erzählte der Kamerad, der Dekorierte sei jetzt bei jedem Himmelfahrtskommando dabeigewesen. Am 10. November 44 sei er bei der Erstürmung einer feindlichen Stellung zusammen mit seinen Männern gefallen. «Armer Freund! Dein Ruhm mit dem Ritterkreuz hat nur einige Monate gedauert, bis das unerbittliche Schicksal entschieden hat, dass sich das stolze Ritterkreuz in ein einfaches, schlichtes Holzkreuz verwandeln soll. Zurück blieb nur noch die Erinnerung an einen guten und geschätzten Kameraden, der absichtslos zum Helden wurde und deshalb schneller sterben musste als jene, die ihn rücksichtslos verheizt haben.»

Soweit G. Koschorreks Schilderung.

Zur Geschichte des Eisernen Kreuzes ist zunächst interessant, dass es sich bei der Stiftung bzw. Erneuerung des Eisernen Kreuzes von 1813, 1870 und 1914 um ein preussisches Ehrenzeichen, hingegen bei dem 1939 erneuerten EK um einen gesamtdeutschen Orden handelte. 1939 fiel bei der Erneuerung auch der Unterschied zwischen dem EK als Auszeichnung für persönliche Tapferkeit und für Verdienste um die Kriegführung weg. Vor dem wurde der Unterschied durch verschiedene Bänder für Kämpfer und Nichtkämpfer verdeutlicht. Somit konnte man einen Ritterkreuz-Träger des Zweiten Weltkrieges nicht ansehen, ob er seinen Orden für einen besonderen Einsatz im Kampfgetümmel oder für die erfolgreiche Führung einer Truppe erhalten hatte.

Nur durch den Dienstgrad liess sich in den meisten Fällen erkennen, wofür der Orden verliehen war. Ein Obergefreiter konnte beispielsweise nicht für eine erfolgreiche Führung ausgezeichnet worden sein und demgegenüber ein General oder höherer Offizier – mit Ausnahme einiger Luftwaffenoffiziere – nicht für den kämpferischen Einsatz mit der Waffe in der Hand. So trug auch kein Gefreiter oder Unteroffizier das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes mit dem Eichenlaub mit Schwertern am Hals.

Eine gewisse Ordenshierarchie war durchaus erkennbar. Der Unteroffizier erhielt unter der Voraussetzung, eine gewisse Anzahl von Einsätzen erfolgreich durchgestanden zu haben, das EK II, der Wachtmeister wie auch Offiziere der niederen Ränge das EK I und vom

Schwadronschef aufwärts nach erfolgreichen Einsätzen die Ehrenblattspange oder das Deutsche Kreuz in Gold oder gar das Ritterkreuz. Später folgte das Eichenlaub und wenn ein General längere Zeit als Armeeführer erfolgreich war, kamen noch die Schwerter hinzu. Gemessen an Mut und Kampfeinsatz muss man dagegen eine Silberne oder Goldene Nahkampfspange (für 50 bzw. 75 Kampfeinsätze) oder auch ein Panzerkampfabzeichen mit der Zahl 50 oder 75 als eine besondere Auszeichnung bewerten. Sie gelten zu Recht als höchste Tapferkeitsauszeichnungen.

Auch eine Ordensverleihung als Abschiedsgeschenk gab es. Als Hitler den OB der Heeresgruppe Süd, Generalfeldmarschall v. Manstein auf den Obersalzberg beorderte, teilte er ihm mit, dass die Zeit der Angriffe vorbei sei und deshalb den Oberbefehl jetzt Feldmarschall Model übernehmen würde. Dann überreichte er ihm gewissermassen zum Abschied die Schwerter zum Ritterkreuz mit Eichenlaub, das er bereits am Hals trug.

Und schliesslich berichtete Generalfeldmarschall Keitel, dass Hitler ihn abwechselnd beschimpft und erniedrigt hätte, um ihn dann mit dem Ritterkreuz und Marschallstab zu ehren. Jedes Mal fühlte er sich unwohl, da er sich keinerlei Führungs- und Tapferkeitsverdienste erworben habe.

Mein Schwadronschef Rittmeister Hupe – bereits mit dem EK I dekoriert – hat für seine umsichtige Führung der 12. Schwadron, die während der Einsätze bei Nova Praga 45 Panzer abschoss, die Ehrenblattspange (ein goldenes Hakenkreuz, das als Spange am Band des EK II getragen wurde) erhalten. Ich denke, er hätte das Ritterkreuz verdient. Mein späterer Schwadronschef Oblt. Wenzel erhielt für die 27 Feindpanzer, die die Schwadron an einem Angriffstag im Brückenkopf Nikopol abgeschossen hatte, das Ritterkreuz. Auch Wenzel ist kurz nach der Ordensverleihung gefallen.

Nach den schweren Kämpfen bei Jassy erhielt mein Divisionskommandeur, General eines Panzerkorps, jetzt als Reichsfreiherr Maximilian von Edelsheim am 23. Oktober 1944 als 105. Soldat der Deutschen Wehrmacht das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Hierzu schrieb der Kriegsberichterstatter Kurt Scheit:

«Die hohe Auszeichnung wurde Generalleutnant Reichsfreiherr v. Edelsheim für die hervorragenden Taten im Ringen um den russischen Raum verliehen, da in den Monaten des ausgehenden Winters und des beginnenden Frühjahrs 1944 sein Name geradezu ein Begriff des deutschen Widerstandswillens wurde. Damals stand Generalleutnant Reichsfreiherr v. Edelsheim an der Spitze einer Division, mit der er schon 1939 ins Feld gerückt war, der er als Abteilungskommandeur und dann als Regimentskommandeur angehört hatte, einer Panzerdivision, deren Name unter den ruhmreichen Verbänden einen besonderen Klang nicht nur für uns, sondern auch für die Ohren des Gegners besitzt.»

Doch jetzt zurück zum Obergefreiten. Wie war es mit mir? Zuerst erhielt ich, wie bereits berichtet, nach meinem sechsten Panzerangriff das Panzerkampfabzeichen in Silber. Ich war sehr stolz auf diese Auszeichnung, die besonders attraktiv auf dem schwarzen Tuch der Panzeruniform verdeutlichte, dass dieser Panzermann bereits Kampfeinsätze hinter sich hatte und sich somit als Soldat bewährt, zum Mann geworden war. Und jetzt wünschte ich mir das Eiserne Kreuz II. oder sogar I. Klasse.

Während unseres Zwangsaufenthalts vor dem Kessel von Tscherkassy flogen über unser Quartier immer wieder russische Beobachtungsflugzeuge und sog. «Nähmaschinen», ohne unseren in dem kleinen Dorf neben einem russischen Haus lieengebliebenen Panzer zu erkennen. Eines Tages setzte ich mich auf den Richtschützenplatz und richtete die Kanone auf ein russisches Flugzeug, das aufreizend langsam über unserem Dorf kreiste. «Den müsste man doch leicht abschiessen können!» Mein Blick ging zum Ladeschützen, der auf seinem Platz sass. «Leg doch mal eine Sprenggranate in den Verschluss» In meiner Überlegung, wieviel ich wohl den Zielstachel des Zielfernrohr vorhalten müsse, um die Bewegung des Flugzeuges zu berücksichtigen, platzte der Ruf meines Kommandanten: «Armin, lass den Scheiss! Du ziehst mit dem Geballere nur die russischen Flugzeuge auf unser Quartier». Ich hatte bereits von der Belohnung für das abgeschossenen Flugzeug geträumt: das Eiserne Kreuz, vielleicht sogar I. Klasse. Der Zwischenruf meines weisen Kommandanten hatte mich gerade noch rechtzeitig zur Vernunft gebracht.

Drei Monate später folgten die schweren Einsätze, die meine Schwadron bei Jassy 1944 zu bestehen hatte. Am Morgen des 3. Juni standen unsere Panzer nach pausenlosen Angriffen während eines ganzen Tages und der folgenden Nacht endlich beim Tross. Wir tankten auf, trugen die Munition und holten die Verpflegung vom Küchenwagen ab. Da kam ein Wachtmeister, den ich schon lange duzte und der später als Kommandant in meinem Panzer gefallen ist, auf mich zu. Ich begrüßte ihn noch mit einem lockeren Spruch, doch als er begann: «Im Namen des Führers», nahm ich Haltung an. Er knotete mir das schwarzweiss-rote Band mit dem EK II ins Knopfloch meiner Drillichjacke, die wir an Stelle der schwarzen Uniform an diesen heissen Tagen trugen. «Mein Gott, du bekommst das Eiserne Kreuz wirklich mit der Verpflegung», dachte ich noch. Aber gefreut habe ich mich doch. Das EK hatte man mir nicht für eine gewisse Anzahl abgeschossener russischer Panzer verliehen, sondern für meinen Samariterdienst durch einen Sprung aus dem Panzer in das unter Feindbeschuss liegende Gelände, um den getroffenen Kameraden aus dem kampfunfähigen Nachbarpanzer zu retten. Die zugehörige Urkunde erhielt ich später.



Ordensverleihung: Der Regimentskommandant heftet dem Schwadronschef die Ehrenblattsange an.



Noch vor der Ordenskarriere:

Uffz. Ott vor dem Invalidendom in Paris 1943. Ein Jahr später erhielt er nach dem Abschluss von 8 russischen Panzern die Ehrenblattsange des Heeres und zu Kriegsende noch das Ritterkreuz.



Der Blick in das Auge des Führers:

Oberst von Edelsheim erhält aus der Hand Hitlers das Eichenlaub zum Ritterkreuz.



Frisch dekoriert: Der Obergefreite trägt mit Stolz das silberne Panzerkampfabzeichen.



Lohn der Angst: Ordensverleihung an den Obergefreiten unmittelbar nach dem Einsatz am 3. Juli 1944.



Unteroffizier in korrektem Dienstanzug: Der Unteroffizier trägt das schwarz-weiss-rote Band des EK II im Knopfloch seiner Jacke und an der Brust das Panzerkampfabzeichen in Silber und das Verwundetenabzeichen in Schwarz



Wer hat noch nicht? Der Küchen-Uffz. bietet bei einem Schwadronsfest italienischen Wermuth an. Vor ihm (im Profil) der frisch dekorierte Rittmeister Hupe.



Klassenunterschiede beim Schwadronsfest nach der Ordensverleihung: Die frisch gezimmerten Holzbänke sind für die Offiziere mit einer Decke «gepolstert». Die übrigen Soldaten sitzen Holzklasse.

IN EINEM MYSTERIÖSEN LAGER

Eine lange Eisenbahnfahrt führte mich über Ungarn, die Tschechoslowakei und eine kurze Strecke in Polen bis nach Debica. Bei der Suche nach meiner Einheit stand ich dann plötzlich vor einem Lager, von dem ich auch heute noch nicht den Namen weiss, aber annehme, dass es sich um ein Konzentrationslager, vermutlich ein kleineres Lager, das zum Auschwitz-Komplex gehörte, handelte. Ich sah etwa 200 Menschen, die an dem Stern als Juden erkennbar, von Wachsoldaten über die Felder geführt wurden. Das Lager selbst schien schon geräumt worden zu sein, denn die Gebäude waren leer, man sah keine Gefangenen, und die Tore waren geschlossen. Auch wenn immer wieder bezweifelt wird: meine Kameraden und ich wussten nichts von der systematischen Vernichtung der Juden.

Als Schüler hatte ich in Freiburg zwar bereits den Judenstern auf der Brust mancher Bürger gesehen. Ich hatte auch im Schwimmbad das Schild gelesen: «Eintritt für Juden nicht gestattet». Ebenso waren mir die zerschlagenen Fensterscheiben von jüdischen Geschäften in Freiburg nicht verborgen geblieben, wie natürlich auch die SA-Leute, die davor standen. Besonders erschrocken war ich gewesen, als ich die zerstörten Fensterscheiben des Hemdengeschäftes Lichtenstein sah, in dem mein Vater oft Hemden gekauft hatte. Ich hatte Sympathien für den jüdischen Ladenbesitzer und gleichzeitig Angst vor den SA-Leuten, die Gefühle absoluter und alles überdeckender Macht auslösten. Gedanken, die Juden seien schuldig und verdienten eine derartige Strafe, und so sei es richtig, was die SA-Männer machten, war mir vollkommen fremd.

Am Morgen des 9. November 1938 nach der «Kristallnacht» hatte ich auch von unserem Klassenzimmer des Berthold-Gymnasiums aus die Synagoge brennen gesehen. Im Klassenzimmer lärmten die Schüler, besonders, als ein Mitschüler ein Gebetbuch zeigte, das er – herausgeschleudert aus der Synagoge – auf der Strasse gefunden hatte. Dann kam der Lehrer zur Klasse herein, mit Parteiabzeichen am Revers und brüllte um Ruhe. Wir waren sofort still und mussten uns den Fragen griechischer Grammatik zuwenden. Als erneut eine Explosion zu hören war, lachten einige Schüler und sofort wurden sie von unserem Lehrer zurechtgewiesen. Wir Jugendlichen dachten aber kaum weiter über das Geschehene nach. Zwar erinnere ich mich noch genau, wie die Mitschülerin Fraenkel, Tochter eines hochangesehenen Universitätsprofessors, der mit seiner Familie nach England emigrierte, plötzlich verschwunden war. Ich hatte meinen Klassenplatz zwei Jahre lang unmittelbar vor ihrem in der vorletzten Reihe des Klassenzimmers. Fassungslos reagierte ich auf die Mitteilung eines Klassenkameraden und sah jetzt mit anderen Augen, dass der Platz plötzlich leer war und das lustige, pausbackige und sommersprossige Mädchen mit

der Brille nicht mehr zurückkommen würde. Ich wusste zwar um die Diskriminierung der Juden, man hörte von Konzentrationslagern, aber man hatte von den Vorgängen dort, geschweige denn von der planmässigen Ermordung der Juden keine Kenntnis. Hatte denn nicht im Radio der Komiker Weissferdl erzählt, dass er, gerade aus einem KZ entlassen, sich heute keinen neuen Witz leisten könne, damit er nicht wieder dorthin zurückmüsse? Und hatten wir nicht von dem Tennisspieler Gottfried von Cramm gehört, er sei wegen Homosexualität in ein KZ eingeliefert worden, um dort als Gefangener einen Arbeitsdienst zu leisten? So dachten wir bei einem Konzentrationslager eher an ein Gefängnis besonderer Art. Man weiss ja, dass die Juden selbst nichts von dem Schicksal gewusst haben. Wir dachten eher daran, dass man die Juden in den Osten schicken würde. In der Zeitung stand zu lesen, dass im Osten der Raum zur Umsiedlung wartete, und dass die Reichsregierung gefordert habe, dort eine breite Grundlage von lebensfähigen Bauernhöfen mit festem Besitz zu schaffen. Und hatte ich nicht selbst als Soldat wie ein Zwangsarbeiter mit Juden zusammen Kartoffeln gesammelt?

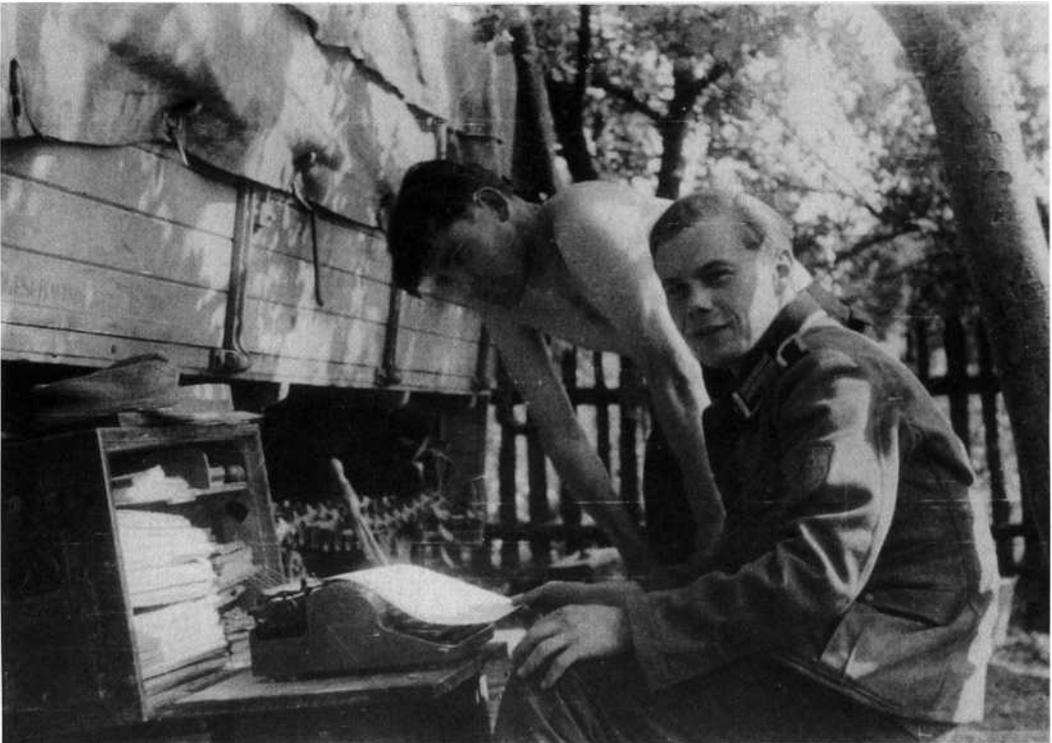
Vor Kurzem hat mich ein junger Amerikaner gefragt, ob ich denn als Soldat nichts vom Holocaust gewusst hätte. Ich verneinte. Auf mein «nein» fragte er ein wenig ungläubig weiter, was ich denn gemacht hätte, wenn ich darum gewusst hätte?

Ich antwortete: «Nichts, nicht das geringste hätte ich getan und zwar nicht nur, weil es für den Landser nicht die geringste Möglichkeit gab, sondern weil ich und meine Kameraden sich ausschliesslich mit uns selbst beschäftigen mussten, um zu überleben, was wohl nicht verwerflich sein kann». Wie intensiv, zeigen die Ereignisse ein paar Tage später.

Die neugierigen aber ahnungslosen Augen des Landsers sahen in diesem Lager nichts Besonderes, zumindest nichts, was den Fotografen interessiert hätte. Ich habe so viele Aufnahmen im Krieg gemacht, warum dort nicht? Weil ich nichts wusste und weil ich nichts fand! Da waren Wasserbecken für Luftschutzzwecke, und das Wenige, das man durch die Fenster sah, erinnerte an die Entlausungsanlage von Brest-Litowsk. Das einzige Interesse galt einer avantgardistischen grossen 8-Zylinder-Limosine Typ 87 des tschechischen Automobilherstellers Tatra mit SS-Nummer, das vor einem Haus stand. Hätte ich die furchtbare Wahrheit gewusst, dann hätte ich selbstverständlich das Lager fotografiert und nicht nur das SS-Auto.



In einem mysteriösen Lager: Tschechischer PKW, Tatra 87 «Tatraplan», mit SS-Nummernschild



Vor dem Einstieg zu den letzten Gefechten: Zurückmelden am 2. August 1944 auf der mobilen Schreibstube vor einem Maultier-LKW. Uffz. M. schreibt seinen Bericht.

Virtuti in bello.

ABGESCHOSSEN UND VERWUNDET BEI DEN ABWEHR- UND ANGRIFFS KÄMPFEN ZWISCHEN SAN UND WEICHSEL

Nachdem ich die 12. Schwadron gefunden hatte, meldete ich mich auf der Schreibstube, die transportabel neben einem LKW-Halbkettenfahrzeug (Maultier) aufgebaut war, zurück und stieg wieder in den Panzer ein. Flachsend begrüßte mich der Fahrer. «Du bekommst jetzt auch den neuen Ärmelstreifen für Russlandkämpfer – immer dieselben!» Die 12. Schwadron besass noch drei und kurz danach noch zwei Panzer. Die noch vorhandenen Panzer standen mit ein paar anderen des Regiments auf einem ebenen Gelände. Die Weite erinnerte mich an die unendlichen Felder der Ukraine, allerdings ohne Sonnenblumen. Über Nacht stand als Wache immer ein Besatzungsmitglied zweistündig im Wechsel im Turm, die übrige Besatzung schlief sitzend im Panzer. In der Morgendämmerung des 4. August 1944 fielen mir während meiner Wachstunden immer wieder die bleischweren Augenlider zu.

Dann kündigte der bekannte Befehl: «Panzer marsch» einen neuen Angriff an. Es sollte mein letzter werden. Wir sollten mit vier Panzern und sieben Sturmgeschützen in zwei Schwadronen gegliedert (komplett aufgestellt bestand eine Schwadron aus 22 Panzern) die Rollbahn bei Milec freikämpfen. Unser Panzer fuhr eine weite Strecke an einer Strasse zwischen Dibica und Milec entlang. Die Orientierung während der Fahrt mit geschlossenen Luken unterblieb weitgehend, weil es dem Funker viel zu lästig war, einen Blick durch das Zielfernrohr am MG zu werfen. Ich sah nur kurz Felder, begrenzt von einigen Pappeln, und eine Baumreihe neben einer Strasse, als der Befehl zum Feuern kam. Sehr starkes Artilleriefeuer aus nächster Nähe verriet unüberhörbar schwerste Kampfhandlungen. Ich hatte noch die Hand am MG, als mit ohrenbetäubendem Krach und Feuerblitzen der erste Treffer im Turm einschlug. Der Fahrer versuchte im Rückwärtsgang und in schneller Zick-Zack-Fahrt aus dem Trefferbereich zu gelangen, aber so schnell der Panzer auch fuhr, er lief nicht schnell genug. Die russische Pak traf und traf, und nach mehreren Treffern im Turm war der Panzer schliesslich manövrierunfähig. Im Kontrast zu dem Donner der eingeschlagenen Granaten empfand ich nach dem Verstummen des Motorengeräuschs plötzlich eine eigentlich gar nicht vorhandene Stille.

Mein Blick ging zur Fahrerseite und machte mich für einen Augenblick ziemlich mutlos, denn der Platz war leer, und die Luke darüber stand offen. «Du musst raus», war der nächste Gedanke. Ich wollte meine Luke öffnen, aber sie klemmte und ging nicht auf. Die

Funkerluke, wie auch die des Fahrers, besass für den Fall, dass sie sich nicht öffnen liess, eine sinnvolle Konstruktion. Ihre Scharniergelenke (wie bei einer Tür) sasssen nicht fest am Panzer, sondern steckten mit Bolzen in Bohrungen. Von der Innenseite wurden die Bolzen und damit die Scharniere mit einer Metallschiene und Feststellschraube gehalten. Obwohl ich die Schraube und damit die Schiene lösen konnte (um die Luke schliesslich seitlich wegzuschieben), klemmte die Luke durch die erhaltenen Treffer und liess sich nicht um einen Millimeter bewegen. Hinter mir hatte sich die Dunkelheit des Turminnen in ein gleissendes Feuer verwandelt. Einen Moment dachte ich daran, im Panzer verbrennen zu müssen, und wieder überkam mich Todesangst.

Jetzt stemmte ich, mit dem Rücken auf meinem Sitz liegend, mit aller Gewalt meine Füsse nach oben gegen die Luke. «Die muss doch endlich aufgehen», dachte ich, aber auch jetzt bewegte sie sich nicht. Der folgende Gedanke und seine Ausführung liefen blitzschnell und fast synchron. «Du musst durch den brennenden Turm!» In diesem Augenblick stand die Kanone auf 12 Uhr, das heisst, sie war geradestehend. Dies war das grösste Glück meines Lebens. Bei einer 11-Uhr-Position hätte das mächtige Metallgestell des Granatabweisers den Weg zum Turm versperrt. Da ich wegen der Aufhängevorrichtung der Funkgeräte mit dem Sender und den beiden Empfängern auch nicht zur Fahrerseite wechseln konnte, hätte ich im Panzer verbrennen müssen. Ich spürte beim Sprung durch den brennenden Turm sofort die Hitze des Feuers im Gesicht, an den Händen und Armen. Während der heissen Angriffstage hatten wir die Hemdsärmel aufgekrempelet, und so verrutschten die Ärmel der Drillichjacke über dem Hemd bei dem Griff nach oben zur Luke des Ladeschützen. Jetzt waren die Unterarme entblösst. Aber dieser Sprung durch den brennenden Turm rettete mein Leben, wenngleich er mir Verbrennungen ersten und zweiten Grades im Gesicht, an den Armen und den Händen einbrachte.

Mein Kopf befand sich bereits ausserhalb der Luke im Freien, als ich an einem Ruck am Hals spürte, dass mich mein Panzer noch nicht freigeben wollte. Ich war mit den Streifen von Kopfhörer und Kehlkopfmikrofon immer noch mit meinem Funksitz verbunden. Jetzt befreite ich mich mit einer Hechtrolle endgültig aus der Turmluke und landete wie ein abgeworfener Sack neben dem Panzer; der Kopfhörer war dabei weggeflogen und die Schnur zum Mikrofon abgerissen. Auch mein Mützcchen war verloren, aber schwerer wog, dass ich auch meine Brille verloren hatte. Anstelle der Pistole um den Hals trug ich immer meinen Fotoapparat. Er war bei dem Sprung vom Panzer am Hals geblieben, während meine Pistole in meinem Notgepäck neben dem Sitz im Panzer verbrannte. In der Eile hatte ich nicht mehr an meine Nottasche gedacht. Ich hatte sie in dem Augenblick der Lebensangst im brennenden Panzer völlig vergessen, obwohl ich nur meine Hand nach ihr

hätte ausstrecken müssen. Dabei hatte ich oft daran gedacht, wie es wohl sei, einmal aus dem Panzer aussteigen zu müssen. Ich war sicher, dass ich nach einem Treffer mit nur einem einzigen Handgriff meine Tasche mitnehmen könnte. Aber die Wirklichkeit, im Kampf aus einem getroffenen, lichterloh brennenden Panzer aussteigen zu müssen, war ganz anders. Im Freien fiel mein Blick gleich auf meine Armbanduhr. Sie zeigte genau sechs Uhr (morgens). Dann robbte ich, so schnell ich konnte, in der Spur der Panzerketten, die sich im Boden eingepägt hatten, nach hinten. Ich bewegte mich in völliger Widerstandslosigkeit nach rückwärts mit dem Ziel, nur herauszukommen aus dem Inferno, zudem waffenlos! Aber auch eine Pistole anstelle des Fotoapparates hätte die Situation nicht ändern können. Unter einer niederdrückenden Verlassenheit, weit und breit ohne Kameraden, allein auf dem Schlachtfeld, suchte der abgeschossene Panzerfunker voll Todesangst und mit nachlassender Kraft seinen Fluchtweg.

Nach einer kurzen Strecke aber meldete sich das Gewissen: «Du bist Unteroffizier und musst nach deinen Kameraden schauen», und robbte wieder zurück. Da sah ich meinen Panzer stehen, lichterloh brennend. Er war eingerahmt von zwei weiteren Panzern, die ebenfalls getroffen waren und brannten. Von deutschen Truppen konnte ich nichts sehen. Beim Anblick dieser vernichteten Panzer wurde mir klar, dass das wohl das Ende war, dass dies mein Waterloo bedeutete. Ich lag jetzt genauso verwundet und geschlagen auf dem Schlachtfeld, wie jene besiegten Franzosen nach der letzten Schlacht Napoleons und wie schon vor und nach ihnen ungezählte Soldaten in den ungezählten Schlachten der Geschichte. Wo war jetzt mein Napoleon? Vermutlich irgendwo in einem sicheren Bunker, um Krieg auf der Landkarte zu spielen. Der Landser aber lag geschlagen und ganz verlassen auf dem Schlachtfeld, während der Kampf unentwegt weiter tobte.

Trotz meiner Verwundung dachte ich sofort daran, dieses Schlachtenbild mit einem Foto festzuhalten, aber es ging nicht. Die Arme und Hände schmerzten so sehr, dass ich nicht einmal die Tasche des Fotoapparates öffnen konnte. Als die Granaten im Innern des Panzers immer häufiger zündeten, war ich dabei, umzukehren. Dann explodierte mein Panzer. Ich presste den Kopf auf die Erde und robbte schleunigst zurück. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nichts vom Tod meines Kommandanten (des Wachtmeisters A.), der durch die Treffer im Turm beide Beine abgeschossen, keine Chance gehabt hatte. Auch die anderen Besatzungsmitglieder waren nirgendwo zu sehen. Ich hatte sie, wie erwähnt, noch gesucht, aber keinen gefunden. Zunächst robbte ich in der vom Panzer eingegrabenen Spur durch ein Kartoffelfeld weiter nach hinten. Dann begann ein Streifen eines abgemähnten Getreidefeldes.

In der Kaserne hatte ich gelernt, dass man bei Feindbeschuss ein Feld ohne Tarnung durch wechselseitiges Aufspringen, Laufen und wieder Hinwerfen überwinden könnte. Ich sprang also, wie in der Kaserne gelernt, mit «Sprung auf, Marsch-Marsch» auf, rannte über

das gemähte Feld und warf mich wieder auf den Boden. Aber auch hier war alles ganz anders als auf dem Kasernenhof. Neben mir rauschten die auf mich abgefeuerten MG-Geschosse, über mir trommelte in dem von Granaten grau gefärbten Morgenhimmel das Inferno der Artillerieschlacht, und vor mir lagen im Wechsel Kartoffelfelder und gemähte Getreidefelder, die rechtwinklig zur Strasse verliefen. Neben der Strasse war eine Baumreihe, deren Verlauf ich beim letzten Blick durch's Zielfernrohr als Strassenbegrenzung erkannt hatte. Ich robbte und sprang immer weiter, bis ich schliesslich mit meinen Kräften völlig am Ende war. In dieser Phase der Erschöpfung wurde ich plötzlich ganz gleichgültig und stand einfach auf, um aufrecht und ungedeckt in Richtung Strasse weiterzulaufen, so, als ob der Krieg mich nichts mehr angehe. Die Angst war gewichen. Die Entfernung zum Feind war mittlerweile auch grösser geworden, und so erreichten mich die feindlichen MG-Geschosse nicht mehr. Neben der Strasse verlief ein tiefer Strassengraben; in ihm ging ich weiter zurück und war hier natürlich weit mehr geschützt als auf dem freien Feld. Trotzdem war die Situation nicht ungefährlich, und als ich nach längerem Marsch im Strassengraben auf eine deutsche Pak-Stellung traf, brüllten die Soldaten hinter der Pak-Kanone fast befehlend. «Geh' doch in Deckung, da hinten steht russische Pak!» Gerade den Kugeln des Feindes entronnen, beeindruckte mich die gut gemeinte Warnung überhaupt nicht.

Dann aber sah ich einen Panzer der 24. auf mich zukommen. Es war unser Arztpanzer, auf dem der Rest meiner Besatzung sass. Sie begrüsst mich. «Mensch Armin, du bist ja raus aus dem Panzer. Wir dachten, du wärest verbrannt!» So schnell ist man vergessen, wenn ein Panzer brennt! Und ich war wegen der Kameraden noch einmal zum Panzer zurückgerobbt! Natürlich freuten sich meine Kameraden, dass ich noch lebte. Keiner von Dinen hatte daran gedacht, dass ich noch im Panzer sein könnte und Hilfe brauchte, wie vielleicht auch die Besatzungsmitglieder der danebenstehenden Panzer Hilfe gebraucht hätten! Es hätten nur noch die Begrüssungsworte gefehlt: «Du lebst ja, das kann doch nicht wahr sein!» Ja, ich lebte, zwar mit Verbrennungen und nur noch einer angebrannten Drillichjacke am Leibe. Aber jetzt zählte nur das Leben, das Durchkommen.

Ausgerechnet über jenen Kampftag bzw. jene Kampftage teilte der OKW-Bericht ergänzend mit: «In den seit Ende Juli andauernden Kämpfen an San und Weichsel hat sich die bereits vielfach bewährte ostpreussische 24. Pz.Div. unter Führung von Generalleutnant Reichsfreiherr von Edelsheim erneut in Angriff und Abwehr hervorragend geschlagen.» In Schriften zur militärischen Geschichte des Zweiten Weltkriegs findet man bei H. Wagenheimer den Hinweis, dass das zwischen Weichsel und den Karpaten neu eingesetzte AOK 17 mit der 24. Panzerdivision den sowjetischen Angriff erfolgreich verzögerte, und E. Bauer schreibt zu jenen Kampftagen, dass man nach dem Fall von Rzeszow am 3.8.

1944 – an meinem vorletzten Angriff – von dem russischen Pz.-Korps Marschall Konjews grosse Ereignisse erwartete: «Aber nichts geschah, und vielleicht muss man den plötzlichen Stillstand der Schlacht dem Eingreifen der 24. Pz.Div. zuschreiben.» Nachdem jedoch die 24. Pz.Div. bereits einmal im Wehrmachtsbericht zu einem Zeitpunkt erwähnt wurde, als die gesamte Ausrüstung im Schlamm steckengeblieben und verlorengegangen war³, kam mir damals der Gedanke, dass eine derartige Erwähnung in der umschriebenen Sprache des Wehrmachtsberichtes bedeuten könnte: «Diese Truppe wurde vollkommen vernichtet.»

Die 17. Armee erliess folgenden Tagesbefehl:

8. August 1944

Soldaten der 24. Panzer-Division!

Mit dem heutigen Tage scheidet die 24. Pz-Division inmitten einer entscheidenden Angriffsaufgabe aus dem Verband der 17. Armee aus. Getreu ihrer reiterlichen Tradition hat die 24. Pz-Division bei *Landshut* und *Reichshof* in vorbildlicher beweglicher Kampfführung den Aufmarsch der 17. Armee gedeckt und damit das Bilden einer festen Front zwischen Karpathen und Weichsel ermöglicht. Seit 10 Tagen steht die Division nunmehr zunächst ostwärts der *Wisloka*, jetzt nördlich der Weichsel in schweren Angriffs- und Abwehrkämpfen gegen den über die Weichsel gegangenen Feind. Durch ihren schwungvoll vorgetragenen Angriff auf *Majdan*, anschliessend durch die hartnäckige Verteidigung des Brückenkopfes *Szczuzsin*, konnte die Division die Grundlagen für den Angriff schaffen, zu dem sie am Tage ihres Ausscheidens aus dem Verbände der Armee abgetreten ist.

Für diese in vorbildlichem Geiste und Haltung durchgeführten Kämpfe spreche ich der Division und deren Führern meinen Dank und meine Anerkennung aus und wünsche Euch, Soldaten der 24. Panzer-Division, Glück und Erfolg.

Gez. Schulz General der
Infanterie

Mit dem Arztpanzer brachte man mich zum Hauptverbandsplatz, der in einer Scheune hinter einer Pappelreihe und ein paar Baumgruppen, ganz in der Nähe des Schlachtfelds (am Rande des Dorfes Rzyska) untergebracht war. Trotz des Hochbetriebes, der hier herrschte, kam der Truppenarzt schnell zu mir, untersuchte mich und gab mir eine Injektion gegen Tetanus. Dann schnitt eine russische «Hilfswillige» Brandkompressen zurecht und legte sie auf die verbrannten Hautbereiche, wodurch die Schmerzen etwas nachliessen. Sie waren jedoch nur dann einigermaßen erträglich, wenn ich die Arme hoch hielt und hin- und herbewegte. Recht erschöpft sass ich mit vielen Kameraden vor der Scheune und wartete was nun geschehen würde.

Wehrmachtsbericht vom 21.02.1944: Im Südabschnitt haben sich... die ostpreussische 24. Pz.Div. unter Führung des Generalmajors und Reichsfrhr. v. Edelsheim besonders ausgezeichnet.

Unter den Verwundeten stellte man eine Gruppe Transportfähiger zusammen, und mit ihnen gelangte ich mit einem Sanitätskraftwagen in ein Feldlazarett bei Tarnow. Auch dort waren die Ärzte sofort zur Stelle. Sie legten neue Verbände an und wollten meinen Bericht, dass der Russe bereits vor Debica stand, gar nicht glauben. Mit den frischen Verbänden versorgt, legte man mich ins Bett, und ich erklärte einem Sanitäter die Handhabung meines Fotoapparates, den ich noch immer um den Hals trug. Mit seiner Hilfe entstand eine Fotografie des verbundenen Panzermannes im Feldlazarett.

In der Nacht lag ich bereits in einem Lazarettzug, der aus neuen, hochmodernen Eilzugwagen bestand, mit zweistöckig angeordneten Betten, die in Längsrichtung standen. Der Arzt und der Sanitäter dieses Zuges kümmerten sich ebenfalls sofort um die Verwundeten; mir gab man die Anweisung, möglichst viel zu trinken. Dann hörte ich aus dem Bett unter mir eine Stimme des Widerspruchs. «Ich bin Offizier und habe Anspruch auf ein Lazarettabteil für Offiziere.» Noch eine Kriegserfahrung, die mich belehrte, dass es Offiziere gab, denen die Güte eines Lazarettzuges weniger wichtig war als das Klassenschild an ihrem Eisenbahnwagen. Während der Zug im Bahnhof Krakau hielt, trug man den merkwürdigen Offizier aus dem «eleganten» Lazarettwagen hinaus.

Die am 4. August 1944 erlittene Verwundung markierte den Wendepunkt in meinem Soldatenleben. Bis hierher hatte ein langer Zickzack-Weg geführt, von hier aus sollte ein ebenso kurvenreicher, aber wesentlich kürzerer Weg von nur acht Monaten bis zur Erlösung durch das Ende des Krieges führen. Mein Freund bei der 12. Schwadron Uffz. Armin Stolze hatte ein Tagbuch geführt. Da war zu lesen: 1.8. – 3.8.1944, Pz.-Besatzungen werden abgelöst; 4.8.1944, Pz 1241 Totalschaden Kommandant Wachtm. Schmäb verwundet; 1211 Oberwachtm. Assmann gefallen, Uffz. Armin Böttger starke Verbrennungen (Gesicht und Hände) Lazarett.



Noch einmal davongekommen: Frisch verbunden im Feldlazarett Tarnow am 4.08.1944 (Brandwunden: Gesicht und beide Hände).



Turmstellung 1 Uhr:

Die Kanone steht unmittelbar über der Funkerluke, die man jetzt nicht mehr aufklappen, d.h. öffnen kann.



Lazarettzug (in diesem Fall mit Rote-Kreuz-Schwestern, die verlegt werden):

Die Eisenbahnwagen sind mit dem roten Kreuz auf weissem Grund an der Seite und auf dem Dach gekennzeichnet.



Rote-Kreuz-Schwestern des Reservelazarets Mauer-Öhling: Sie drehen Tupper im Park des Lazarets.

IM RESERVELAZARETT

Der Lazarettzug fuhr auf seinem Weg zu dem Bestimmungsbahnhof Mauer-Öhling in der Nähe von Amstetten (Österreich) über Oberschlesien und die Tschechoslowakei. Durch die grosse Schleife, die der Zug auf seiner Fahrt zog, erreichte er zweimal damaliges deutsches Gebiet; da es bei jedem Überschreiten der alten deutschen Grenze für Fronturlauber ein Paket gab, händigten mir auch zweimal Rotkreuz-Schwestern ein Fronturlaubpaket aus. In Mauer-Öhling hielt der Zug, und durch mein Abteilfenster sah ich auf dem Bahnhofsgelände eine grössere Anzahl von Rotkreuz-Schwestern und im Hintergrund einige Sankas stehen. Nach einer gewissen Wartezeit wurde ich mit weiteren Verwundeten ausgeladen und in das dortige Reservelazarett transportiert. Es war in verschiedenen Gebäuden einer ehemaligen Nervenheilanstalt untergebracht und in einem Parkgelände sehr hübsch gelegen. Grüne Wiesen, dazwischen Wege mit Sträuchern begrenzt, und viele Bäume sorgten bei schönstem Sommerwetter für eine ländliche Atmosphäre. Ich war an einem Ort der Ruhe und des Friedens angelangt, ein Ort, der mir für eine baldige Genesung sehr gut geeignet schien.

Ich hatte auch wieder Zeit zu lesen; Bücher aus der Lazarettbibliothek sowie Tageszeitungen. In einer lokalen österreichischen Zeitung konnte ich dann einen Bericht des SS-Berichters Achim (Joachim) Fernau lesen, der mich furchtbar aufregte. Auf der einen Seite die absolut realistische Schilderung der Rückzüge an allen Fronten, die Aufzählung der sich unaufhörlich aneinander reihenden Niederlagen und auf der anderen Seite als Schlussfolgerung der baldige Sieg. Er schrieb unter der Überschrift

Das Geheimnis der letzten Kriegsphase

29. August. In einem halben Jahr spätestens werden wir wissen, was heute noch wenige wissen, dass diese letzte Kriegsphase, die am 16. Juni 1944 anbrach, ein Geheimnis gehabt hat, und dass die drei Monate Juni, Juli und August in Wahrheit ein ganz anderes Gesicht hatten, als wir alle glaubten.

Diese Zeit, die wir jetzt, unmittelbar jetzt, durchmachen, ist das Dramatischste, was die moderne Weltgeschichte jemals erleben kann. Spätere Zeiten werden einmal klar und deutlich sehen, dass es auf Millimeter und Sekunden ankam und dass es auszurechnen gewesen sein musste, warum Deutschland siegte.

Es ist ein phantastischer Gedanke, sich vorzustellen, dass es so sicher ist, denn im Augenblick sieht die Welt für uns ja ganz anders aus. Charkow fiel, Stalino, Dnjepropetrowsk, Uman, Smolensk, Pleskau, Witebsk fielen, die Sowjets kommen immer näher, immer näher. Kiew ist gefallen, Lemberg ist gefallen, sie stehen vor Warschau, vor Krakau, vor Ost-

preussen, Divisionen werden ihnen entgegengeworfen und müssen zurück, ununterbrochen zurück, Regimenter gehen zugrunde, unendliches Material versinkt im russischen Schlamm, Flieger fehlen oder Artillerie oder Panzer, irgend etwas muss sie doch endlich zum Stehen bringen. Aber der nächste Tag bringt auch nichts. Langsam, aber ständig kommen die Sowjets heran.

In Italien bricht das Nettuno-Geschwür auf. Rom fällt, die Engländer marschieren, marschieren, marschieren, ziehen ihre wahnsinnigen Mengen von Artillerie und Fliegern nach und stehen nun in Florenz. Am 8. Juni beginnt die Invasion mit einem wütenden Inferno von Bomben und Granaten, die Engländer und Amerikaner treffen sich fest in der Normandie, die Gegenstöße scheitern. Und ohne Unterbrechung rollt die englische Bombenwaffe über Deutschland und zerschlägt unsere Städte. So sieht der Juni und der Juli aus.

Mit diesen kalten Worten muss man es einmal sagen, denn das ist die Wahrheit, und das ist die Ehre unserer Soldaten. Es ist ein schreckliches Gemälde. Aber dieses Bild ist falsch. Wenn wir es selbst nicht wüssten und beweisen könnten, könnte uns Churchill selbst am besten belehren, und er würde auch nicht zögern, denn für ihn sieht dieses Bild wesentlich anders aus. In einem halben Jahr wird es ohnehin jeder wissen.

England und Amerika beginnen 1939, in einem Jahr, das denkbar ungünstig war, den Krieg. Beide Staaten sind noch nicht fertig. Die USA sind noch nicht einmal soweit, offiziell in den Krieg eintreten zu können. Die deutsche Überlegenheit ist eindeutig. Das weiss auch England, nur kennt es den ganzen Umfang nicht. Seine Rechnung war nämlich eine in Wahrheit geniale und geht auf staatsmännische Erkenntnis bis zu den Pitts zurück, man muss von vornherein verhindern, dass es durch Strategie, Waffe oder Tapferkeit zu einer frühen Entscheidung kommt, der Krieg muss unter allen Umständen die Phase der allgemeinen Erschöpfung des Endkampfes also, erreichen. Dann hat er den Charakter angenommen, den England und die USA brauchen: Die Wellenbewegung, die Schaukel. Ich komme auf diesen Begriff, den wir nicht vergessen wollen, gleich zurück.

Der Führer hat das genau gewusst. Er hat versucht, diesen Plan zu durchkreuzen, die ganzen von England zu diesem Zweck vorgeschobenen Länder schnell zu besiegen und eine strategische Entscheidung 1940 zu erzwingen. Wir waren sehr nahe daran. Aber es misslang, weil die Sowjetunion die beispiellose Tat beging, sich mit dem Kapitalismus zu verbünden und in den Krieg einzutreten. England atmete auf.

Das war die Situation 1943. Der Engländer und Amerikaner hielt praktisch die Hände im Schoss und liess den Krieg laufen. Er errang die See- und Luftüberlegenheit, zerschlug Deutschland langsam aber sicher und hielt sich selbst vom Kriegsschauplatz fern. Mit die-

ser Ruhe hätte er den Krieg nun bis zum Ende abwarten können. Es geschah jedoch etwas ganz Merkwürdiges!

1944 begann ein ungeheurer Ansturm gegen Deutschland. Kein Mensch zweifelte daran, dass dies äusserster Kraftüberschuss sei. Die Engländer kamen nicht mehr mit hundert Bomben, sondern mit tausend. Sie landeten in Nettuno, sie schossen 200.000 Schuss auf einen Abschnitt an einem Tage, sie machten am 6. Juli Generalinvasion. Zum Osten griff Stalin mit allen Reserven an. Es war imponierend für die Welt. Keiner merkte, dass dies alles höchst merkwürdig war und dass diese Opfer vor Torschluss gänzlich unnötig gewesen waren, wenn sich wirklich alles so verhalten hätte. Aber es verhielt sich ganz anders!

Ein Jahr vorher wusste Churchill bereits etwas von uns, was nicht einmal wir selbst ahnten. Der englische Innenminister Morrison hat es vor wenigen Tagen im Unterhaus noch einmal ausgesprochen. Er sagte auf die Frage, was mit Deutschland los sei, wörtlich: «Ich weiss von furchtbaren Dingen.» Der riesenhafte Ansturm 1944 ist nicht Kraftüberschuss, sondern höchste Not und panische Angst.

Ich erinnere mich noch sehr gut, dass die Terroristen in Frankreich im vergangenen Jahr folgende Zeichen an die Wände schrieben:

«1918-1943.» 1943 sollte unser 1918 werden. Heute weiss ich, das war keine Propagandatheorie, es war ein Programm, es war bitterste Notwendigkeit. Churchill kann nämlich rechnen! Er kannte Termine, die nicht einmal wir selbst kannten und heute noch nicht kennen. Wir fanden bei einem Gefangenen eine einige Jahre alte englische Zeitschrift, in der die «V 1» abgebildet war, falsch, aber immerhin ungefähr. Als ich das sah, war mir alles klar, es beweist:

1. Churchill hat von den kommenden Waffen frühzeitig gewusst.
2. Er hat den Bau nicht verhindern können.
3. Er hat sie nicht vor uns konstruieren können.
4. Er hat keine Abwehr gefunden.
5. Er wusste damit, dass es einen Termin geben würde, an dem eine dritte Kriegsphase beginnt und an dem nun Deutschland genau wie er im Jahre 1942, den Krieg noch einmal von vorn anfangen würde. Und in dieser Phase würde dann Deutschland oben sein.

So wie er von «V 1» wusste, wird er auch von anderen «schrecklichen Dingen» wissen. Und er weiss noch etwas, für ihn viel Grauenhafteres. – Er kennt den Termin.

Deshalb schrieb er «1918-1943», deshalb hätte das Ende – unser errechnetes Ende aus Erschöpfung – unbedingt 1943 kommen müssen. Das Jahr ging vorüber. Wir selbst ahnten nicht, was das für Churchill und Roosevelt bedeutete. Jetzt gab es nur noch einen Versuch

für sie: in den letzten Minuten ihrer Kriegsphase einen verzweifelten Gesamteinsatz zu wagen, und den erleben wir jetzt.

Wenn es für diese Gedankengänge noch eines letzten Beweises bedurfte, dann hat ihn Churchill selbst in einem Interview vor einigen Tagen erbracht. Er sagte: «Wir müssen den Krieg bis zum Herbst beenden, sonst», und dann schwieg der alte Herr, der Brandstifter.

Bis zum Herbst, damit wissen wir, wofür wir die letzte grosse Kraftanstrengung machen müssen. Sie geht auch nicht über unsere Kräfte. Wir haben in diesem Krieg noch nie in einer kritischen Lage auf gegeben. Wir werden den letzten Preis, den wir noch zu bezahlen haben, eben bezahlen. Mit allen Mitteln und mit allen Kräften. Der Sieg ist wirklich ganz nahe.»

Zynisches Glanzstück der NS-Propaganda? So «verarschte» uns der Propagandatäter Joachim Fernau, der nach dem Krieg vielgelesene Bücher schrieb (wie z.B. Von Arminius bis Adenauer, Rosen für Apoll).

Die ersten Tage waren allerdings von der Schwere meiner Verbrennungen bestimmt; ich litt unter starken Schmerzen. Am dritten Tag kam noch eine Kreislaufkrise hinzu. Auch der erste Verbandwechsel bereitete mir solche Schmerzen, dass die Ärzte zuerst einmal ein starkes Schmerzmittel (ein Gemisch aus Skopolamin, Eukodal und Ephetonin) injizierten. Jeden Morgen begrüßte mich die Oberschwester mit der Frage nach meinem Essenswunsch. Ich bekam Wunschkost und konnte somit aus dem Vorrat der Küche mein Essen auswählen, ausserdem erhielt ich täglich ein Glas Wein und Bohnenkaffee. Bei allem, was ich wegen meiner verbundenen Hände und Arme nicht selbst tun konnte, wurde ich von einer Schwester unterstützt. Diese hervorragende Pflege der Schwestern hatte allerdings zur Folge, dass mich eine «KV-Maschine» schon nach drei Wochen aus dem schönen Lazarett wieder hinauswarf. Unter einer KV-Maschine verstand man einen Arzt oder eine Ärztekommision, die die nicht einsatzfähigen Soldaten untersuchte und sie soweit als irgend möglich «frontverwendungsfähig» schrieb.

Die frühzeitige Entlassung aus dem Lazarett hatte dann aber auch ihr Gutes, denn der nächste Arzt, der mich in der Ersatzeinheit untersuchte, fand die Heilung noch nicht befriedigend. Nachdem mich dieser Arzt untersucht hatte, sprach er den befreienden Befund: «Sie sind noch nicht einsatzfähig.» Er schrieb mich bedingt KV 2, was so etwas ähnliches wie GvH – «Garnisonverwendungsfähig-Heimat» – bedeutete und mich also zunächst einmal vor der sofortigen Rückkehr an die Front bewahrte.

Aus dem Lazarett entlassen, fuhr ich direkt zu einem Genesungsurlaub nach Freiburg. Hier konnte ich dann in der täglichen Begegnung mit der Bevölkerung selbst die Privilegien eines verwundeten Frontsoldaten erleben, beispielsweise durfte ich mich immer sofort

an die Spitze einer grossen Menschenglange vor der Kasse eines Kinos stellen. Nach dem Ende dieses Urlaubs marschierte ich nach eineinhalbjähriger Abwesenheit durch das wohlbekannte Kasernentor der Panzerkaserne in Sagan. Dort traf ich auch meinen alten Freund Graf P. wieder, der mittlerweile Offizier geworden und mehr oder weniger ungewollt in der Hierarchie der Wehrmacht aufgestiegen war. Bei diesem Wiedersehen spürte ich sofort eine Distanz und eine nicht für möglich gehaltene Kluft zwischen dem Grafen und mir. Er hatte durch die Beförderung den Landser ganz abgeschüttelt, während ich als Unteroffizier immer noch ein Landser geblieben war. In der langen Zeit, in der wir befreundet und gemeinsam durch dick und dünn gegangen waren, er als Unteroffizier und ich als Gefreiter bzw. Obergefreiter, waren wir in der Wehrmachtshierarchie weit bzw. ganz unten angesiedelt. Jetzt gehörte jeder von uns einer verschiedenen Kaste an, und so war auch die innere Entfremdung wohl unvermeidlich. Bei unserem Wiedersehen wechselten wir erst ein paar belanglose Sprüche, dann sagte er mit dem Blick auf seine Uhr nur noch einen Satz, der uns sofort wieder trennte: «Ich muss zu meinem Oberst.» Jetzt hatte er weder Zeit für mich, noch ein Ohr für meinen Wunsch, doch etwas für mich zu tun, damit ich in Sagan stationiert bleiben könnte.

KURIER IN OSTPREUSSEN

Statt einer Stationierung in Sagan brachte ein Befehl die Verlegung nach Zinten in Ostpreussen, ganz in der Nähe von Königsberg. «Warum muss ich als ein Südbadener ausgerechnet am anderen Ende einer Diagonalen quer durch Deutschland landen?» dachte ich unzufrieden bei der Fahrt über Posen nach Zinten. Ich wusste ja noch nicht, dass in Ostpreussen die Glücksgöttin ihre Flügel schützend über mich ausbreiten würde. Ihren ersten Flügelschlag spürte ich, nachdem ich gerade in Zinten bei der Panzereinheit 10 angekommen war. Ich erhielt die Chance, Kurier zu werden. Diese Gelegenheit, eine «ruhige und auch angenehme Kugel zu schieben», liess ich mir natürlich nicht entgehen, und so fuhr ich in der Folgezeit täglich mit dem Zug wie ein Zivilist um 10 Uhr morgens von Zinten entweder nach Königsberg zum stellvertretenden Generalkommando I.A.K. oder zur Wehrmachtskommandantur oder über Königsberg, Wehlau nach Insterburg zum Kommandeur der Panzertruppe 1. Meist hatte ich Briefe und Befehle in der Tasche, die die Aufschrift «geheim» oder «geheime Kommandosache» trugen. So war ich nun eine Art militärischen Briefträger, allerdings mit dem Privileg, mehr Freiheit und Freizeit als die übrigen Soldaten der Zintener Ersatzeinheit zu haben. Das begann schon beim Wecken, wo ich nicht aufstehen musste, wenn um sechs Uhr der Ruf «Aufstehen» durch die Kaserne hallte, sondern noch gut zwei Stunden weiterschlafen konnte und mich erst gegen neun Uhr am Morgen beim Kommandanten der Ersatzeinheit melden musste.

Das Übrige ergab sich aus dem Zielort. Da zwischen Zinten und Königsberg ein lebhafter Zugverkehr herrschte, blieb die Gestaltung des jeweiligen Tages weitgehend mir überlassen. Die Zugfahrt selbst war auch recht angenehm. Nach Ankunft des Zuges im Bahnhof Zinten, wie auch in den übrigen Bahnhöfen, bestieg ich das gesonderte Kurierabteil. Führte der Zug kein Kurierabteil, dann stieg ich mit dem Kurierausweis und einem Dauerfahrchein 3. Klasse in der Tasche in das Dienstabteil der Zugschafftherinnen ein. Da ging es immer sehr lustig und manches Mal auch recht locker zu. Als Verpflegung erhielt ich wechselweise an einem Tag Marschverpflegung und am nächsten Tag Lebensmittelmarken. Durch geschicktes Taktieren mit den Bedienungen der Esslokale erhielt ich oftmals ein Essen ohne Marken oder mit weit weniger Marken als auf der Speisekarte gefordert. Besonders erfolgreich war ich bei einer Verkäuferin eines Bäckerladens in Zinten. Diese Verkäuferin war weit weniger hübsch als ihre Kollegin aus Sagan, dafür setzte sie aber noch einen drauf: ich reichte ihr meine Brotkarte über die Theke und mit dem Brot gab sie mir nicht nur meine Brotkarte ohne Marken abgetrennt zu haben zurück, sondern steckte mir auch noch zusätzliche Brotmarken zu.

Zinten, den 17. Oktober 1944

Bescheinigung.

Der Uffz. Hermann B ö t t g e r von der Panzer-Ers.u.Ausb.Abt.10 ist als Befehlsempfänger der Abteilung beauftragt, Geheimsachen und Geh. Kommandosachen für die Abteilung bei folgenden Dienststellen in Empfang zu nehmen:

1. Kommandeur d.Iz.Tr.I, Insterburg,
2. Stellv.Gen.Kdo.I.A.K., Königsberg,
3. Wehrmachtkommandantur, Königsberg.

Diese Bescheinigung ist nur in Verbindung mit dem Soldbuch gültig.

Gültig bis 30.11.44.

Hptm. u. Stellv. Abt. Kdr.

Ausweis für einen militärischen Briefträger: Die wichtige Bescheinigung für eine Kuriertätigkeit.

Königsberg selbst hatte durch Fliegerangriffe, besonders im August 1944, als 600 britische Bomber Stadt und Hafen in Trümmer legten, bereits sehr gelitten, für den Landser gestaltete sich der Aufenthalt in dieser Stadt jedoch ohne grosse Einschränkungen, und mit genügend Lebensmittelmarken gab es ausreichend Gelegenheit, sich statt am Kasernentisch in einem Gasthaus verpflegen und bedienen zu lassen. Als sich die russische Armee dann Insterburg näherte, verlegte man meine Anlauf-Dienststelle nach Allenstein, und so pendelte ich jetzt zwischen Zinten und Königsberg oder Zinten und Allenstein hin und her.



Umzug: Nach dem Fall von Insterburg ist die dortige Dienststelle nach Allenstein verlegt (vor dem Rathaus).



Als Kurier in Königsberg: Strassenbahnhaltestelle vor dem Nordbahnhof.

SONDERURLAUB IN DAS ZERBOMBTE FREIBURG MIT RÜCKBESINNUNG AN DIE SCHUL- UND HITLERJUGENDZEIT

Freiburg im Breisgau, bis dahin von Flugzeugangriffen weitgehend verschont geblieben, hatte am 27. November 1944 einen furchtbaren Bombenangriff erlebt. Ich beantragte Sonderurlaub und konnte sofort in meine Heimat fahren und mich selbst von dem schrecklichen Ergebnis dieses Bombenangriffs überzeugen.

Dieser Kurzurlaub war neben dem Wiedersehen mit meiner gottlob gesunden Mutter und meiner Schwester in der unversehrten Wohnung in der Möslestrasse bedrückend von der Zerstörung des Stadtkerns von Freiburg bestimmt. Viele bekannte Gebäude der Stadt und ganze Strassenzüge wie die Salz- und Kaiserstrasse waren zerstört und bestanden nur aus Trümmern mit schmaler Fahrrinne. Von vielen Häusern standen nur noch die Wände, teilweise waren auch diese aufgerissen, und davor lag ein riesiger Trümmerhaufen. Es roch nach Brand. Aus dem Meer der Trümmer ragte nur noch das Münster wie durch ein Wunder ungetroffen mit seinem wunderbaren gotischen Turm hervor. Von der Zahnarztpraxis am Stadtgarten, in der meine Schwester gearbeitet hatte, war ebenfalls nur ein Trümmerfeld übriggeblieben. Meine Schwester war bei dem Bombenalarm Richtung Schlossberg gerannt und hatte gerade noch vor dem Beginn des Angriffs einen Luftschutzbunker in den dortigen Felsengewölben erreicht. Mein Weg über und zwischen den Trümmern führte mich zu meiner Schule, dem Berthold-Gymnasium, jetzt ebenfalls in einen Trümmerhaufen verwandelt. Das Stadttheater gegenüber stand dagegen in seinen Grundmauern. Die Gedanken gingen zurück an die Schulzeit und an die vielen Jahre mit Höhen und Tiefen in diesem Gymnasium. Ich erinnerte mich an vieles, auch an meine erste Begegnung mit dem Nationalsozialismus als Schüler der Quinta. Während des ersten Jahres 1933 in der Sexta war noch ein katholischer Geistlicher Direktor dieses humanistischen Gymnasiums, den man aber bereits ein Jahr später durch einen Lehrer mit Parteiabzeichen ersetzte. Dieser kam eines Tages in die Klasse und liess alle aufstehen, die noch nicht im Jungvolk waren. Da stand auch ich zusammen mit der überwiegenden Zahl der Schüler, und der strenge Direktor, unübersehbar das Hakenkreuz des Parteimitgliedes auf seinem Revers, baute sich der Reihe nach vor jedem von uns auf. Wer so aussah und sich so benahm, der musste ein Nazi sein, dachte ich jetzt in der Erinnerung. Während das Schuloberhaupt gross und militärisch gerade wie ein preussischer Offizier von den Schülern stand, bekamen wohl die meisten von uns Angst, und die kleinen Herzen rutschten in die Hosen. Gleichzeitig erweckte der Auftritt des Direktors das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben. Dann fing

er an. «Warum bist du noch nicht im Jungvolk?» Stotternd kamen unsere Antworten, die wie faule Ausreden klangen.

«Ein Schüler des Berthold-Gymnasiums muss wie jeder deutsche Junge Angehöriger des Jungvolkes sein, also tritt sofort ins Jungvolk ein!» Mit dieser Mahnung verliess das strenge Schuloberhaupt das Klassenzimmer. Aber nicht für lange, denn bald kam er wieder, und dann wiederholte sich das ganze. So blieb es schliesslich keinem erspart, Angehöriger des Jungvolks zu werden.

Ich erinnerte mich auch sehr gut an die Bevormundung und den Zwang, der mit dem Eintritt in das Jungvolk begann. Dieser Zwang und später auch noch Angstgefühle begleiteten mich während dieser vielen Jahre und steigerten sich während der eigentlichen Kriegszeit. Bereits im Jungvolk wurde er schikaniert, der kleine Pimpf, den man zunächst vom Hermann zum Armin machte, weil die Jungvolkschar bereits einen Hermann hatte! Dann erlebte ich während der wöchentlichen Geländedienste eine vormilitärische Ausbildung. Wir lernten uns im Gelände zu orientieren und das Gelände auszunutzen, um als Spähtrupp «feindliche» Stellungen zu erkunden und zu erobern, wir konnten mit einem Kompass umgehen, kannten das Morsealphabet und vieles mehr. Mir war dieser Jungvolkdienst mehr als lästig. Viel lieber wollte ich als begeisterter Tennisspieler und Mitglied der 1. Juniorenmannschaft des Freiburger Tennis- und Hockeyclubs in meiner Freizeit Tennis spielen oder beim Kartenspiel (Skat) mit Gleichgesinnten oder auch mit Freundinnen die Freizeit zu verbringen.

Ich wollte frei in meinen Entscheidungen sein und litt unter dem Zwang, ohne dass mir – wie auch den anderen – bewusst geworden wäre, in einer von Hitler eingesetzten Organisation Mitglied zu sein, und ohne dass ich verstanden oder auch nur geahnt hätte, was Hitler wollte und wohin Hitlers Organisationen uns führen würden. Ohne Frage begeisterten sich viele, insbesondere patriotisch eingestellte Jungvolkpimpfe, an Wanderungen, die über Tage oder Wochen mit feldmarschmässig gepacktem Tornister, auf dem eine Decke, Zeltplane und Kochgeschirr nach Vorschrift befestigt waren, durch den Schwarzwald führten.

Am Ziel angelangt, galt es dann eine Jungengemeinschaft zu bilden. Ich war zu sehr Individualist, um Freude an diesem Wander- und Lagerleben zu finden. Ausserdem hat mich die durch die Mitgliedschaft im Jungvolk (und später in der Hitlerjugend) bedingte Einordnung in die Macht und Befehlsgewalt von Klassenkameraden und anderen Jugendlichen, die gleichaltrig oder nur wenig älter waren, gestört und belastet. Das fing an mit Befehlen und Ermahnungen, die neben der Strenge mit dem völlig neuen Vokabularium des Nazistaates wie – Volksgemeinschaft, Ziele der nationalen Revolution, Einheit, Opferbereitschaft und Opfergeist der Jugend mit stolzem deutschem Blut, dienendem Führer, Ehrfurcht, Treue und Gehorsam, Hinauswurf aller Störenfriede und anderer Sprüche einer

weltanschaulichen Schulung, gespickt war. Mein unmittelbarer Jung-Volkführer hatte mich während einer Fahrradfahrt zur Schule überholt und angehalten. Aus welchem Grund?

Ich trug damals noch die Schülermütze meines Gymnasiums, eine Schirmmütze aus farbigem Tuch, die den Träger nicht nur als einen Schüler des renommierten Berthold-Gymnasiums auswies, sondern durch die Mützenfarbe auch die Klassenzugehörigkeit anzeigte. So trug der Schüler der Sexta eine grüne Mütze, der Quinta eine blaue usw. von rot bis gelb, schwarz und weinrot. Die Schüler der Oberprima trugen sogar einen Stürmer, also die Mützenform von Studenten-Bewegungen. Eine derart individuelle Kopfbedeckung passte nicht in die uniforme Landschaft der Nazi-Organisationen. Ich hatte diese Schulmützen bis zu diesem Tag 1935 sehr gerne getragen. Jetzt wurde mir befohlen, nie mehr eine derartige Mütze aufzusetzen.

Entsprechend der Führerlosung «Hart wie Krupp-Stahl, zäh wie Leder» spielte die Härte in der Ausbildung eine grosse Rolle. Denn nur aus einem harten Pimpf wird ein harter Soldat. Die Betonung der Härte nahm gelegentlich entwürdigende Formen an. So musste ich auf einer Wanderung erleben, wie Pimpfe meiner Jungenschaft mich plötzlich zu Boden warfen und festhielten, worauf ein Pimpf sich auf meine Nase setzte und losfetzte. Voll von Ekel und Wut war ich mehr als deprimiert.

Ich ahnte damals noch nicht, dass derartige Vorgänge auch eine Vorstufe der Ausbildung bei der Wehrmacht war, wobei wie bei allen Organisationen des Dritten Reiches menschliche Eigenschaften der Vorgesetzten wie Befriedigung ihrer Machtgefühle eine grundsätzliche Rolle spielten. Nach diesem Ereignis weigerte ich mich bei der nächsten Wochenendwanderung mitzugehen. Der Fähnleinführer schrieb daraufhin einen Brief an meinen Vater, ich solle doch bei der nächsten Wanderung teilnehmen, um in der Gemeinschaft und Kameradschaft am Lagerfeuer, das Schönste was ein Jugendlicher erleben kann, nicht zu versäumen.

Neben dem erwähnten Geländedienst spielten Ordnungsübungen, Schulungen und sportliche Wettbewerbe («Schnell wie die Windhunde») eine grosse Rolle. Bei einem Wettkampf des Jungvolkes im Freiburger Universitätsstadion gewann meine Jungenschaft den Wettbewerb Zeltbau. Wir hatten als schnellste Truppe aus Zeltplanen ein Zelt geknüpft und korrekt aufgestellt. Mein Vater verfolgte diesen Wettbewerb und war sehr stolz, seinen Sohn in einer siegreichen Mannschaft zu sehen.

Der Jungvolk- bzw. der Hitlerjugenddienst beeinflusste auch den Schulunterricht, denn jetzt war für die Angehörigen des Jungvolkes «Die Pimpfe» der Samstag als «Staatsjugendtag» schulfrei. Und im Einklang mit den Zielen der Jugendorganisationen wurde in der Schule verstärkt die Leichtathletik mit 60m-Lauf, Weitsprung und Ballweitwurf betont

und Boxen als Pflichtfach eingeführt. Hitler selbst war der Meinung, es gäbe keinen Sport, der wie Boxen den Angriffsg Geist fördere und der «junge, gesunde Knabe» solle durch Boxen lernen, Schläge zu ertragen.

Durch das Boxen erlebten wir schnell einen besonderen Knockout. Unser Klassenprimus – ein klassischer Primus mit stets überdurchschnittlichen Leistungen in sämtlichen Fächern, mit Ausnahme von Sport – da schaffte er nicht einmal einen 50m-Lauf – bezog in der ersten Boxstunde massiv Prügel. Am nächsten Tag meldete er sich ab und verliess dieses humanistische Gymnasium. Im Zuge der Zeit wurden die Bemühungen der Lehrer ihren Schülern die altgriechische und römische Kulturwelt zu erschliessen, ohnehin durch geänderte Gewichtung der Fächer immer weiter zurückgedrängt. Dafür konnten die Lehrer mit den Parteiabzeichen und die Sportlehrer jetzt verstärkt auf das Gymnasium im antiken Griechenland, das als eine Einrichtung für Gymnastik betrieben wurde, verweisen.

Während ich weiter durch die von Trümmern umgebene Bertholdstrasse ging, erreichte ich den Bahnhof. Auch hier ein Trümmerfeld. Das schöne Hotel «Zähringer Hof», in dem wir unseren Tanzstundenabschlussball gefeiert hatten, war ebenfalls dem Erdboden gleichgemacht. Beim zerstörten Bahnhof gingen Gedanken und Erinnerungen wieder zurück zur Jungvolkzeit. Beim Jungvolk war es mir nach zweijährigem Dienst gelungen, aus der vormilitärischen und zwangsgeführten Jungenschaft mit dem immerwährenden Geländedienst auszubrechen. Ich war Trommler geworden; kein Geländedienst mehr, dafür musste ich mit einer grossen Landsknechtstrommel – «Bum-Bum, Bum-Bum-Bum» – den Takt für die hinter dem Musikzug marschierende Jungvolktruppe anschlagen.

Mit dieser Trommel als erstem Attribut eines Landsknechts begann der Landser unbewusst und entfernt Kontur anzunehmen. Neben dem einfältigen Taktschlagen lernte ich auch den Rhythmus des Yorck'schen Marsches und einen Trommelwirbel schlagen. Vor dem zerstörten Bahnhof erinnerte ich mich an jenen Tag, als ich mit dem Jungvolktrommlerzug auf dem Hauptbahnhof die Trommel geschlagen hatte, während ein Zug mit den aufgebahrten Särgen von 32 jungen Engländern einfuhr, die mit ihrem Lehrer auf dem Schauinsland den Frühling im Schwarzwald erleben wollten, jedoch bei einer Wanderung in kurzen Hosen durch einen Schneesturm den Tod fanden. Es sei noch erwähnt, dass ich während der Jungvolkzeit auch am Konfirmandenunterricht teilnahm, den der evangelische Pfarrer mit dem Hitlergruss begann und mit «Heil Hitler» beendigte. Zur Konfirmation erhielt ich einen Druck von Dürers Reiter mit einem Spruch aus dem ersten Petrusbrief – «... seid nüchtern und setzt Eure Hoffnung ...» Obwohl der Wandel vom Konfirmanden zum Landser damals noch kaum zu ahnen war, hatte Dürers Reiter mit «nüchtern» und «Hoffnung» doch etwas gemeinsam mit dem Soldaten des Reiter-(Panzer)-Regimentes 24.

Mit 14 Jahren kam ich automatisch in die Hitlerjugend. Das Trommeln mit der Landsknechtstrommel war zunächst beendet, und ich war wieder beim Geländedienst. Aber auch bei der Hitlerjugend konnte ich aus diesem Dienst ausbrechen; zur Motor-Hitler-Jugend überwechselnd, erwarb ich den Führerschein Klasse 4 für Motorräder bis 250 ccm. Motorradfahren wurde für den 14jährigen Hitleijungen zu einem faszinierenden Erlebnis. Zugleich war es der erste Schritt, um im Alter von 16 Jahren mit einer Sondergenehmigung den Führerschein Klasse 3 erwerben zu können. Während der Fahrschulzeit war ich mit dem PKW durch die meisten Strassen gefahren, die jetzt in Schutt und Asche lagen. Bei Kriegsbeginn erfolgte dann noch mit zu Kolonnen zusammengefassten Personenkraftwagen und Fahrern eine Schulung für eine möglicherweise notwendige Evakuierung der Stadt Freiburg. Hierfür gab es, soweit ein PKW vorhanden und nicht requiriert war, eine bescheidene Benzinzuteilung und auf den Kfz-Kennzeichen einen roten Winkel sowie ein P-Schild auf der Frontscheibe. Der Besitz des Führerscheins hat dann später eine zeitlang meinen Einsatz bei der Wehrmacht bestimmt.

In dem riesigen Trümmerfeld der Altstadt von Freiburg waren neben dem Münster auch das Schwaben- und Martinstor stehengeblieben. Am Martinstor erkannte ich unter dem 1902 angebrachten Reichsadler, der sowohl das badische als auch das Freiburger Wappen in seinen Klauen hielt, eine Inschrift als eine der grossen Lügen eines Jahrhunderts: «Sub umbra alarum tuarum protege nos» (Unter dem Schatten deiner [Heeres]-Flügel beschütze uns!) Weder der Adler des Kaiserreiches noch der des NS-Staates haben uns beschützt. Vielmehr hat der jeweilige Adler uns Leid und Zerstörung und für viele den Tod im Krieg gebracht.



Erste Fahrversuche: PKW Typ Adler Junior mit P-Schild an der Scheibe und rotem Winkel am Nummernschild.



Nach dem Angriff auf Freiburg am 27.11.1944: Aus den Trümmern der Freiburger Häuser mit einer Vielzahl von Kaminstämpfen ragt das Münster hervor.



Tiefe Wunden eines grausamen Krieges:

Die Innenstadt besteht nur noch aus Ruinen. Erhaben überragt der Münster-turm die Trümmer.



Entwarnung nach Fliegeralarm.

Heraus aus dem Sternwaldbunker in Freiburg/Breisgau. Neben einem Klappstuhl, doppelt übereinander getragene Kleidung und eine Not-tasche.

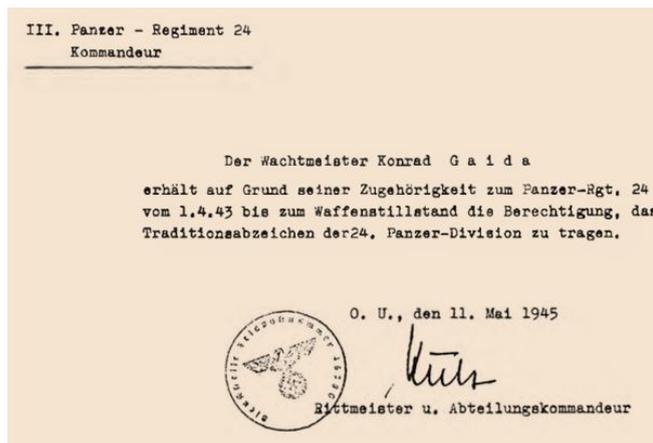
WIEDER IN OSTPREUSSEN

Nach dem Sonderurlaub wieder nach Zinten zurückgekehrt, ergaben sich zunächst grosse Probleme, wieder die Kuriertätigkeit auszuüben. Es gelang mir nur mit Mühe, meinen Urlaubsvertreter als Kurier aus dieser Position wieder herauszudrängen, um meine «angestammte» Kuriertätigkeit wieder aufnehmen zu können. Auch meinem Vertreter gefiel die Kuriertätigkeit sehr gut, und so wollte er nicht freiwillig in die Gruppe der anonymen Kaserneninsassen zurücktreten. Als ich mich bei dem zuständigen Hauptmann meldete und ihn erinnerte, dass ich der «Richtige» und der auf den verschiedenen Dienststellen bekannte und längst eingeführte Kurier sei, brachte mich seine positive Entscheidung wieder in meine ehemalige Position.

Auch in Zinten gab es natürlich KV-Maschinen, aber als Kurier, der täglich unterwegs war, musste ich zu diesen Untersuchungen nie erscheinen. Auf meiner Stube lag ich zusammen mit einem Unteroffizier, der im Einsatz ein Auge verloren hatte und bis zur Anfertigung eines Glasauges eine schwarze Schutzbinde trug. Er tat auf der Schreibstube Dienst, und da ich mich mit ihm sehr gut verstand, konnte er zu meinem Glück meine Papiere, ohne dass mich ein Arzt zu Gesicht bekommen hatte, weiterhin mit dem entscheidenden Vermerk «nicht kriegsverwendungsfähig» versehen. Durch die Hilfe dieses Stubennachbarn und seine ungesetzliche Freundlichkeit konnte ich auch die nächste Zeit täglich als Kurier mit den Geheimkommandobefehlen hin und her fahren. Zum letzten Mal kam ich am 21. Januar 1945, einem Sonntag, in einem PKW nach Allenstein, da der Zugverkehr zwischen Zinten und Allenstein bereits nicht mehr funktionierte. Ein paar Stunden später hatte der Russe mit sieben Panzern, die zudem kaum noch Sprit im Tank hatten, Allenstein eingenommen. Die russischen Truppen kamen Zinten und Königsberg immer näher, und als sie auf Elbing losmarschierten, wurde der Ring immer enger, so dass eines Tages meine Kuriertätigkeit zwangsläufig zu Ende war. Mit dem Zustrom ungezählter Soldaten, die alle auf dem Rückzug waren, füllte sich die Kaserne von Zinten bis an den Rand. Niemand wusste etwas über seine Zukunft, und man musste sogar befürchten, dass schliesslich alle noch Einsatzfähigen bis zu den Krüppeln und Prothesenträgern doch wieder an die Front geschickt und dort verheizt würden.

Am 27. Januar 1945 schrieb ich meiner Mutter einen Brief, der, am 9. Februar 45 in Danzig abgestempelt, noch ankam: «In Elbing toben bereits Strassenkämpfe, und wir wissen nicht, ob wir die Zintener Kaserne verteidigen müssen. Allerdings liegt noch ein hoher Stab (des Hitlertreuen Generalobersten Rendulic) mit seinen 'Blitzfrauen' hier, und wo diese Herren sitzen, ist doch meist hinten». (Einen Panzerverband kann man nicht von der Spitze aus führen – Zit. nach A. Stahlberg) Ich wusste damals auch nicht, dass meine ost-

preussische 24. Panzerdivision zur Verteidigung ihrer Heimat in Ostpreussen vor Zinten eingesetzt war. Sie musste sich während ihres Endkampfes um Ostpreussen an die Südküste des Haffs, am Strande zwischen Balga und Rosenberg zurückziehen. Von ca. 4.000 Überlebenden der Division wurden etwa 500 Mann ausgewählt. Sie konnten nach Schleswig-Holstein gelangen, während die zurückbleibenden einer mehr als dunklen Zukunft entgegen gehen mussten. Der Kommandeur des III/Pz.Rgt24 hat dann nach der Kapitulation noch eine recht merkwürdige Bescheinigung zum tragen des Divisionszeichens ausgestellt.



Sinnvolle Bescheinigung nach der Kapitulation? Der letzte Abteilungskommandeur des Pz.Rgt.24 Ritterkreuzträger Rittmeister W. Kuls erteilt die Berechtigung zum Tragen des Abzeichens der 24. Pz.Div. (an der schwarzen Panzermütze)

In dieser recht bedrückenden Stimmung suchte eines Tages während eines Appells der Hauptfeldwebel einen Unteroffizier als Wachhabenden sowie Soldaten für eine Wachtruppe. Er fragte jeden nach seinem Leiden, und als ich von meinen Verbrennungen berichtete, im Grunde genommen aber ganz gesund aussah, bekam ich den Befehl, als Wachhabender mit der Wachtruppe zu dem Benzinlager ausserhalb von Zinten zu marschieren und es für 24 Stunden zu bewachen. In der Situation der Unsicherheit, die vor allem dadurch überschattet war, dass täglich, ja stündlich ein Befehl zum Infanterieeinsatz an die Front und damit zu einem hoffnungslosen Verteidigungskampf kommen konnte, erfüllte mich dieser Auftrag mit wenig Freude; aber Befehl war Befehl, und ich musste zum Benzinlager losziehen. Als ich 24 Stunden später zurückkam, empfingen mich meine Kameraden: «Hast du ein Schwein gehabt, während du den Wachhabenden gespielt hast, war

eine KV-Maschine hier». Sie berichteten, dass diese «KV-Maschine» viele von den Soldaten, die in der Kaserne stationiert waren, kriegsverwendungsfähig geschrieben und sofort zur Front beordert hatte. Ich hatte Glück gehabt, dass ich über das Wache schieben wieder einmal nicht anwesend gewesen war und so als ein «Vergessener» weiter beim Krüppelhaufen in der Kaserne bleiben konnte.

Die Auswahl zum Wachhabenden war aber auch in anderer Hinsicht von grosser Bedeutung. Konnte ich doch nachdenken, warum der Spiess gerade mich zum Wachhabenden bestimmt hatte und vor allem, ob ich mich vielleicht falsch verhalten hatte. Dieses Wache schieben wurde zu einem Schlüsselerlebnis; ich war um eine, wie sich zeigen sollte, entscheidende Erfahrung reicher.

Am nächsten Tag wurden alle Insassen der Kaserne, zu denen auch Frauen in Uniform gehörten, nach Heiligenbeil verlegt und erhielten dort eine Unterkunft in einer ebenfalls total überfüllten Kaserne. Die Unteroffiziere bezogen geschlossen direkt unter dem Dach Quartier. Wie bereits in Zinten hörte man auch hier während des ganzen Tages Artilleriefeuer, und alle wussten, dass der Russe ganz nahe vor Heiligenbeil stand. Die Rote Armee hatte zwischenzeitlich Elbing erreicht, und so sassen wir in einem Kessel, der lediglich in Richtung des Frischen Haffs und über die Frische Nehrung noch offen war.

«Wie kriege ich einen gnädigen Gott» (Martin Luther)

DER MARSCH AUS DEM KESSEL OSTPREUSSEN

Die Stimmung unter den mürbe gewordenen Soldaten in der Kaserne von Heiligenbeil sank nun vollkommen auf den Nullpunkt, da die Lage jetzt wirklich alles andere als rosig war. Als Beispiel für die allgemein desolante und deprimierte Stimmung sei nur die Reaktion auf ein Lied geschildert, das ein Unteroffizier gefühlvoll zu den umstehenden Kameraden auf dem Dachboden sang: «Du darfst mir nie mehr Rosen schenken.» Brutal antwortete sofort ein danebenstehender Unteroffizier: «Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, dir wird niemand mehr rote Rosen schenken.»

Am 06. Februar 1945 schlug die Stunde der Entscheidung. Alle mussten zur Untersuchung zu einem jungen Standortarzt. In einer langen Reihe standen die Unteroffiziere und Soldaten vor einem Tischchen, hinter dem der Arzt Platz genommen hatte. Jeder Einzelne berichtete mit mehr oder weniger Bangen dem Arzt über seine Leiden, dann erfolgte eine flüchtige Untersuchung, und der Arzt teilte das Ergebnis mit. Es lautete entweder «einsatzfähig» oder «nicht einsatzfähig». Als die Reihe an mir war, wusste ich, gewitzt durch die Befragung des Hauptfeldwebels, die mir die Wache am Benzinlager eingebracht hatte, worauf es jetzt ankam: «Du musst diesen Arzt überzeugen, dass du nicht frontverwendungsfähig bist!» «Was fehlt ihnen?» Im Brustton der Überzeugung und wissend, dass dieser Arzt keine grossen Möglichkeiten der Untersuchung besass, antwortete ich: «Verbrennungen Gesicht und beide Hände, zwei Drittel Sehkraft eingebüsst und einen Myocard-Schaden.» Letzter Befund konnte gravierend sein, war aber während einer flüchtigen Untersuchung nicht feststellbar. Der Arzt zog sein Stethoskop aus der Tasche, horchte mich ab, setzte sich langsam wieder hinter seinen Tisch und schaute mich durchdringend, vielleicht ein wenig unsicher, von unten nach oben an.

Ich schaute ihm voll in die Augen. Dann murmelte er immerhin noch so verständlich, dass nicht nur ich, sondern auch der Spiess, der neben dem Tischchen stand, hören konnte: «nicht einsatzfähig». Mit der Hand schrieb er auf einen vorgedruckten Zettel das entscheidende «nicht» vor das mit Schreibmaschine geschriebene Wort «einsatzfähig», und ich war entlassen.

Ein Stein war von meinem Herzen gefallen, hatte ich doch gerade durch mein Auftreten und sehr viel Glück dieses wichtigste Papier für die letzten drei Monate des Krieges erhalten. Ich kehrte auf den Dachboden der Kaserne zu meinen Kameraden zurück, und mein «nicht einsatzfähig» auf die Frage nach dem Ergebnis der Arztuntersuchung löste bei den-

jenigen, die mit sichtbar schweren Verwundungen einsatzfähig geschrieben waren, Missverständnis, ja Wut und sogar Hass aus. «Wieso konnte ein Soldat, dem man keinerlei Leiden ansah, nicht einsatzfähig sein?» Gemessen an den vielen zu Krüppeln verstümmelten Soldaten, die jener Arzt einsatzfähig geschrieben hatte, war sein ärztliches Urteil nicht nur falsch, sondern auch ungerecht; aber auch solche Ungerechtigkeiten gehörten zum Krieg. Und welches Schicksal mussten die «Einsatzfähigen» erleiden? Man fasste sie zu einer infanteristischen Kampfgruppe zusammen, die bei den folgenden Einsätzen nach schweren Kämpfen vernichtet wurde. Zuvor hatte die Wehrmachtsverwaltung dieser Truppe noch eine neue Feldpostnummer zuerkannt, obwohl der Briefverkehr bereits vollkommen zusammengebrochen war und die Truppe keinerlei Chance hatte.

Am nächsten Tag entliess man die Nicht-Einsatzfähigen mit dem Befehl, über das Frische Haff und die Frische Nehrung nach Danzig zu marschieren. Ich war also dabei, und am Morgen des 7. Februar 1945 gingen wir von Leysuhnen aus auf das Eis des zugefrorenen Frischen Haffs. Es war ein neblig trüber Regentag, und der Blick vor uns auf das Eis war mehr als trostlos. Wir sahen Hunderte, ja Tausende von Flüchtlingstrecks auf dem Eis, auf dem bereits das Wasser stand. Das Elend der Flüchtenden war unbeschreiblich, und die Wagen der Trecks boten ein Bild des Jammers. Geschlagen von dem Schicksal, die Heimat verlassen zu müssen und nun auf der Flucht über das Eis, sassen Frauen oder alte Männer und Kinder auf den vollgeladenen Fuhrwerken, vollgepackt mit ihrem letzten Hab und Gut, mit Geräten, Nähmaschinen und Bratpfannen. Der Regen peitschte unablässig in die Gesichter der Flüchtlinge, während man deutlich das Artilleriefeuer vom nahen Elbing hörte. Trotz meiner umgehängten Zeltplane lief das Wasser durch den Mantel und die Uniform bis auf die Haut durch. Da ich gleichzeitig im Wasser lief, waren vor allem Schuhe, Socken und Hose bis über die Knie vollkommen durchnässt. Auch meine Kameraden, die hinter einem Pferdefuhrwerk liefen, waren völlig durchnässt. Wenn der Himmel kurz aufklärte, waren sofort russische Jäger und Jagdbomber über den Flüchtenden und warfen kleine Bomben ab. Sie trafen entweder die flüchtenden Menschen direkt oder liessen Flüchtlingswagen in Bombenlöchern und brechendem Eis versinken. Meinen Tornister, der ähnlich wie die Ladung der Trecks in den Flüchtlingsskolonnen mit persönlichen, aber letzten Endes unnützen Dingen, sehr schwer geworden auf dem Rücken drückte, hatte ich nach einigen Kilometern auf einen Wagen geworfen, neben dem ich herging. Einige Zeit später sah ich ihn plötzlich nicht mehr. Es traf mich wie ein Schlag: «Dein Tornister mit den letzten Habseligkeiten ist weg». Dann entdeckte ich ihn erleichtert im Wasser hinter dem Wagen auf dem Eis nachgezogen. Er war zwar heruntergefallen, hatte sich aber mit einem Riemen an der Achse des Wagens verhakt und wurde auf diese Weise mitgeschleift. So war er doch nicht verloren, wenn auch mit völlig durchnässtem Inhalt. Durch das schlechte Wetter, die

langsam sich bewegenden und völlig überlasteten Fahrzeugen und die Umwege um Bombenlöcher im Eis, das Wasser auf dem Eis, auf dem wir mit unseren nassen Klamotten nur mühsam marschieren konnten, und durch den Abstand zwischen den Fahrzeugen und Soldaten bildeten sich endlose Schlangen. Es kam vieles zusammen, warum wir für den Marsch über die zugefrorenen Nehrung fast einen Tag benötigten. So wie mir ging es Tausenden von Flüchtlingen. Das Eis wurde in den folgenden Tagen immer brüchiger und das Wasser auf dem Eis stieg an. Am Abend des ersten Tages nach dem Marsch übers Eis kam ich in ein Dörflein (Strauchbucht), das vollkommen von Flüchtlingen überfüllt war.

Nirgends gab es Unterkunft. Da es immer noch regnete, wollte ich nicht im Freien übernachten, und so musste ich mich mit einem Quartier in einem Taubenschlag zufriedengeben, in den ich mühsam hineinkroch. Mir folgte sofort eine Mutter mit ihren beiden Kindern, die hungrig und wegen der Kälte und ihrer nassen Kleider weinten und schrien. Die Mutter selbst konnte ihre Kinder kaum beruhigen; auch ihre Hinweise: «Eure Mutter hat auch nur nasse Kleider an und friert», halfen nichts. Meine Kleidung war ebenfalls durchnässt, wie auch meine zwei Decken, auf die ich mich legte, und mein Mantel, mit dem ich mich zudeckte. Soweit war es gekommen: einem preussischen Unteroffizier auf der Flucht bleibt in völlig durchnässten Klamotten nur ein Taubenschlag als Nachtlager. Jedem normalen Soldaten musste längst klar sein, dass wir uns in der Endphase befunden haben, aber es gab sie immer noch, die siegreichen Endkämpfer.

Am nächsten Tag ging es weiter, immer das schreckliche Elend der Flüchtlinge vor Augen. Einmal sah ich vor einem Haus ein Fahrrad angelehnt. Es war nicht abgeschlossen und hätte mir ein leichteres Fortkommen ermöglicht. Den inneren Schweinehund zu überwinden und ohne Fahrrad mit meinem schweren Tornister weiter zu Fuss zu laufen, fiel mir nicht leicht, aber ich brachte es nicht übers Herz, das Fahrrad eines Flüchtenden zu stehlen.

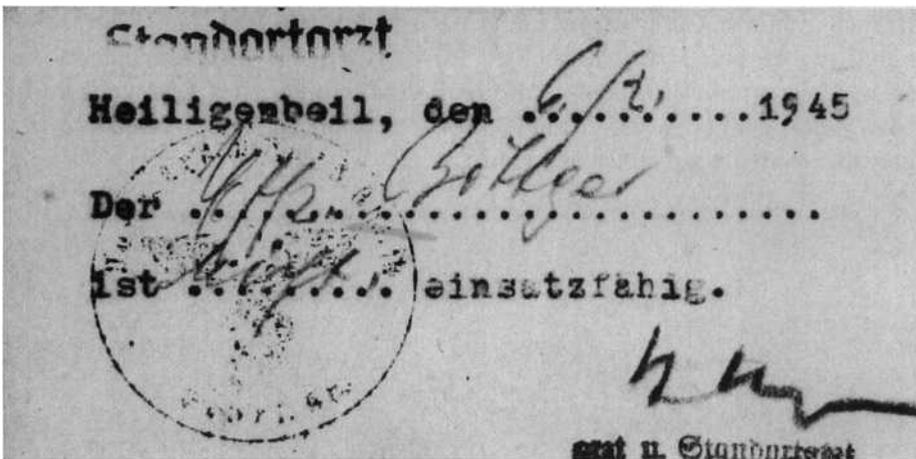
Am vierten Tag kam ich an die Weichsel. Über den grossen Fluss spannte sich hier eine recht stabil gebaute Holzbrücke. Der Zugang aber war von einem Hauptmann versperrt, dem ich meine Bescheinigung der «Nicht-Einsatzfähigkeit» vorzeigte. «Geben Sie mir Ihr Soldbuch!» Ich war recht unruhig, während er darin blätterte, und es mir auch noch abnahm. «Gehen Sie in die Baracke, dort hinten!» befahl er mir. «Jetzt ist alles aus», dachte ich, und zwar nicht nur, weil ein Soldat ohne Soldbuch kaum mehr als ein «NICHTS» darstellte, sondern weil der Hauptmann mir trotz meines Attestes den Übergang über die Weichsel verwehren konnte. In kurzer Zeit füllte sich die Baracke mit weiteren Soldaten, denen der Hauptmann genauso wie mir das Soldbuch weggenommen hatte. Alle schauten angesichts der Lage recht pessimistisch drein. Nach einer guten halben Stunde wurde ich aufgerufen und musste mich bei dem Offizier melden. Er drückte mir mein Soldbuch in

die Hand mit dem Befehl, mich mit zwanzig Soldaten am selben Abend um 18.00 Uhr in Danzig in der sowieso (den Namen habe ich vergessen) Kaserne zu melden, und übergab mir zwanzig weitere Soldbücher.

Ich las die zwanzig Namen vor und führte die Soldaten an dem Hauptmann vorbei auf die grosse Brücke, die ohne seine Genehmigung nicht zu überwinden gewesen wäre. Auf der anderen Seite der Weichsel sah ich einen LKW, der gerade im Begriff war anzufahren. Ich sprang zum Fahrer und fragte: «Fährst Du nach Danzig?» – «Ja» – «Können wir mitfahren?» – «Ja» – «Warte noch einen Augenblick, ich komme sofort.» Schnell las ich die Namen der mir anvertrauten zwanzig Soldaten vor, drückte jedem sein Soldbuch in die Hand, und jetzt war ich es, der befahl: «Sie sollen sich in Danzig bis achtzehn Uhr in der bestimmten Kaserne melden.» Daraufhin schwang ich mich mit den mir folgenden Soldaten auf den bereits anfahrenden LKW. Mein Gott, war ich froh, den letzten Teil der Reise nicht mehr zu Fuss, sondern per Lastwagen machen zu können. In Danzig hielt der LKW im Zentrum. «Herzlichen Dank», und mit dem Tornister auf dem Buckel ging ich in das nächste Café. In dem Wechselbad der Ereignisse sass ich jetzt fast wie im Frieden in diesem Café. Die Situation hatte sich für eine kurze Zeit schlagartig geändert. Bei einer Bedienung, die mir nach vier Tagen des Fluchtmarsches als besonders hübsch und begehrenswert erschien, bestellte ich eine Tasse Kaffee. Es dauerte nur einen Augenblick, bis ich mit anderen Soldaten ins Gespräch kam und erfuhr, dass es sich bei der Kaserne, in der ich mich laut Befehl des Hauptmanns an der Weichsel um achtzehn Uhr melden sollte, um ein Auffanglager für Frontsoldaten zum Einsatz handelte. Die Kameraden nannten mir auch gleich eine andere Kaserne, wo stattdessen die Chance für einen Transport für Panzersoldaten nach dem Westen wesentlich grösser wäre. Recht dankbar hielt ich mich erneut nicht an den Befehl des Hauptmanns und ging zu der empfohlenen Kaserne. In der Tat wurden hier die ankommenden Panzerleute für einen Transport in den Westen zusammengestellt und in einem Güterwagen zuerst nach Neuruppin und dann weiter nach Gross-Glienecke bei Berlin verfrachtet. Im weitläufigen Kasernengelände warteten wir wiederum mit Bangen auf eine KV-Maschine, oder was wohl im Ergebnis gleichgeblieben wäre, auf eine Versetzung zur Front. Nach ein paar Tagen aber verlegte man uns nach Erfurt.



Jubiläumstempel aus einem deutschen Danzig:
 Letzter Brief aus Ostpreussen, abgeschickt am 4.2.1945 in Heiligenbeil und in Danzig abgestempelt.



Ergebnis einer Arztuntersuchung:
 Die wichtigste Bescheinigung für eine Flucht aus Ostpreussen.



Flucht über das Eis:
Treck über das Frische Haff. Wohin? Von der Heimat vertrieben, ziehen Flüchtlinge in eine ungewisse Ferne. Werden sie eine neue Heimat finden?



Flucht aus dem Kessel Ostpreussen:
Trecks auf dem Eis des Frischen Haffs am Morgen des 7. Februar 1945 zur Frischen Nehrung und weiter nach Danzig.



Eissturm und Regen:
Während sich die Frau auf dem Wagen mir ihrem Schirm vor dem peitschenden Regen schützt, marschieren die zwei Soldaten hinter dem Pferdefuhrwerk über das Eis des Frischen Haffs. Soweit das Auge reicht, Flüchtlinge hinter Flüchtlingen und Soldaten auf dem nassen Eis.

MUT STATT GEHORSAM GEHORSAMSVERWEIGERUNG UND KURZES GASTSPIEL BEIM PZ.-KORPS FELDHERRNHALLE IN DER TSCHECHOSLOWAKEI

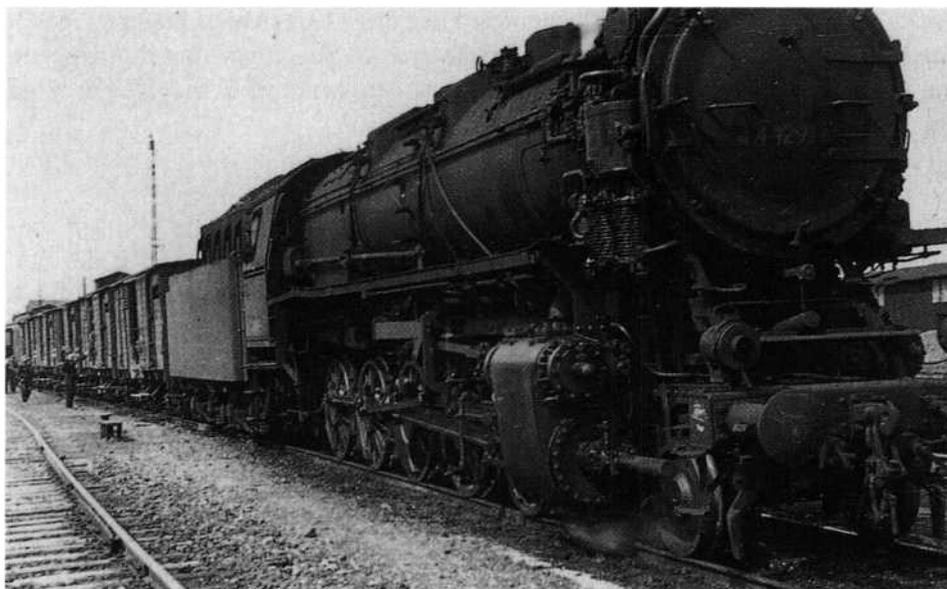
Nach dem Eintreffen in Erfurt hatten wir vor allem die Hoffnung, nun endgültig den Russen entkommen zu sein und hier in amerikanische Gefangenschaft zu gelangen. Leider kam der Amerikaner nicht schnell genug, und nach ein paar Tagen bekam ich und ein weiterer Unteroffizier doch noch den Befehl, uns zusammen mit jeweils zehn Soldaten nach Schlesien zur Kampftruppe Schörner in Marsch zu setzen. Zu diesem Zeitpunkt schloss sich der Ring um Deutschland immer enger – und da sollte ich die letzten Tage ausgerechnet bei Schörner verheizt werden? «Wie könnte ich diesen Befehl umgehen?» dachte ich unentwegt. Vielleicht sich Richtung Westen absetzen. Das aber schien mir jetzt noch zu gefährlich. Also blieb zunächst nur der Abmarsch wie befohlen. Aber bereits auf dem Bahnhof kam ich mit einem Unteroffizier ins Gespräch, der mir erzählte, dass es in der Nähe von Prag eine Auffangstelle der 24. Panzerdivision gäbe. Im Zuge informierte ich dann den anderen Unteroffizier. «Du, ich gehe nicht zu Schörner, den kenne ich von Nikopol her zu gut; ich habe gehört, es gibt eine Auffangstelle in der Nähe von Prag, ich werde also in Chemnitz umsteigen und nach Prag fahren. Kommst du mit?» Er verneinte wie auch die Mehrzahl der uns übergebenen Soldaten. Nach einer kurzen Beratung erklärten sich lediglich zwei Soldaten bereit. «Wir gehen mit Ihnen.» Die anderen hatten wohl nicht den Mut, vom befohlenen Weg abzuweichen.

Soldatischer Gehorsam oder «Schiss in der Hose»? Nach der Abschätzung aller Möglichkeiten sah ich in dieser Gehorsamsverweigerung die beste Lösung, um die letzten Tage des Krieges zu überstehen. In Millowitz in der Nähe von Prag fand ich dann tatsächlich auch die Auffangstelle der 24. Panzerdivision. Dort begrüßte man mich: «Gibt es deinen Wehrpass noch?» Ich verstand die Frage überhaupt nicht und antwortete: «Nein, der ist verbrannt.» «Dann kannst du bleiben und mit einem Transportzug zum Panzerkorps Feldherrnhalle, das sich in der Nähe von Znaim befindet, mitfahren.»

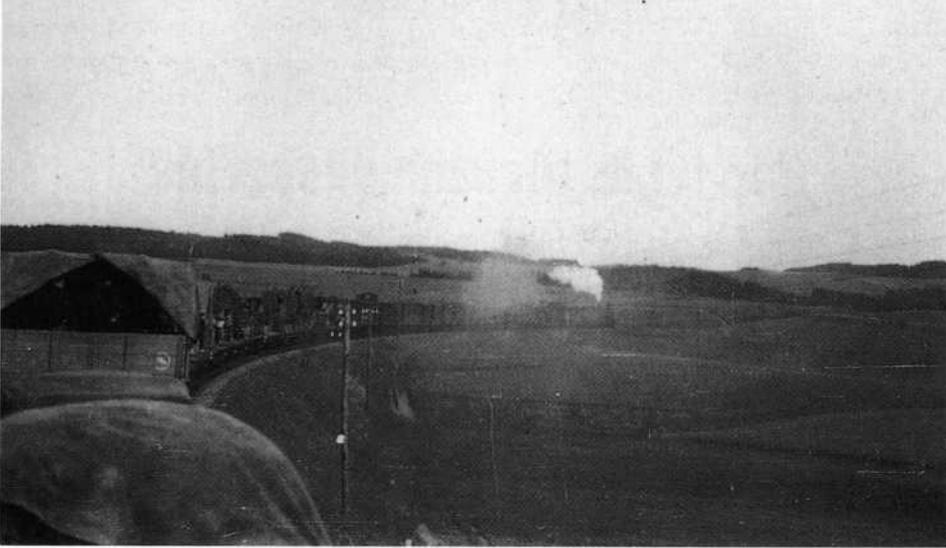
Am nächsten Tag sass ich wieder in einem Transportzug und sah zum letzten Mal auf den Fahrzeugen den springenden Reiter, das Kennzeichen der 24. Panzerdivision. Wir fuhren quer durch die Tschechoslowakei, mit einem Aufenthalt in Brünn, weiter zum Bahnhof von Znaim. Dies geschah drei Tage vor der Kapitulation. Als der Zug im Bahnhof einfuhr, standen auf Güterwagen grosse Kisten. Soldaten, die mit mir im Zug sassen, meinten naiv, aber im Brustton der Überzeugung: «In diesen Kisten sind die geheimen Waffen

des Führers. Jetzt werden wir den Krieg noch gewinnen.» Ich konnte nicht verstehen, dass zu diesem Zeitpunkt noch irgend jemand glauben konnte, wir hätten noch irgendeine Chance, den Krieg zu gewinnen. Immer noch trug Erziehung und Nazi-Propaganda Früchte: ein paar lumpige Kisten am Bahnhof genügten bereits für einige Soldaten von unbegreiflicher Ahnungslosigkeit, sich noch an einen Endsieg zu klammern.

Wir meldeten uns bei dem Panzerkorps «Feldherrnhalle» und sahen sofort, dass die Unteroffiziere und Feldwebel neben einem Ärmelstreifen «Feldherrnhalle» zwar das blaue Band mit dem silbernen Adler des Dienstzeitordens, aber keinerlei Frontauszeichnung trugen. Ein Unteroffizier neben mir höhnte. «Guck mal, die haben zwei blaue Vögel, aber sonst eine blanke Brust.» Zunächst liess man uns in Ruhe. Nur zu einem Morgenappell und einem Nachmittagsappell mussten wir antreten. Dann verschwanden wir in die Quartiere. Ich hatte mich in einem Dorf vier Kilometer von meinem Standort entfernt mit einem Mädchen angefreundet. Sie hatte ein Radio, so dass ich Feindnachrichten hören konnte und genau über die Situation informiert war. Am 8. Mai 1945 erfuhr ich dann von der Kapitulation.



Der letzte Zugtransport: Die Dampflokomotive 441291 zieht den Transportzug der 24. Pz.-Div.



Fahrt durch die Tschechoslowakei: Der letzte Eisenbahntransport mit dem «Springenden Reiter» auf einem LKW.



Wohin Anfang Mai 1945? Transportzug mit dem 15cm schweren Infanteriegeschütz 33/1 auf dem Fahrgestell des tschechischen Panzer 38. Ausführung H des Sd.Kfz. 138/1 fährt in Gegenrichtung.

FLUCHT IN DIE AMERIKANISCHE GEFANGENSCHAFT

Der letzte Wehrmachtsbericht

9. Mai 1945

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

„Seit Mitternacht schweigen nun an allen Fronten die Waffen.“

Auf Befehl des Großadmirals hat die Wehrmacht den aussichtslos gewordenen Kampf eingestellt. Damit ist das fast sechsjährige heldenhafte Ringen zu Ende. Es hat uns große Siege, aber auch schwere Niederlagen gebracht.

Die deutsche Wehrmacht ist am Ende einer gewaltigen Übermacht ehrenvoll unterlegen.

Der deutsche Soldat hat, getreu seinem Eid, im höchsten Einsatz für sein Volk, für immer Unvergessliches geleistet. Die einmalige Leistung von Front und Heimat wird in einem späteren, gerechten Urteil der Geschichte ihre endgültige Würdigung finden.

Den Leistungen und Opfern der deutschen Soldaten zu Lande, zu Wasser und in der Luft, wird auch der Gegner die Achtung nicht versagen.

Jeder Soldat kann deshalb die Waffe aufrecht und stolz aus der Hand legen und in den schwersten Stunden unserer Geschichte tapfer und zuversichtlich an die Arbeit gehen für das ewige Leben unseres Volkes.

Die Wehrmacht gedenkt in dieser Stunde ihrer vor dem Feind gebliebenen Kameraden.

Die Toten verpflichten zu bedingungsloser Treue, zu Gehorsam und Disziplin gegenüber dem aus zahllosen Wunden blutenden Vaterland.“



Bei meiner Truppe wollte zunächst niemand wahrhaben, dass Deutschland kapituliert hatte. Am Nachmittag des 8. Mai 1945 mussten wir antreten, und ein Offizier erklärte: «Männer, Deutschland hat in der Tat kapituliert, wir aber vom Panzerkorps Feldherrnhalle werden eine Auffangstellung gegen den Russen beziehen.» Auf der Stube fragte ich sofort meine Kameraden: «Macht ihr das mit der Auffangstellung mit? Ich werde auf jeden Fall nach Westen abhauen.» Die Mehrzahl der Stubenkameraden war jetzt der Meinung: «Wir gehen mit dir nach Westen!» In der Dämmerung mussten wir wieder antreten, man nahm uns unsere Pistolen weg, drückte uns dafür Karabiner in die Hand und gab uns Marschverpflegung. Jetzt gab ich den Kameraden das Kommando: «Los, wir hauen ab.» Von den etwa zwanzig Soldaten, die sich eben noch auf der Stube mit mir einig waren, dass man jetzt, wo Deutschland kapituliert hatte und es keine Fahnenflucht mehr gab, sich gemein-

sam nach dem Westen absetzen müsste, gingen noch gerade drei mit. Unser Ziel waren die Amerikaner. Aufgrund der ständigen Propaganda erwarteten wir in russischer Gefangenschaft Gewalt, Schrecken, Erniedrigung, jahrelanges Leiden mit Verbannung meist nach Sibirien und am Ende den Tod. Heute wissen wir, dass dies den Tatsachen entsprach. Die amerikanische Kriegsgefangenschaft sei demgegenüber eine humane im Einklang mit dem Völkerrecht stehende Angelegenheit. Meine Gefangenschaft war es auch tatsächlich. Ich hatte Glück gehabt, denn in vielen amerikanischen und französischen Lagern herrschte auch Terror, Hunger und mangelhafte Hygiene, so dass eine beträchtliche Zahl von deutschen Gefangenen nicht überlebte.

Die Masse der angetretenen Soldaten blieb apathisch und unterwürfig zurück. In dem Dorf hatten wir bereits zuvor einen PKW in einer Garage gesehen. Mit dem Karabiner brachen wir mit einem wollüstigen Gefühl das Garagentor auf, setzten uns in das «requirierte» Auto und ab ging es Richtung Westen. Obwohl einer meiner Gruppe ein Schirrmeister war, der, für Kraftfahrzeuge zuständig, jetzt am Steuer sass, lief das Auto bereits nach 30 km nicht mehr. Auch Anschieben brachte den Motor nicht mehr zum Laufen, so dass wir jetzt zu Fuss weiter mussten. Nach einer kurzen Wegstrecke warfen wir unsere Karabiner, die uns zu lästig geworden waren, in eine Flussröhre und marschierten waffenlos weiter gegen Westen.

Entgegen dem letzten Wehrmachtsbericht vom 8. Mai 1945 haben wir unsere Waffen nicht aufrecht und stolz aus der Hand gelegt und sind auch nicht tapfer und zuversichtlich für das ewige Leben unseres Volkes zur Arbeit gegangen. Weggeschlichen haben wir uns aus einer Situation, die wir einfachen Soldaten in keiner Phase unseres Lebens gewollt haben. Wir wussten auch nicht, ob und wie wir an die Arbeit für unser eigenes Leben gehen könnten. Nachdem wir unsere Gewehre wie morsche Holzknüppel weggeworfen hatten, trafen wir eine Truppe mit Pferdewagen, die noch unter dem Befehl eines Hauptmanns stand. «Können wir mitfahren?», fragten wir. Der Hauptmann musterte uns recht kritisch, und man sah ihm an, dass er nur ungern diese Unteroffiziere, die ganz nach Deserteuren aussahen, mitnahm. Nach ein paar Stunden begegneten wir auf einer Kreuzung einem Panzerspähwagen mit Kanone (Puma), auf dem unser Schirrmeister einen Bekannten erkannte und ihm sofort zurief: «Nehmt uns mit!» So konnten wir vier Flüchtlinge zu den Soldaten, die bereits auf dem Spähwagen sassen, zusteigen. In zügiger Fahrt fuhren wir Richtung Westen und schafften es bei Linz gerade noch, über die Donau zu kommen, die kurz danach die Grenze zwischen den Amerikanern und Russen bilden sollte. Endlich waren wir auf amerikanischem Gebiet, wo man noch gar nicht mit der neuen Aufgabe, die hereinströmenden deutschen Soldaten gefangenzunehmen und in einem Lager unterzubringen, vertraut war. Die amerikanischen Soldaten wiesen uns an, in einem Areal zwischen halbfertig gebauten Häusern zu lagern und zu bleiben. Jetzt konnten wir sicher sein,

dass der Krieg endgültig zu Ende war und wir zu denen gehörten, die durchgekommen waren. Wir waren auch glücklich darüber, gerade vor der Donau den nachkommenden Russen entweichen zu sein, obwohl wir noch nicht wussten, was uns bei den Amerikanern erwartete. Wenn man bedenkt wie schnell deutsche Soldaten während des Krieges (siehe bei G.F.M. Schörner), besonders aber in der Endphase in die Maschinerie des Terrors durch Nazigläubige, aber auch verfangen im Netzwerk der Feldgendarmerie mit der Konsequenz erschossen oder aufgehängt zu werden, dann ermöglichte die amerikanische Gefangenschaft letztendlich ein glückliches Durchkommen.

Täglich, ja stündlich kamen neue Soldaten, so dass das Lager, das nur von ein bis zwei Amis bewacht wurde, bald Tausende von Insassen zählte. Zu Essen bekamen wir zunächst nichts; also gingen wir zu den Bewohnern der umliegenden Häuser betteln. Wie aber sollten sie uns noch etwas geben können, wo sie ja selbst kaum etwas zu essen hatten? Wenigstens das Wetter war sehr schön. Wir errichteten aus dem umherliegenden Baumaterial unser Lager. Dazu schlugen wir vier Pfosten in die Erde, legten Bretter darüber und Dachpappe darauf, die wir mit Steinen beschwerten. Dies sollte zunächst unsere Unterkunft sein, und so warteten wir, was geschehen würde. Unmittelbar neben uns lagerten SS-Soldaten, die noch eine grosse Plane besaßen und sie anstelle von Dachpappe auf die Pfosten legten. Auch noch im Gefangenenlager wollte man bei dieser sogenannten Elitetruppe nicht auf Befehle und Strammstehen verzichten. Jeden Morgen um sechs Uhr ertönte ein Pfiff, und die SS-Leute wurden mit dem Ruf: «Aufstehen» geweckt. Nach dem Appell begann ein Hin und Her mit Lärm und Geklopfe. Die SS-Soldaten mussten aus dem herumliegenden Material ein schönes Holzhaus zimmern. Der eingefleischte Drill wurde auch in der Gefangenschaft voll aufrecht erhalten, und keiner der SS-Soldaten konnte oder wollte sich von ihm befreien. Trotz der Gefangenschaft machten alle weiter mit. Da war nicht einer, der sich zu uns, «den Faulen», gesellt hätte. Wir hingegen dösten weiter vor uns hin, denn ohne Nahrung galt es, die Kräfte möglichst zu schonen und sich nicht zu viel zu bewegen. Zwar störte uns das Geklopfe von nebenan, aber wir profitierten auch schon bald davon. Und das kam so: Nach dem ersten Befehl der US-Siegersoldaten im Gefangenenlager mussten wir Gefangenen den entblößten linken Arm hochheben: Tätowiert oder nicht? Diejenigen, mit der tätowierten Blutgruppe als Soldaten der Waffen-SS erkannt, verlegten die Amerikaner in ein besonderes Lager nur für Angehörige der SS. Das Haus aber hatten sie gerade fertiggebaut. Als sie abrückten, ergoss sich ein gewaltiger Wolkenbruch über unserem Lagergelände, worauf wir sofort unseren primitiven Unterschlupf verliessen und in das stabile Holzhaus einzogen.



Vor der Gefangenahme: Fahrt auf einem Panzerspähwagen mit 5 cm Kanone (Sd.Kfz. 234/2) in die amerikanische Gefangenschaft bei Linz (Donau)



Gefangenenlager bei Linz-Urfar: Soldaten im Wechsel von Herumlungern und Befehl. Unser Lager mit dem durch Steine beschwerten Dach aus Dachpappe, im Hintergrund bauen SS-Angehörige ein Holzhaus. An dem stehenden Soldaten (mit entblösster Brust) kann man erkennen, dass in der letzten Zeit die Verpflegung mehr als dürftig war.



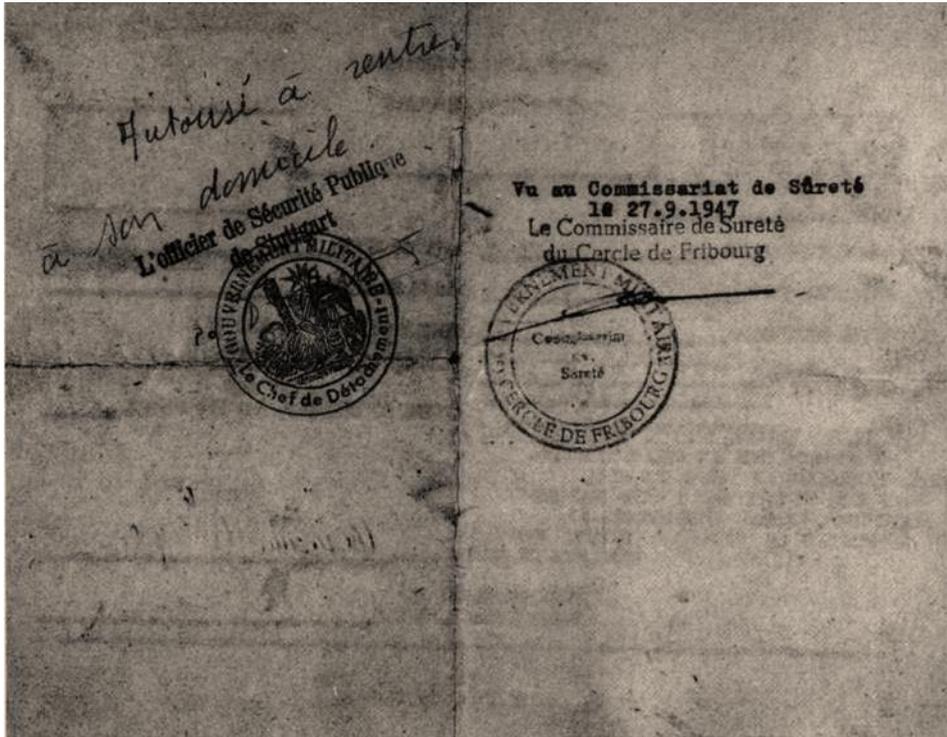
Durchgekommen: Endlich ist der Krieg zu Ende.
Die letzte Aufnahme im Gefangenenlager von Linz (Donau).

ENTLASSUNG – HEIMWEG MIT ANGST UND GLÜCK

Am 17. Mai 1945 registrierten uns unter Vorlage der Soldbücher die amerikanischen Bewacher. Ein amerikanischer Arzt untersuchte die gefangenen Soldaten des Lagers, die sich hierzu nackt vor dem Arzt aufzustellen hatten. Als erstes forschte er erneut nach einer Blutgruppentätowierung unter dem Arm, die die Angehörigen der SS zuerst privilegiert hatte und jetzt diskriminierte. Dann hielt er mit einem Bleistift bei jedem das Glied hoch, schaute kritisch, und dann kam noch ein Fingerabdruck, für den ein Stempelkissen bereitstand, auf das Untersuchungspapier, und so waren wir schliesslich bereit zur Entlassung.

Am 21. Mai 1945 bekam ich meinen Entlassungsschein und wurde mit anderen Soldaten auf einen LKW verfrachtet. Diese LKW's, meist mit farbigen Soldaten als Fahrer, fuhrten nach Stuttgart, Nürnberg oder Frankfurt. Man konnte sich sein Ziel selbst aussuchen. Da ich einen Koffer mit Zivilkleidung in Tuttlingen deponiert hatte, gab ich als Ziel Stuttgart an. Beim Aufsteigen auf die Ladefläche des LKW's deutete ein amerikanischer Soldat auf meine Uhr. Ich dachte, er wollte sie mir abnehmen und reagierte mit: «No, no Sir.» Die Antwort kam prompt. Er verpasste mir einen Kinnhaken nach Cowboyart. Verstört hielt ich ihm die Uhr vor die Nase, er aber wollte sie nicht mehr, und so konnte ich als geschlagener Hund, aber mit der Uhr am Arm auf die Ladepritsche aufsteigen. Die Fahrt ging über die Autobahn, wobei weiträumige Umwege wegen gesprengter Brücken die Reise verlängerten.

Am zweiten Tag dieser Reise erreichte der LKW mit seiner Fracht entlassener Soldaten Stuttgart-Degerloch. «Ich will nach Tuttlingen, wo ich einen Koffer mit Zivilkleidung stehen habe, da brauche ich nicht nach Stuttgart hineinfahren», informierte ich meinen Nachbarn, «ich werde gleich abspringen, wirf mir meine Tasche nach.» Während der LKW langsam um eine Kurve fuhr, sprang ich ab und schnappte mir meine nachgeworfene Tasche. Kurze Zeit später sass ich in der Strassenbahn Richtung Echterdingen, die bereits wieder – oder noch – in Betrieb war. Wie alle entlassenen Soldaten hatte ich längst die Insignien dieses Standes wie Totenkopf, Schulterklappen, Hoheitsadler und Ordensband von der Uniform abgetrennt sowie das Panzer- und Verwundetenabzeichen abgemacht. Meine nüchterne schwarze Uniform mit den Überfallhosen glich nun mehr einem Skianzug. Trotzdem sah man mir bereits von Weitem den entlassenen Soldaten an. In der Strassenbahn sprach mich sofort ein «Kollege» an: «hast du französische Entlassungspapiere?» – «Nein», musste ich antworten. «Du musst französische Entlassungspapiere haben, sonst nehmen dich die Marokkaner, die ganz üble Burschen sind, sofort in französische Gefangenschaft.» «Wo bekommt man französische Entlassungspapiere?»



Das Papier in die Freiheit und für den Neubeginn: Rückseite mit Berechtigungsstempel der französischen Kommandantur, den Wohnort aufzusuchen, rechts der Meldestempel des Kommissariats der französischen Militärregierung in Freiburg. Die Ausbildung für das Leben ohne Uniform kann beginnen.

„Auf der französischen Kommandantur in Stuttgart.“ Natürlich ärgerte ich mich über meine Fahrt in die falsche Richtung und sagte: «So ein Mist, jetzt bin ich voreilig abgesprungen und hätte doch mit meinem LKW nach Stuttgart hineinfahren können!»

Als die Strassenbahn anhielt, stieg ich in die Gegenrichtung um. Das französische Militärgouvernement fand ich bald, und ein sehr höflicher, deutschsprechender französischer Offizier gab mir auf der Rückseite meines amerikanischen Entlassungsscheines sofort auch den gewünschten Stempel mit dem Zusatz «Autorisé à rentrer à son domicile.» Entschuldigend bemerkte er noch: «Sie können nicht verlangen, dass ein Marokkaner Englisch versteht.» Ich nickte zustimmend, und er erzählte mir: «Sie haben Pech, denn gerade ist ein amerikanischer Lastwagen mit entlassenen deutschen Soldaten hier angekommen, und diejenigen, die nach Freiburg wollten, durften in einen französischen Lastwagen umsteigen und nach Freiburg fahren.» Ärgerlich und enttäuscht, dass ich mich durch meine –

wie ich in diesem Augenblick noch glaubte – voreilige Initiative um die Chance einer direkten Autofahrt nach Freiburg gebracht hatte, verliess ich das Gouvernement. Ich stieg wieder in die Strassenbahn nach Echterdingen und dann ging es auf Schusters Rappen weiter.

Die schwäbischen Bauern, denen ich auf meiner Wanderschaft begegnete, waren von einer unwahrscheinlichen Gastfreundlichkeit. Fast aus jedem Haus rief man mir zu: «Sind Sie ein entlassener deutscher Soldat?», worauf ich bejahte und meist aufgefordert wurde, in die Häuser einzutreten. Ich ging hinein und nach einer herzlichen Begrüssung stellte man mir einen Teller voll Essen hin und steckte auch noch reichlich Verpflegung in meine Tasche für die weitere Reise. So konnte ich auch bei einem Bauern übernachten und sah am nächsten Morgen in der Ferne die Burg Hohenzollern. Am Mittag war sie dann noch zu meiner Linken und am Abend konnte ich sie in der Ferne – nun aber immerhin hinter mir – noch sehen. So langsam kam ich vorwärts, und zwar deshalb, weil ich vorsichtig war, da ich trotz meines französischen Stempels nicht sicher sein konnte, ob mich die Marokkaner passieren lassen würden. Ich wollte jetzt nichts mehr riskieren. Da vor jedem Ort Marokkaner auf der Strasse standen, musste ich jedes Dorf und jeden Ort in einem weit gezogenen Bogen umgehen. Einmal sah ich mitten im Wald vor mir zwei Franzosen; ich erschrak, mein Herz begann stark und laut zu klopfen, und ich warf mich seitlich in die Büsche. Sie aber haben mich gottlob weder gesehen noch gehört. Und so ging es weiter bis Tübingen. Dort kontrollierte mich ein französischer Offizier auf der Strasse und liess mich passieren. Am dritten Tag erreichte ich Tuttlingen, fand dort meinen deponierten Koffer und zog Zivilkleidung an. Zum Abschluss der Reise nahm mich dann sogar ein französischer Feldwebel auf einer Dienstfahrt nach Freiburg mit seinem PKW mit. In Freiburg erfuhr ich, dass die entlassenen Soldaten, die in Stuttgart den LKW bestiegen hatten, den ich durch mein voreiliges Handeln verpasst hatte, für ein halbes Jahr nochmals in Gefangenschaft, dieses Mal in französische, gehen mussten. So bekam ich auf der allerletzten Etappe noch einmal meine Glücksgöttin zu spüren. Ich hatte den Krieg überstanden und war glücklich wieder zu Hause!

Nach einer Meldung auf der französischen Kommandantur und bei einer deutschen Dienststelle in Freiburg war nun das Soldatendasein beendet.

Nach dem Ende des Krieges wurde jedem Soldaten, der gesund heimgekommen war, bewusst, dass ihm das Leben neu geschenkt, ja tausend Mal neu geschenkt worden war. Vorbei war der Anblick des Leides, der Zerstörung und des Unrechts, das wir über die Welt gebracht hatten, und worüber Teile der jungen Generation seelisch schier zu Grunde gegangen waren und sich geschämt hatten, deutsche Soldaten zu sein.

Der 8. Mai 1945 war der Tag der totalen Niederlage und des Elendes der Besiegten. Ungezählte Vertriebene haben ihre Heimat verloren, und gerade eine Vielzahl meiner Ka-

meraden von der 24. Pz. Div. konnte nicht mehr in ihre Heimat Ostpreussen zurückkehren. Aber seit dem 8. Mai 1945 waren wir frei vom Druck des Krieges und von den vielfältigen Zwängen der Wehrmacht. Jetzt durfte man endlich wieder sein Schicksal selbst in die Hände nehmen und konnte selbst entscheiden, was man tun wollte. Übermächtig war im Rückblick auf die Kriegserlebnisse vor allem der Wunsch, für sich selbst, wie für die nachfolgende Generation, nie wieder eine so schreckliche Zeit durchmachen zu müssen.

Und Peter Bamm schreibt zum Kriegsende: Erinnert man sich heute, nach fast einem Menschenalter, des Waffenstillstandtages von 1945, so ist das erste, was einem einfällt, wie wir, die Besiegten, selig zu einem Himmel aufblickten, von dem keine Bomben mehr herabstürzten. Wir lebten. Der Tyrann war tot.

ÜBERLEBT – WAS NUN? DER GEGENSATZ ZUM LEBEN IM KRIEG

Nach Kriegsende vollzog sich mit der Stunde Null ein deutlich wahrnehmbarer Wendepunkt im Leben der Menschen in Deutschland. Vor allem die entlassenen Berufssoldaten hatten es sehr schwer. Gestandene Offiziere sassen wieder auf der Schulbank, und der Spiess mit einst so viel Macht, hatte seinen Bauernhof in Ostpreussen verloren und musste sein Geld auf dem Bau mit harter Arbeit verdienen. Nicht jeder konnte so ganz übergangslos ohne die Privilegien, die die Rangabzeichen und Auszeichnungen auf der Uniform mit sich brachten, in ein einfaches und ganz gewöhnliches Leben ein- bzw. zurücktreten. Aber alle erhielten, wie es Richard von Weizsäcker formuliert hat, die kostbare Chance der Freiheit. Die Sprache des Militärs war vergessen.

Wie war es bei mir? Ein Zurück zu dem Leben während der Schulzeit, auf das ich eigentlich während des ganzen Kriegs immer gewartet hatte, konnte es für mich auch nicht mehr geben. Es konnte nicht mehr so sein wie vor dem Eintritt in die Wehrmacht und in den Kriegsdienst, wo Durchstehen, Durchkommen und Überleben mein Denken und Handeln bestimmten und auch prägten. Die Kriegszeit war vorbei, sie war jetzt Vergangenheit, von der man nicht mehr redete, die man vielmehr verdrängte. Jetzt war der Blick auf die Zukunft gerichtet. Alles war anders, man musste unter einer Besatzungsmacht in der französischen Zone leben. Und wieder herrschte mindestens in der ersten Zeit Angst, diesmal vor den Siegern. Was haben sie mit uns vor, vor allem mit uns ehemaligen Soldaten aus der Armee der Geschlagenen? Vordringlich bedrückte die Frage, wie es weiter gehen sollte. Es galt jetzt, mit den Besatzern zu leben und sich von dem Schock als Besiegte zu befreien. Zunächst musste ich mich behelfsmässig betätigen, und dann konnte ich unter den damals kuriosen Bedingungen endlich ein Studium aufnehmen.

Die Schule hatte ich mit dem Berufswunsch, Zahnarzt zu werden, verlassen. Bereits während meines Aufenthaltes bei der Panzerersatz-Abt. 15 in Sagan reichte ich am 26. Februar 1943 ein Zulassungsgesuch für das Studium Zahnmedizin an der Universität Freiburg ein. Infolge eines Magenleidens war ich GvH («gamisonsverwendungsfähig Heimat») geschrieben, also nicht einsatzfähig.

Dummerweise wählte ich damals das falsche Fach. Zum Medizinstudium hätte ich eine Zulassung erhalten, nicht aber für die Zahnmedizin. Dies erfuhr ich erst später. Und jetzt, 1945, gab es wieder kein Studium für Zahnheilkunde, denn meine Heimatstadt lag in Trümmern. Vor allem war das Institutsviertel mit der Zahnklinik zu einem Trümmerhaufen

geworden, so dass an eine Aufnahme des Studiums zunächst nicht zu denken war. Dies war die Situation, als ich am 25. Mai 1945 meine Mutter und meine Schwester wieder sah.

Am Haus meiner Mutter angekommen, ging ich wie gewohnt von der Rückseite des Hauses zur Küchentür, um meine Mutter, die sich meist dort aufhielt, in die Arme zu nehmen. Ich trat in die Küche, blieb aber erst einmal überrascht stehen. Es schauten mich völlig fremde Menschen an, die ich fast stammelnd nach meiner Mutter fragte. «Ihre Mutter wohnt im ersten Stock.» Sie hatte sich mit meiner Schwester zurückziehen müssen, nachdem in den letzten Monaten des Krieges, vor allem nach dem schweren Bombenangriff, Wohnungsnot herrschte und zwei Familien in das Haus einzogen. Nach den ersten herzlichen und innigen Umarmungen meiner Mutter und meiner Schwester wurde mir erst einmal so richtig klar: der Krieg ist aus, du bist wieder daheim. Jetzt war der Augenblick gekommen, den man Jahre lang während der langen Zeit in Uniform herbeigesehnt hatte: in Frieden zu Hause zu sein.

Anfänglich war es nicht so leicht, den richtigen Weg für das Leben aus dem Chaos zu finden. Wir Soldaten hatten zwar in den schweren Kämpfen vor dem Tod gezittert, aber, wie sich bald zeigen sollte, nicht vor dem Leben, wie uns die NS-Propaganda 1943 weismachen wollte. Ja, man fieberte geradezu nach einer guten Berufsausbildung. Endlich einen Beruf erlernen! Zunächst musste man sich an die «neuen Machthaber» gewöhnen. Die französische Besatzungsmacht war wenig freundlich. Sie schikanierte oftmals die Bevölkerung und bestand auf einer scharfen Entnazifizierungspraxis. Häuser und Wohnungen wurden requiriert. Etwa noch vorhandene Kraftfahrzeuge oder Motorräder nahm sich die Besatzungsmacht oder griffen sich ganz einfach französische Soldaten auf der Strasse. Unser PKW war längst eine Beute der Franzosen.

Als ein paar Tage nach meiner Rückkehr ein französischer Offizier vor der Haustür stand und sofort unsere Garage verlangte, waren wir zwar erleichtert, dass er nicht unser Haus requirierte, aber wir mussten sofort die verschiedenen Gartengeräte sowie die ganzen Holzvorräte, die meine Schwester und ich mühsam und ohne ordentliche Nahrung im Rahmen einer städtischen Holzaktion durch Bäumefällen im Sternwald und anschließendes Zersägen in die Garage gestapelt hatten, restlos wieder ausräumen.

Es gab viel zu wenig zu essen. Deshalb war die erste Zeit geprägt von Versorgungstouren. Bei der bescheidenen Lebensmittelzuteilung blieb gar nichts anderes übrig, als zum «Hamstern» aufs Land zu gehen, um die Bauern zu «besuchen». Vielleicht muss man auch sagen: heimzusuchen. So wurde das Anklopfen beim Bauernhaus oftmals zu unangenehmen Bettelgängen. Bekam man mal einen Liter Milch, dann war dies schon ein gutes Ergebnis. Hatte man etwas zum Tauschen anzubieten, dann stiegen natürlich die Chancen, ein Stück Butter oder ein Grundnahrungsmittel wie Kartoffeln und Brot nach Hause zu bringen. Ohne ein Fahrrad waren Hamstertouren fast nicht durchzuführen. Das Hauptpro-

blem war dabei, ein funktionstüchtiges Fahrrad zu besitzen. Mein Schülerfahrrad war noch leidlich in Ordnung, wenngleich sich die Plattfüsse immer mehr häuften. Flickzeug für Fahrradreifen gab es noch nicht. Ich habe lange Zeit zahntechnischen Kautschuk für Prothesen in Tetrachlorkohlenstoff aufgelöst und damit Gummistückchen, aus einem alten Fahrradschlauch geschnitten, festgeklebt. Bei warmem Wetter oder gar heissen Sommer-temperaturen lösten sich diese «Flicken». In jener Zeit gehörte zum Radfahren, routinemässig tagtäglich einen Plattfuss zu beheben: Fahrrad umdrehen, auf den Sattel stellen, Reifen lösen, Schlauch heraus, Luft aufpumpen und in einem Wasserbecken das alte oder neue Loch an den Luftbläschen zu finden, um anschliessend zu flicken. Man brauchte vor allem auch eine gut funktionierende Luftpumpe.

Da in der ersten Nachkriegszeit überhaupt nicht an ein Studium zu denken war, suchte ich eine Tätigkeit, die in irgendeiner Weise mit Zahnheilkunde zu tun hat. Das war Zahntechnik. Da gab es doch einen Zahnarzt, der mit meinem Vater in der Freimaurerloge gewesen war. Im Stadtteil Herdern besass er ein Haus, in dem er seine zahnärztliche Praxis eröffnet hatte, nachdem seine bisherige Praxis durch die Bomben des Angriffes am 27. November 1944 vollkommen zerstört war. Im gleichen Haus praktizierte auch sein Vetter, ebenfalls ausgebombt, der als Unbelasteter Präsident der Zahnärztekammer von Süd-Baden geworden war. Ein paar Häuser weiter residierte in einem beschlagnahmten Haus der für Süd-Baden zuständige General Pêne.

In einem kleinen, an die Praxis angeschlossenen Labor arbeitete ein Zahntechniker. Hier konnte ich sofort als Hilfskraft beginnen. Ich durfte unter der Anleitung dieses Technikers zuerst Abdrücke mit Gips ausgiessen. Da es sehr viel zu tun gab, wurde auch ich mit Arbeiten überhäuft und lernte sehr schnell Kronen und Brücken zu modellieren und zu giessen. Da es kaum Kunststoff gab, wurden die Prothesen aus Kautschuk hergestellt. Das Ausstopfen der Prothesenform mit kleingeschnittenen Kunststoffstreifen war eine schwierige Tätigkeit. Vor allen Dingen aber lernte ich löten. Goldlegierungen zu löten war relativ einfach, aber mit den damals benutzten Ersatzlegierungen war ein korrektes Löten recht problematisch.

Die Praxen der beiden Vettern waren unterschiedlich geschnitten. Mein Chef, der perfekt Französisch sprach, behandelte die Spitze der französischen Besatzungsmacht, von General Pêne angefangen über höhere Offiziere bis zu einfachen französischen Soldaten. Der französische Soldat konnte wie seine Vorgesetzten Tauschware als Bezahlung anbieten. In Erinnerung geblieben ist mir jener Marokkaner in französischer Uniform, der die beiden Eckzähne seines perfekten kariesfreien Gebisses mit Goldkronen versehen haben wollte. Er bekam die Kronen, allerdings nicht aus Zahngold, sondern aus vergoldeten Konfektionskronen aus einer silberhaltigen Ersatzlegierung hergestellt. Dies war schlimm.

Nicht nur, weil die Kronen unnütz waren, sondern vor allem, weil sie aus einem minderwertigen Metall bestanden. In gewissem Sinne wurde dieser Marokkaner zu einem Besatzungsgeschädigten.

Neben angesehenen Freiburger Bürgern kamen in grosser Zahl auch Bauern bzw. Bauersfrauen in die Praxis. Bei diesen Patienten standen die Vorzeichen der Hamstertouren genau umgedreht. Während ich zu den Bauern fahren und betteln musste, kamen die Bauern zu meinem damaligen Chef mit einem Sack auf dem Gepäckträger der Fahrräder. Der Sack bewegte sich lebhaft. Somit konnte er nur lebende Tiere, z.B. Geflügel, enthalten, und so führte deren Weg in das zahnärztliche Sprechzimmer nicht über das Wartezimmer, sondern über die Zahnartzküche. Nachdem ich für die Praxis eine wertvolle Kraft geworden war, durfte ich am täglichen Mittagstisch teilhaben und profitierte somit auch von dem Tauschhandel. Anders war die Praxis des Veters Dr. Hauser. In erster Linie kam die geistige Elite der Universität als Patienten.

Für die Aufnahme eines Studiums der Zahnheilkunde mussten zunächst einmal Voraussetzungen geschaffen werden. Die infolge des grossen Bombenangriffs (27.11.1944) fast vollständig zerstörten Vorklinischen Institute mussten zunächst mehr als notdürftig hergerichtet werden. Im Anatomischen Institut diente ein Raum mit Wänden ohne Verputz, vor allem aber ohne Fenster und ohne Heizung als Hör- und Präpariersaal. Während des Wintersemesters sassen sowohl die Studenten in den Seminarräumen im Wintermantel, wie auch die Dozenten im Mantel ihre Vorlesungen abhielten. Von den Studenten trug ein grosser Teil ehemalige Wehrmachtsmäntel weiter, wobei man auch ohne Rangabzeichen die ehemaligen Offiziere unschwer erkennen konnte. Für die Studenten der Zahnheilkunde wurde das ehemalige Gasthaus «Zum kühlen Krug» in Günterstal gemietet und mit neuen Einheitsgeräten zu einer Zahnklinik umgebaut.

Die Zulassung zum Studium war mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Nicht nur, dass die Zahl der Studienanfänger auf zehn limitiert wurde, sondern die Bewerber mit Kriegsabitur sollten zunächst für zwei Semester ein propädeutisches Ergänzungsstudium absolvieren. Eine Zulassungskommission bestimmte jene Bewerber, die ohne dieses Ergänzungsstudium zum Studium der Medizin bzw. Zahnmedizin zugelassen werden konnten. Es waren in erster Linie Bewerber mit einer sehr guten Abitur-Gesamtnote. Ich gehörte nicht zu diesem bevorzugten Kreis und sollte nach Meinung eines Kommissionsmitglieds, des Physiologie-Professors Hoffmann (als Schüler von Iwan P. Pawlow aus St. Petersburg, des ersten Nobelpreisträgers für Physiologie, hat er den Patellarreflex – bei einem Schlag unter die Kniescheibe streckt sich das Kniegelenk – erforscht) mich erst einmal in diesem Vorstudium bewähren. Aber da waren noch andere Kommissionsmitglieder. Der bekannte Historiker Prof. G. Ritter und ein Oberstudiendirektor waren Patienten bei

meinem Chef. Er konnte ihnen im Behandlungsstuhl verdeutlichen, dass ich auf das Geld, das ich als Zahntechniker erarbeitete, angewiesen war und darüber hinaus eine wichtige Kraft für diese Zahnarztpraxis war. Wie konnten diese beiden, klein im Behandlungsstuhl, mit offenem Mund zu dem Zahnarzt, der in dieser Situation die beherrschende Position über ihnen eingenommen hatte, nein sagen?

Ich bekam also ein Schreiben von Prof. Ritter als Vorstand der Kommission mit der Genehmigung, auch ohne propädeutische Ergänzungskurse zum Studium der Zahnheilkunde zugelassen zu werden. Noch ein weiterer Umstand aus meiner zahntechnischen Tätigkeit erwies sich als sehr günstig. Dr. Hauser, mein zweiter Chef, bemühte sich als Präsident der Zahnärztekammer sehr intensiv um den Dozenten Rehm, bis Kriegsende Oberarzt an der berühmten Berliner Zahnklinik. Rehm hatte das Kriegsende in seiner Heimatstadt Konstanz am Bodensee erlebt und erhielt dann auch den Ruf auf ein Extraordinariat, das später in ein Ordinariat umgewandelt wurde. In der ersten Zeit wohnte er im Hause von Dr. Hauser, der mich ihm sehr bald als seinen Zahntechniker vorstellte. Dies führte zu einem ersten Einsatz im Trümmerfeld der ehemaligen Zahnklinik in der Albertstrasse, zusammen mit Ärzten und Angestellten, um in den Trümmern nach noch brauchbaren Instrumenten und Geräten zu suchen. Während der ersten Semester gehörte zum Studium ein Arbeitsdienst. Pflichtgemäss mussten die Studenten 56 Stunden im Hauptgebäude und vor allem in den Instituten Trümmer beseitigen, Bruchsteine säubern und vieles mehr, was zu einer Trümmerbeseitigung gehörte.

Im Sommer 1946 schlich ich mich mit Freunden gelegentlich auf die Anlage des Freiburger Tennis- und Hockey-Clubs, die von den Franzosen beschlagnahmt worden war, um ein wenig Tennis zu spielen. Ein französischer Offizier sprach mich an, um mich als Tennis-Trainer zu engagieren. Er versprach mir neben einer guten Bezahlung auch Sonderationen wie Zigaretten. Ich aber wollte nicht. Nicht nur, weil ich die zahntechnischen Tätigkeiten als besonders vorteilhaft für den späteren Beruf zum Zahnarzt ansah und ich auch meinen Chef nicht enttäuschen wollte, sondern vor allem, weil ich wenig Würde bei dem Gedanken empfand, für eine Besatzungsmacht tätig zu werden, die, damals von Unversöhnlichkeit geprägt, unfreundlich agierte. So blieb ich weiter bei meinem Zahnarzt als Zahntechniker und übte diese Tätigkeit bis zum Physikum zum Teil in Abend- und Nachtstunden aus. Dann aber fehlte die Zeit, ich musste mich voll auf das Studium der Zahnheilkunde konzentrieren.

Endlich begannen zum Wintersemester 1946 die Vorlesungen und Kurse für Zahnmedizin. Als mittlerweile ausgewachsenem Zahntechniker gingen mir die geforderten Aufgaben in den praktischen Kursen leicht von der Hand. Nach dem ersten technisch-propädeutischen Kurs war Prof. Rehm von meinen und eines weiteren Kollegen Fähigkeiten so angetan, dass er uns anbot, in den Ferien für die Klinik zahntechnische Arbeiten herzustellen.

Universitätssekretariat

Freiburg, den

24.2.43

Betr.: Immatrikulation der zum Wehrdienst eingezogenen Abiturienten.

*Dr. Hermann Grollmann
Univ.-*

Dr. Hermann Grollmann
Ihren Antrag vom 26.2.43 auf Immatrikulation in der Fakultät an der hiesigen Universität haben wir erhalten.

Die näheren Ausführungsbestimmungen des Erlasses des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung W J 3 7 40 (b) vom 15.1.1943 sind noch nicht ergangen.

Sobald die besonderen Bestimmungen über die Form der Antragsstellung hier vorliegen, erhalten Sie weitere Nachricht.

Die von Ihnen hierher eingesandten Papiere gehen nach Notierung wieder anliegend an Sie zurück.



i. a. Grollmann

Antrag zum Studium der Zahnheilkunde an der Universität Freiburg im Breisgau



Gebäude der Universität Freiburg im Krieg.
Als Mahnung trägt sie die Inschrift «Die Wahrheit wird Euch frei machen».



Studium der Anatomie: Mikroskopierkurs in notdürftig hergerichteten Räumen.



Rektoratsübergabe in Düsseldorf: In der ersten Reihe von links: Prof. Häupl, Rektor der med. Akademie Düsseldorf, Prof. Hinsberg, Prorektor, Prof. Jahrreis, Rektor der Universität Köln (in Nürnberg war er einer der Verteidiger von Generaloberst Jodl), und ein weiterer Rektor einer rheinischen Hochschule. Im Hintergrund der Pharmakologe Prof. Hahn und der bekannte Pathologe Prof. Meessen.

len. Dafür sollte uns der zweite technische Kurs erlassen werden. Ich sagte sofort zu und stellte für Prof. Rehm Prothesen her. Am Feriende, nach Beendigung meiner zahntechnischen Tätigkeit, erklärte Rehm: «Ich war sehr zufrieden mit Ihnen, doch die eine oder andere Arbeit für den zweiten Kurs müssen Sie doch noch machen.» «Da haben Sie mich betrogen» – «Wieso betrogen, das können Sie doch nicht sagen!» – «Doch, denn meine Kommilitonen konnten in den Ferien für die theoretischen Fächer lernen, während ich die ganze Zeit in der Zahnklinik hockte.» Meinen Ausbruch hatte er wohl nicht erwartet. Er war ein sehr weicher Mensch, der auf Angriff mit sofortigem Rückzug reagierte. Und so unterbreitete er nach kurzer Überlegung mir folgenden Vorschlag: «Sie arbeiten während des II. Kurses als Hilfsassistent; helfen also Ihren Kollegen bei der Herstellung der verschiedenen technischen Arbeiten.» Und nach einer kurzen Pause: «Ich schenke Ihnen dafür im Physikum den praktischen Teil meines Faches (d.h. Zahnersatzkunde)», und nach einer weiteren kleinen Pause fügte er noch hinzu: «Mit der Note – sehr gut –.» Wer hätte ein so tolles Angebot nicht angenommen?

Im nächsten Semester arbeitete ich also als Hilfsassistent im zahntechnischen Laboratorium für Studenten.. Der eigentliche Leiter dieser Kurse war der langjährige Assistent Dr. Schreiber. Ein eingefleischter Freiburger, der im Friedrich-Gymnasium zur Schule gegangen war, Zahnheilkunde in Freiburg studierte und während des Krieges unabkömmlich als Assistent in der Zahnklinik tätig war. Er war ein sehr guter Zahnarzt und konnte hervorragend praktisch demonstrieren. Als Lehrer hielt er recht originelle und praxisnahe, aber völlig unakademische Vorlesungen. Besonders beliebt war seine «volksverbundene» Sprache und Formulierungen: «Es ist doch egal, ob der Muskel Willi oder Paul heisst!» Die anatomischen Lehrer akzeptierten derartige Formulierungen natürlich nicht, und bei meinem späteren Lehrer Häupl hiess der Mundbodenmuskel Muskulus mylohyoideus und nicht etwa Willi. Manchmal war Schreiber in seinem Freiburger Dialekt recht derb, aber gerade dies mochten wir Studenten. «Telefon, Herr Dr. Schreiber, der Chef isch dran!» Während ein Student den Hörer hielt, kam der Labormeister, souverän, einem Gott gleich, mit seinem Spruch zum Telefon: «Herrgott, ich kann doch nicht gleichzeitig scheissen. Kraut hacken und der Prozession zuschauen!»

Schreiber war begeisterter Motor- und Segelflieger; eine seiner Fluggeschichten habe ich später regelmässig in meiner Vorlesung über Brückenersatz erzählt, erinnert durch das projizierte Bild einer festen Brücke mit 3/4-Kronen, die ich als Student hergestellt und eingegliedert hatte. Bei dem betreffenden Patienten handelte es sich um einen Kommilitonen aus der Medizin, mit dem ich sehr befreundet war, und der mir auch bei der Vorbereitung zum Examen in einigen medizinischen Fächern sehr geholfen hatte. Als Arzt in Bad Dürrenheim niedergelassen, besass er ein Flugzeug, mit dem er zum Einkaufen einmal schnell nach Freiburg flog. Bei einer Rallye in Jugoslawien ist er leider tödlich abge-

stürzt. Mit der Mahnung, nie mit einem Privatflugzeug herumzufliegen, erzählte ich dann die Schreiber'sche Geschichte im besten Freiburger Dialekt: «Weisch, mit dem Flugzeug solltest Du nie den Umkreis Deines Flugplatzes verlassen. Ich habe einmal mit einem Kopiloten an einer Rallye nach Ludwigsburg teilgenommen. Beim Start war der Himmel mit schwarz-grauen Wolken verhangen. Der Verstand sagte mir: fliege nicht! Aber dann sah ich im Geiste die Sieges-pokale in Ludwigsburg stehen und wir starteten doch. Meinem Kopiloten schärfte ich ein: «Pass genau auf die Autobahn als Orientierungshilfe auf!» Plötzlich rief der Kopilot: «Du, die Autobahn ist weg!» Ha jo, du Arschloch, die geht doch hier in einen Tunnel rein!» Die zuhörenden Studenten brüllten jetzt regelmässig, und ich konnte kaum zu Ende erzählen, dass dann der Tunnel zu einem wichtigen Orientierungspunkt für die Flieger wurde, denn dreimal hatten sie sich verfranzst, mussten jedes mal zum Tunneleingang zurückfliegen, um von dort endlich Ludwigsburg zu finden und dort zu landen.

In den ersten Jahren des Studiums musste man als Student Hörgeld entrichten. Für die Vorlesungen und Kurse musste ein Student bzw. mussten seine Eltern je nach Stundenzahl eine unterschiedliche Gebühr entrichten. Die Studiengebühr konnte Bedürftigen, die den Betrag nicht aufbringen konnten, erlassen werden. Ausserdem konnte man mit zwei Prüfungen im Semester eine Befreiung vom Studiengeld beantragen. Eine Kommission entschied, ob man 1/3, die Hälfte oder die gesamte Studiengebühr erlassen bekam. Da meine Mutter nur eine bescheidene Rente bezog und meine Einnahmen für die Tätigkeit als Zahn-techniker nicht gerade üppig waren, bedeutete eine Gebührenbefreiung eine sehr grosse Erleichterung. Für diese Prüfungen war man gezwungen, sich regelmässig und intensiv mit diesen Prüfungsfächern zu beschäftigen, was andererseits den Vorteil hatte, dass man für das Physikum gut präpariert war.

Rektor der Universität Freiburg war von 1946 bis 1949 Prof. Constantin von Dietze. Er hat in der heiklen Auseinandersetzung mit der französischen Besatzungsmacht viel geleistet. Im Krieg waren von ihm im Vorfeld des 20. Juli 1944 Fäden zur Bekennenden Kirche, zum Kreisauer Kreis und zu Karl Goerdeler gelaufen. Für von Dietze, der für die agrarpolitischen Wissenschaften neue Dimensionen entdeckt hatte – mit dem grossen Eucken war er wissenschaftlich verbunden und befreundet – kam das Kriegsende als von den Nazis Verhafteten wie auch für die Professoren Lampe und Ritter rascher als das mit Sicherheit zu erwartende Todesurteil des Volksgerichtshofes (H.H. Götz).

H.H. Götz musste als erster Asta-Vorsitzender der Universität Freiburg nach dem Krieg mit v. Dietze besonders vertrauensvoll während des Prozesses gegen Heinrich Tillessen zusammenarbeiten. Die ehemaligen Offiziere des Kaiserreiches H. Tillessen und Heinrich Schultz hatten am 26. August 1921 den Reichstagsabgeordneten und Minister a.D. Matthias Erzberger, der als Zentrumspolitiker am 11. November 1918 den Waffenstillstand unterzeichnet und sich im Gegensatz zu dem damaligen Aussenminister Graf

Brockdorff-Rantzau für die Annahme des Versailler Friedensvertrages eingesetzt hatte, in der Nähe von Griesbach im Schwarzwald erschossen. Dieser politische Mord konnte in der Weimarer Republik nicht gesühnt werden, da die ehemaligen Freikorps-Kämpfer geflohen waren. Nachdem die Nationalsozialisten an die Macht gekommen waren, wurde beiden Amnestie gewährt, und so konnten sie unbehelligt zurückkommen. Nach dem Zusammenbruch des Hitlerregimes wurden sie von den Amerikanern verhaftet und in die französische Besatzungszone überstellt (H. Faller).

In dem Prozess der deutschen Justiz hielt der Freiburger Rechtsanwalt Dr. Drischel ein blendendes Plädoyer, worauf die anwesenden Studenten trampelten also Beifall bekundeten. Die französische Besatzungsmacht verstand jedoch keinen «Spass». Nach dem Freispruch von Tillessen reagierte sie sofort und besonders heftig: Massregelung der Richterbank mit Amtsenthebung des Vorsitzenden, Wegnahme des Strafverfahrens (Tillessen wurde dann zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt), Verschärfung der Entnazifizierungspraxis und Schliessung der Freiburger Universität. Der Rektor von Dietze und der Asta-Vorsitzende H.H. Götz, beide mit einer absolut reinen Vergangenheits-Weste, konnten vermittelnd in mühsamen Verhandlungen erreichen, dass die französische Militärregierung die Universität nicht schliessen werde, falls sich die Studenten melden würden, die getrampelt hätten. Sie mussten sich vor einem Gericht verantworten. Die meisten meldeten sich – wobei eine Studentin zwar betonte, dass sie getrampelt habe, dies jedoch mit Gummisohlen – und wurden anschliessend von einem deutschen Gericht verwarnt. Durch den Einsatz des Rektors und seines Asta-Vorsitzenden konnte eine schwierige Situation für die Freiburger Universität gemeistert werden.

In der ersten Zeit nach dem Krieg begeisterte von Dietze junge Studenten für einen neuen politischen Anfang. In seinem Haus war ich einige Male eingeladen. Sein Sohn war als Angehöriger der 24. Pz. Div. schwer verwundet worden. Um seinen Rollstuhl verlassen zu können, erwies sich Reiten als eine hilfreiche Therapie. Später hat er als Pfarrer in den Gemeinden Niedermoos einer Vielzahl von Behinderten, aus der eigenen Erfahrung heraus, mit dem Reiten sehr geholfen.

Im Chemieunterricht lernten wir den späteren Nobelpreisträger Prof. Staudinger kennen. Seine Vorlesungen waren gut besucht: Mediziner, Zahnmediziner, Naturwissenschaftler, Forststudenten, Lehramtskandidaten, Lebensmittelchemiker drängten in den grossen Hörsaal des Botanischen Institutes. In der Vorlesung kritzelte er kreuz und quer chemische Formeln an die Tafel, die keiner von uns verstand. Dazwischen schnauzte er seinen Institutsdiener an, der lammfromm die verschiedenen Reagenzgläser mit Chemikalien auf den Tisch stellte. Uns gab diese Vorlesung recht wenig. Da war der Physikprofessor Gentner, ein Atomphysiker, schon ein anderes Kaliber. Er gab griffige Beispiele, so

dass auch wir, mit wenig Physikkenntnissen, recht gut mitkamen. Besonders spitzte ich die Ohren, als er den Magnuseffekt beim Tennisspiel erklärte. Da lernte ich, dass ein geschnittener Ball bei Seitenwind eine bogenförmige Bahn durchläuft. Und dann kam er auf Wahrscheinlichkeitsrechnung zu sprechen und sorgte mit dem Beispiel, dass es unwahrscheinlich sei, wenn eine Horde Affen über eine Schreibmaschine gehetzt Goethes Werke schreibe, für unsere Aufmerksamkeit.

Für das Staatsexamen mussten wir wie im Physikum eine grosse Zahl von Fächern büffeln. Es gab natürlich Prüfungsfächer vor allem im medizinischen Bereich, in denen wir uns nicht besonders stark fühlten. Also suchten wir Assistenten eines betreffenden Institutes bzw. einer Klinik, die uns mehr oder weniger auf das Examen einpaukten. Für das Fach Dermatologie fanden wir Dr. Pfister (später Chefarzt in Karlsruhe), der zunächst einmal fragte, wann denn der Termin der Prüfung sei. Als er hörte, in drei Wochen, antwortete er. – «Das ist ja noch so lang, ich fahre jetzt erst einmal für 14 Tage in Urlaub und dann pauke ich Sie in acht Tagen auf 'eins' ein.» Da er wusste, was der betreffende Prüfer hören wollte, lernte er mit uns sehr praxisnah und gab auch wertvolle Tips. «Wenn ihr im zweiten Stock in ein Zimmer kommt mit braunen Möbeln, dann ist es das Psoriasis-Zimmer, also Patienten mit Schuppenflechte.» Die Prüfung lief dann auch glatt ab.

Bei der Vorbereitung zur Pathohistologie hatten wir im Pathologischen Institut eine Vielzahl von histologischen Präparaten auf einem Tisch ausgebreitet. Mit einem Assistenten schauten wir uns die Präparate an und mussten dann die Diagnose stellen, also erkennen, um welche Gewebsteile es sich handelte. Wir waren in die Präparate vertieft, als ein Elektriker den Raum betrat. Er kam an den Tisch, nahm ein Präparat auf, hielt es vor das Licht und meinte trocken: «Ist dies Zunge?» Es war Zunge.

Im Fach zahnärztliche Chirurgie prüfte Prof. Eschler, der während des Krieges als Austauschprofessor in Japan tätig war, einen Kommilitonen von mir ausgesprochen böseartig. Ich wurde während dieser Prüfungsstunde unangenehm an die Zeit des kleinen Soldaten, wo keine Kritik geduldet wurde, erinnert. Eschler hat meinem Prüfungskollegen wohl nicht verziehen, dass er in den Vorlesungen lautstark Zweifel an dem Gehörten anmeldete. So, als Eschler in einer Vorlesung über die Wirkungsweise der Funktionskieferorthopädie berichtete und dabei von seinem Sohn erzählte, der durch dauerndes Sitzen im japanischen Schneidersitz deformierte Beine bekommen hätte. Darauf habe er seinen Sohn mit dem Kopf nach unten an den Füßen festgehalten und wie einen Pendel hin und her bewegt. Die Füsse seien dann wieder gerade geworden. Sofort meldete sich K. zur Diskussion: «Also Herr Professor, ich will Ihnen mal was sagen, wenn Sie eine Frau mit krummen Beinen heiraten und ich die (damals sehr populäre) Rita Hayworth, dann können Sie mit Ihrem

Krampe (Sohn) machen, was Sie wollen, es wird doch mein Kind die schöneren Beine haben.» Er hatte wohl recht, weil neben dem Einfluss der Funktion der genetische Faktor in dieser Frage eine sehr wichtige Rolle spielt. Es ging weiter: Nach der Erläuterung eines Röntgenbildes durch Eschler hob mein Freund wiederum seine Hand. – «Herr Professor, wissen Sie, dies kommt mir genau so vor wie im Krieg! Da war ich Fernaufklärer. Und wenn nach einem Aufklärungsflug die Aufnahmen entwickelt waren, da gab es welche, die erkannten sogar die Besatzungen in den Flugzeugen, die wir aufgenommen hatten.»

Nach dem Examen wurde ich sofort Volontärassistent (ohne Bezahlung) an der Freiburger Zahnklinik bei Professor Rehm. Er war ein Meister der Vollprothese und konnte überaus eindrucksvoll die verschiedenen Behandlungsphasen, vor allem die verschiedenen Abdruckmethoden demonstrieren.

In Freiburg zu leben, war faszinierend. Die Stadt war zwar noch im Wiederaufbau begriffen, aber eingebettet in eine gottgesegnete Landschaft, mit einer bedeutenden Universität als geistigem Zentrum, an der hochangesehene Professoren lehrten, einem sehr guten Theater und ungezählten sportlichen Möglichkeiten. Wo gab (oder gibt) es etwas Vergleichbares? Zur Osterzeit morgens Tennisspielen, dann mit dem Motorrad auf den Feldberg zu einer Skiabfahrt ins Fahlerloch, weiter nach Badenweiler zu einem Sprung ins Thermalbad und dann zur Baumblüte am Kaiserstuhl, um abends im Stadttheater Goethes «Faust» zu erleben! Ich wollte nie von Freiburg Weggehen, sondern nach einer gewissen Assistentenzeit irgendwann einmal mich als Zahnarzt niederlassen. Aber es kam anders.

Mein Leben änderte sich vollkommen, nachdem mit Prof. Häupl ein Mann in mein Leben getreten war, dem ich entscheidende Impulse und eine weitreichende Förderung verdanke. Häupl war zuerst in Norwegen tätig, dann Direktor der Zahnklinik in Prag und 1943 nach Berlin berufen worden. Infolge der Kriegsereignisse hatte er seinen Lehrstuhl in Berlin aufgegeben und war Ordinarius und Chef der Universitätsklinik in Innsbruck geworden. Hier schrieb er ein bekanntes zweibändiges Lehrbuch der Zahnheilkunde. Auf Grund seines umfassenden Wissens war er der letzte Wissenschaftler der Zahnheilkunde, der in der Lage war, als Einzelner noch ein Lehrbuch der gesamten Zahnheilkunde zu schreiben. Einen Ruf nach Freiburg lehnte er zu Gunsten seines Schülers Rehm ab, der sich in Berlin habilitiert hatte, ebenso einen Ruf nach Hamburg. Den Ruf nach Düsseldorf nahm er 1951 an.

Die damalige Medizinische Akademie wünschte auf den Lehrstuhl für Zahnheilkunde, der mit der Leitung der berühmten Westdeutschen Kieferklinik verbunden war, einen Allroundfachmann und Wissenschaftler für die gesamte Zahnheilkunde.

Die Kultusministerin des Landes, Ch. Teutsch, berief Häupl am 1. November 1951 zum ordentlichen Professor und Direktor der Westdeutschen Kieferklinik. Im Zuge der

Neugliederung suchte er einen Assistenten, dem er gleichzeitig die Leitung der Prothetischen Abteilung anvertrauen konnte. Er fragte bei Rehm in Freiburg an, und dieser schlug mich vor. Bei einem Besuch in Freiburg fand der erste Kontakt statt. Ich hatte gerade meine Mutter als Patientin auf dem Stuhl sitzen, als ich zu Rehm zu diesem Gespräch gerufen wurde: «Mutter, mach erst mal wieder den Mund zu und warte, der grosse Häupl will mich sprechen!» Häupl ging mit mir spazieren und sprach von den Aufgaben, die mich erwarteten in einer Art und Weise, die mich jungen Menschen sofort faszinierte. «Sie werden Leiter der Prothetischen Abteilung (welche Ehre und Aufgabe!). Sie können wissenschaftlich arbeiten, aber das brauchen Sie auch nicht. Sie können sich habilitieren, wenn Sie wollen. Sie können in meiner Privatpraxis mitarbeiten, wenn Ihnen dies Spass macht.» Von Häupl wusste ich, dass er grosse Erfahrungen mit Teleskopkronen für die Befestigung abnehmbarer Brücken und Teleskopprothesen hatte.

Am 1. November 1952 fing ich in Düsseldorf an. Zuvor war ich noch für einige Zeit Gastassistent in Basel bei Professor Spreng, einem sehr bedeutenden Schweizer Prothetiker und Wissenschaftler. Ich lernte bei ihm eine besondere Abdrucktechnik und eine Artikulationslehre⁴, die auf den Schweizer Gysi – einer der grössten Forscher auf diesem Gebiet – zurückging.

Die Düsseldorfer Zeit mit Häupl war geprägt von einem ganz besonderen Lehrer-Schülerverhältnis. Häupl wurde mein Vorbild, mein Wegweiser und mein väterlicher Freund. Es war eine Freude, mit einem hochgebildeten Forscher und Klinikchef, einem lebenswerten Menschen besonders eng zusammen arbeiten und leben zu können.

In den ersten Jahren in Düsseldorf nahm mich Häupl zu vielen Kongressen mit, zuerst als Zuhörer und später als Vortragenden. Da ging ich dann oftmals, von Zweifeln und Lampenfieber beherrscht, mit wackeligen Beinen zum Podium. Die Kongresse, meist von hohem Niveau, waren Marksteine in meinem jungen wissenschaftlichen Leben. Bei den kieferorthopädischen Kongressen ging es oftmals recht ruppig zu. Da stritten die Vertreter der verschiedenen orthopädischen Fachrichtungen sehr heftig. Auf einer Tagung in Bonn griff Häupl zu einem mit Angriffen gegen ihn gespickten Vortrag des Kieferorthopäden Dr. Bimler in die Diskussion ein. Er betrat das Rednerpult, um sofort vom Podium auf Bimler zuzugehen, der in der 1. Reihe sass. Indem er ihm ein Buch auf den Tisch knallte, hob er an: «Wo steht das geschrieben? Zu solch einem Thema sollte man eigene Untersu-

⁴ Lehre von der Kiefergelenkbewegung und Anwendung eines Gerätes, das die Kiefergelenkbewegungen nachahmt, damit der Zahnarzt den Funktionsablauf der Zahnreihen eines Patienten kontrollieren und beurteilen sowie Kronen, Brücken und Prothesen in der Weise herstellen kann, dass sie genau in das Zahnsystem des betreffenden Patienten passen und ein störungsfreies Kauen ermöglichen.

chungen haben!» Nach diesem Diskussionsgewitter herrschte atemlose Stille im Auditorium. Alle dachten, der Bimler ist zerstört. Er aber antwortete in einem kühlen Tonfall und im Gegensatz zu Häupl fast leise: «Ich danke Herrn Prof. Häupl für seine Diskussionsbemerkung, mit der er meinen bescheidenen Beitrag gewissermassen in den Mittelpunkt dieses Kongresses gerückt hat.» Das war nicht schlecht!

Häupl meldete sich immer bei Kongressen zur Diskussion. Er hatte in den weitesten Bereichen (und nicht nur medizinischen) ein grosses, umfassendes Wissen, so dass es nach seiner Diskussionsbemerkung in der Regel nichts mehr zu sagen gab. Bei einer Tagung für zahnärztliche Prothetik war er ganz und gar nicht mit einem Betrag des Dozenten U. zu-frieden. Am Ende seines Diskussionsbeitrags bemerkte er: «Wissen's Herr U. Goethe hat einmal gesagt, ein Mensch, der fabuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Weide, ich befinde mich lieber auf einer saftigen.»

Häupl amtierte 1957/58 als Rektor der Medizinischen Akademie Düsseldorf (Bei der Rektoratsübergabe zogen die Dozenten unter den Klängen eines Marsches von G. F. Händel, damals noch im Talar, in den Festsaal ein). Unvergessen bleibt wie 1960 Häupl ein Opfer einer Zeitkrankheit, der Kraftprobe mit dem Terminkalender, geworden ist. Gerade aus Amerika von einer langen Vortragsreise zurück, setzte er sich durch den Wechsel des geographischen Umfeldes mit Klimaänderungen einem besonderen Stress aus, um in Basel aus Anlass der 500-Jahrfeier der dortigen Universität einen Festvortrag zu halten. Unglücklicherweise erreichte sein Schlafwagenzug erst nach einer mehrstündigen Verspätung Basel. Um noch rechtzeitig zu dieser Festveranstaltung zu gelangen, hetzte er mit seinem Koffer über den langen Bahnsteig des Badischen Bahnhofes. Kaum hatte er den Saal betreten, musste er ohne Verschnaufpause seinen Vortrag beginnen. Am Ende seiner Ausführungen, mit grossem Applaus bedacht, ging er zu seinem Platz im Auditorium zurück. «Wie war ich?», wollte er von seiner neben ihm sitzenden Frau wissen. «Du warst sehr gut», dabei fasste sie ihn am Arm und stellte erschrocken fest: -»Papa, Du bist ja ganz nass!» «Du weisst doch, wie ich mich immer engagiere», antwortete er, während er für ein Glas Wasser am Podium aufstand. «Helft's mir!» konnte er noch rufen; dann war der schwergewichtige Mann zu Boden gefallen. Ein Infarkt hatte seinem Leben ein Ende gesetzt.

Durch die Persönlichkeit von Häupl geprägt und letzten Endes auch von Rehm, bei dem ich das «Handwerk des Zahnarztes» gelernt hatte, begann mein Weg zum Hochschul-lehrer.

Gerade apl. Professor geworden, wurde ich 1962 in Homburg/Saar – ohne Erfolg – für einen Lehrstuhl diskutiert. Der Ministerpräsident des Saarlandes, Dr. Röder, der gleichzeitig als Minister für Kultus, Unterricht und Volksbildung amtierte, schrieb an einen mir bekannten Journalisten auf seinen Bittbrief, dass mein Arbeitsgebiet nicht den Anforde-

rungen entspräche, die zu stellen sind, wenn das Gesamtgebiet von einem Lehrstuhlinhaber vertreten werden muss. Konnte dies der dann Berufene? Dabei hatte mich der Dekan – wie auch später in Basel bei gleicher Gelegenheit – nach einer Probevorlesung vor der Med. Fakultät mit einem warmen Händedruck verabschiedet, indem er mir gleichzeitig fest in die Augen schaute mit einem «Auf Wiedersehen – ich meine es ernst.»

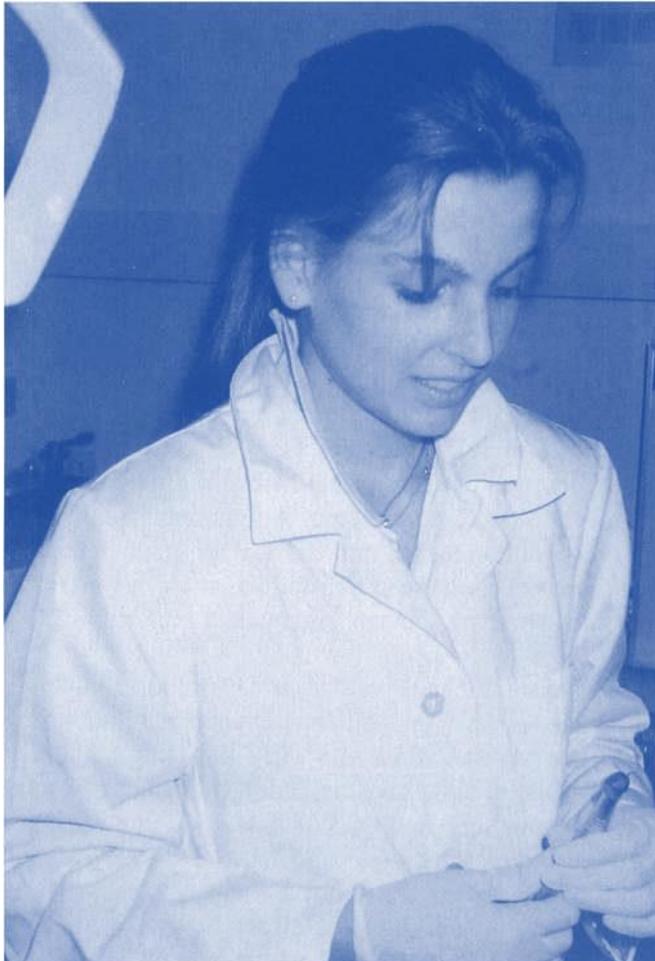
1968 starb Prof. Rehm. In der Kirche in Günterstal, einem Vorort von Freiburg, schräg gegenüber der alten Zahnklinik, fand unter grosser Anteilnahme der Freiburger Bevölkerung und von Universitätsangehörigen die Trauerfeier statt. Für die Deutsche Gesellschaft für zahnärztliche Prothetik und Werkstoffkunde sollte ein Professor aus Mainz die Gedenkrede halten. Auf dem Bahnsteig war er noch von einem Kollegen gesehen worden. Er erschien aber nicht. Die anwesenden Professoren berieten vor dem Gotteshaus, was jetzt zu tun sei. Sie bestimmten mich für die Trauerrede. Völlig unvorbereitet vor die Trauergemeinde zu treten, war nicht einfach. Die Trauerfeier begann, und während der Kirchenchor sang, blieb mir nur ein kurzer Augenblick des Nachdenkens, um würdig meines ersten Lehrers gedenken zu können.

Mit dem Tod von Rehm musste sein Lehrstuhl neu besetzt werden. Die in die engere Wahl gezogenen – damals konnte man sich nicht bewerben, sondern man wurde von den Fachvertretern der deutschsprachigen Hochschulen vorgeschlagen – mussten «Probessingen», d.h. auf Einladung des Dekans der Med. Fakultät einen Vortrag halten. Nach dem Vortrag kam der Chirurg Prof. Kraus, am Arm mit Dr. Hauser, auf mich zu und begrüßte mich sehr herzlich. Ein gutes Vorzeichen? Beim folgenden Abendessen sass ich neben dem weltberühmten Physiologen Professor Fleckenstein. Als er sah, dass alle Anwesenden ihr Essen bekommen hatten, ich aber noch vor einem leeren Teller sass, lächelte er mir zu: «Lieber beim Essen der Letzte, dafür auf der Berufungsliste der Erste.» Die Freiburger Fakultät entschied sich für mich und bemühte sich in der Folgezeit – in der Zeit, da der Berufene verhandelt – sehr um mich. Ich sollte Klinikchef werden und bleiben (also nicht rotierend mit einem weiteren Lehrstuhlinhaber), aber ich sollte zusätzlich auch noch das Fach Konservierende Zahnheilkunde vertreten. Die Fakultät und das Stuttgarter Ministerium hatten eine andere Meinung als der Minister Röder im Saarland. Alle meine Gesprächspartner waren freundlich und entgegenkommend, und der Dekan glaubte fest daran, dass ich als «Freiburger» den Ruf annehmen würde. So ist es mir nicht leicht gefallen ihn abzulehnen, um den kurz danach ergangenen Ruf nach Düsseldorf anzunehmen.

Ich blieb also als ordentlicher Professor in Düsseldorf, obwohl ich jahrelang davon geträumt hatte, einmal in meinem Leben einen Ruf nach Freiburg zu erhalten. Aber in den vielen Jahren von 1952 bis 1968 hatte sich Düsseldorf von einer Trümmerstadt zu einer faszinierenden Grossstadt gewandelt.

Die Studenten lernten sehr fleissig. Wir hatten sie alle auch deshalb gut im Griff, weil die Assistenten, Oberärzte und ich selbst praktisch sämtliche vorkommenden Behandlungen zunächst am Patienten demonstrierten und dem Studenten stets Hilfestellungen gaben. Bei der Schlussabgabe war ich immer wieder überrascht, wie gut die Studenten gearbeitet hatten. Und das Wichtigste: Die Patienten waren zufrieden. Sie bekamen sehr bald Vertrauen zu ihrem Behandler, weil sie spürten, dass man sich redlich um sie bemühte, und weil sie die Kontrollen als Ausdruck einer fachgerechten Behandlung stets schätzten.

Von meinen Oberärzten muss ich Dr. Osing, den langjährigen Vorsitzenden der Kassenärztlichen Vereinigung Nordrhein, besonders erwähnen. Er hat als mein Oberarzt ein besonders zweckmässiges Abdruckverfahren für den zahnlosen Unterkiefer entwickelt. Von seinem zahnärztlichen Können hörte auch Falin, der russische Botschafter in Bonn.



Die nächste Generation:
Dr. med. dent.
Alexandra Bandel-Böttger



Offizier ehrenhalber:
Verleihung des Verdienstordens der italienischen Republik mit dem Titel Commentatore.

Durch seine Vermittlung wurde Osing mit einem weiteren Kollegen Zahnarzt von Breschnew. Pikanterweise vertraute Breschnew, der nach Kriegsende den Abriss des «faulen Zahnes» in Königsberg befohlen hatte (gemeint ist die Domruine, ein Meisterwerk deutscher Backsteingotik – J.P. Winters) wegen seiner «faulen Zähne» dem Können eines deutschen Zahnarztes. Diese Tätigkeit brachte Osing viel Arbeit und auch Stress ein, dafür aber auch das einmalige Erlebnis: Einblicke in das Leben eines der Mächtigsten der Welt zu erhalten. Bei einem Flug mit Breschnew im Hubschrauber lobte Osing das schöne Land, das sie überflogen. «Ach, wenn es Dinen gefällt, drehen wir noch eine Runde. Ich sollte zwar jetzt den rumänischen Staatspräsidenten Ceausescu empfangen, aber der kann warten!» Oder die Frage an einem Sonntag: «Wie kommen Sie nach Düsseldorf?!» «Morgen, mit Lufthansa.» «Heute, Dr. Osing!» «Aber heute fliegt doch gar keine Maschine!» «Ich mack!» Auf Breschnews Befehl wurden die Düsen einer grossen Iljuschin angeworfen, und Dr. Osing flog mit seinem Kollegen mutterseelenallein in dem riesengrossen Flugzeug zum Regierungsflughafen nach Bonn. Unvorstellbare Machtbefugnisse! Wenn Osing in Moskau ankam, musste er natürlich nicht wie die gewöhnlichen Reisenden eineinhalb

Stunden vor dem Kontrollhäuschen warten. Es gab auch keine Zollbeamtin, die bei der Kontrolle – wie es mit passiert ist – jedes Diapositiv aus dem Kasten nahm und es gegen das Licht haltend anschaute. Da stand vielmehr die schwarze russische Staatslimousine bereit, und alle Ampeln wurden auf Grün geschaltet!

Im letzten Jahr meiner Düsseldorfer Klinik­tätigkeit hatte ich noch die Freude, dass (wie vor Jahren meine Frau) meine Tochter als junge Zahnmedizinerin sowohl an meinen Vorlesungen teilnahm, als auch meine Kurse absolvierte. Dies war im Rahmen meiner Hauptaufgabe – die folgende Generation auszubilden und die Verantwortung hierfür zu übernehmen – eine Art Krönung meiner Tätigkeit und ein besonderes Glück, das meinen gefallenen Kameraden von der 24. Pz. Div. – und nicht nur diesen –, an die ich mit Demut zurückdenke, versagt bleiben musste.

Eine besondere Ehrung wurde mir 1978 zuteil. Für meine deutsch-italienische Zusammenarbeit wurde mir vom italienischen Staatspräsidenten Pertini der Verdienstorden (Halsorden) der italienischen Republik mit dem Titel *Commendatore* verliehen. Damit wurde der ehemalige Unteroffizier der Wehrmacht ehrenhalber zu einem Stabsoffizier ernannt!

Nach dem Krieg hatte ich meine Erlebnisse als Soldat völlig verdrängt. Ganz andere Dinge standen im Vordergrund: Einen Beruf ergreifen und sich darin zu bewähren. Ich hatte gar keine Zeit, an den Soldaten der Wehrmacht zurückzudenken. Selten schaute ich mir meine Fotos aus der Kriegszeit an, die in Alben chronologisch geordnet eingeklebt waren. Die Beschäftigung mit der Kriegszeit erwachte erst nach vielen Jahren. Dann aber schlagartig während einer Fernsehdiskussion über Trivilliteratur des Zweiten Weltkriegs. Da kam ein unerträglich arroganter Journalist bzw. Literaturkritiker verspätet in eine Diskussionsrunde, an der auch der Erfolgsautor G. Kosalik teilnahm. Gleichsam wie *Deus ex Machina* riss er die Diskussion sofort an sich. Als Kosalik beiläufig erwähnte, er müsse sich morgens einfach an die Schreibmaschine setzen, um seine Gedanken für einen Roman zu Papier zu bringen, unterbrach der Literaturkritiker ihn barsch: «Das sollten Sie sein lassen, Sie können ja gar nicht schreiben.» Und dann vertrat er die Meinung, auch der einfache Soldat hätte irgendwo «Schuld». Welche Schuld? Wo liegt die Schuld einer Jugend, die in diese schreckliche Zeit hineingeboren wurde und Soldat werden musste? Wo liegt sie bei einem jungen Menschen, der auch als Soldat vor allem Sehnsucht nach Frieden, nach Ruhe, nach Freiheit, nach ordentlicher Berufsausbildung und nach einem geordneten Leben ohne militärischen Gehorsam und vor allem ohne Angst hatte? Ich habe als Soldat weder im guten noch im schlechten Glauben gehandelt, sondern habe gehorcht und Befehle ausgeführt, weil die Pflicht zu erfüllen fest in mir verankert war. Ich musste als unschuldigtes Kind, wie so viele andere die Uniform anziehen, musste für mein Vaterland

kämpfen, um nach dem Krieg plötzlich zu erkennen, es sind Dinge passiert, für die man geradestehen soll.

Auch von anderen Moderatoren politischer Magazine im Fernsehen wurde jetzt immer öfter in einer Weise diskutiert, als ob sie den allgültigen Verhaltenskodex für Jungsoldaten im Hitlerreich besäßen. Sie können sich gar nicht vorstellen, was die Vorgesetzten mit einem Soldaten, der aus dem sog. «schuldhaften Tun», das er als solches gar nicht erkennen konnte, auszubrechen versuchte, alles machen konnten und gemacht hatten. Sie wollen auch gar nicht erkennen, dass im Geschoss- und Granathagel des Kriegsgeschehens neben der Angst ein Zwang gegenwärtig war, ein Zwang, dem man sich einfach beugen musste.

Immer häufiger traten in der Folge die linksorientierten Historiker vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Wehrmacht auf den Plan. Wolfram Wette, der mit einer Reihe seiner Kollegen bei einer von der Zeitschrift «Die Zeit» veranstalteten Diskussion von der Blutspur, die die sechste Armee bei Stalingrad hinter sich hergezogen habe, sprach, hat besonders den Altbundeskanzler Schmidt attackiert, weil er einfach nicht wahrhaben wollte, dass auch Schmidt nichts von den Verbrechen der Wehrmacht und der systematischen Vernichtung der Juden gewusst habe. Wette hat kurze Zeit später in der Frankfurter Allgemeinen einen Artikel veröffentlicht: «Die Legende von der sauberen deutschen Wehrmacht». Darin urteilt er über die Generale und ihre Führungsgehilfen (!): sie hätten eine unvergleichlich höhere Verantwortung für den Vernichtungskrieg getragen als die einfachen Soldaten. Darauf stellte ich in einem Brief an ihn die Frage, wie sollte der einfache Soldat, der wirklich nichts zu sagen hatte, Verantwortung übernehmen. «Ich möchte Sie gerne fragen, ob Sie sich vorstellen können, was ein blutjunger Soldat, der nichts von unbeschwerter Jugend, ja von der Leichtigkeit jugendlichen Lebens erfahren durfte, der vielmehr im Krieg Befehlen gehorchen musste und dessen Leben aus permanenter Angst, ja Todesangst bestand, wirklich tun konnte. Was glauben Sie, was passiert wäre, wenn ich während eines Einsatzes meinem Panzerkommandanten gesagt hätte: «Halte an, ich steige jetzt aus» und wohin? Oder am Morgen vor einem Angriff zu meinem Hauptwachmeister: «Heute fahre ich den Angriff nicht mit, weil ich mir keine Schuld aufladen möchte!» Wir Soldaten wussten genau und die Folgen: der sichere Tod oder zumindest eine harte Bestrafung! Wir kannten die Urteile des Generals Schörner aus unserem Befehlsbereich. Oder – wie ich später erfuhr – wie sich General v. Manteuffel, ebenfalls wie Schörner Träger des Ritterkreuzes mit dem Eichenlaub, mit Schwertern und Brillanten, in ein Kriegsgerichtsverfahren einschaltete. Da war Folgendes geschehen: Während der Nacht kam ein sowjetischer Stosstrupp und nahm einen Unteroffizier und einen weiteren Soldaten gefangen.

Ein Doppelposten schoss nicht und unternahm auch nichts zur Alarmierung der Truppe und Befreiung der beiden Gefangenen. Manteuffel befahl die beiden Posten festzunehmen und vor ein Kriegsgericht der Division zu stellen. Es interessierte nicht, ob der gefangengenommene Unteroffizier und sein Begleitsoldat sich der Gefangennahme widersetzt hätten, oder ob bei den beiden Posten, müde geworden vom Kampfeinsatz, vielleicht die Augen zugefallen wären. Letzteres wäre menschlich verständlich, wenn auch strafbar gewesen. Wegen Dienstverletzung wurde einer der Posten zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Jetzt schaltete sich v. Manteuffel erneut ein. Er forderte die Todesstrafe für den zu zwei Jahren Verurteilten. Da döste ein Soldat müde nach einem kräftezehrenden Angriffstag so vor sich hin und als Strafe für dieses «Verbrechen» sollten zwei Jahre zu wenig sein? Am 13. Januar 1945 wurde er erschossen. Knapp vier Monate später wäre diese militärische Befehlsgewalt erloschen gewesen.

Nach dem Krieg wurde v. Manteuffel von einem Schwurgericht für schuldig befunden. Er habe in ein schwebendes Verfahren eingegriffen und von sich aus die Todesstrafe angeordnet (G. Fraschke).

Aber das Gericht bescheinigte ihm auch, dass er aus lauterer Beweggründen gehandelt habe! Manteuffel musste (nur!) zwei Monate seiner Strafe absitzen. Nach dem Prozess fand er keine Worte des Bedauerns, sondern glaubte, sich rechtfertigen zu müssen, mit Aufrechterhaltung der Manneszucht, zu harten Massnahmen gezwungen, aus Pflicht gegenüber kampfwilligen Soldaten, die ein Anrecht und einen Anspruch an ihre militärischen Führer hätten, sie dadurch zu schützen, dass sie gegen Versagende notfalls hart einschreiten. Kein Wort des Bedauerns!

Ich würde gerne die Meinung der Mutter dieses 1945 erschossenen Soldaten zu dieser Handlungsweise und dieser menschenverachtenden Einstellung dieses Ex-Generals hören. Man kann bei G. Fraschke nachlesen, v. Manteuffel wäre durch seinen Mut, Kaltblütigkeit und Entschlusskraft ein tapferer Soldat gewesen. Dies mag unter rein militärischem Aspekt richtig gewesen sein, aber ein Heerführer, der in seinen ihm untergebenen Soldaten nicht auch den Menschen sieht, kann kein Vorbild und kein Massstab für Menschlichkeit sein. Dies ist das Entscheidende.

Auch bei dem ehemaligen Marinerichter H. Filbinger, der zu Kriegsende noch den Tod eines Soldaten forderte, findet man nur Rechtfertigung und kein Wort des Bedauerns. Gerade diese «linientreuen» Offiziere im Hitlerstaat haben doch den Soldaten permanent Angst vermittelt, damit ja keiner auf einen falschen Gedanken kommt, oder aus der Reihe tanzt.

Später hat dann der Gründer und Mäzen des Institutes für Sozialforschung e.V. in Hamburg, Jan Philipp Reemtsma mit H. Heer u.a. mit der Wanderausstellung «Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1945» den Part des Grossinquisitors übernom-

men. Diese Ausstellung will mit Dokumenten, von denen allerdings manche nicht genau erkennen lassen ob diese oder jene Erschiessung von Wehrmachtssoldaten begangen wurde, zeigen, dass die Wehrmacht einen Vernichtungskrieg geführt und Verbrechen begangen hat. Heute könne niemand daran zweifeln, dass auch die Wehrmacht in verbrecherische Befehle eingebunden war und selbst an Verbrechen teilgenommen hat. In einem Begleitbrief zu dieser Ausstellung wird zunächst darauf hingewiesen, dass die Ausstellung kein verspätetes und pauschales Urteil über eine ganze Generation ehemaliger Soldaten fällen möchte. Aber genau das Gegenteil ist der Fall. Es wird zunächst die Bilderwelt der Nachkriegsjahre kritisiert, wo man nirgendwo die Symbole des Nationalsozialismus zusammen mit jenen der Wehrmacht gesehen habe. Hakenkreuz und Eisernes Kreuz, im EK I einträchtig vereint, würden in den Konstruktionen zulässiger Erinnerungen sorgfältig auseinander sortiert. Es heisst dann weiter, dass der Wehrmachtsangehörige sich an diesen Verbrechen beteiligt hat, als Täter und als Mitwisser, als Gaffer oder Amateurfotograf. Ja, es wird sogar angeprangert, dass Soldaten in ihren Feldpostbriefen vom Gelb der Sonnenblumenfelder und Gänseschmalz und Hühnern, die man beim Bauern requirierte, berichtet haben, aber nicht von den blutigen Massakern und Massenerschiessungen. Da wird beispielsweise von der 6. Armee berichtet: «Was tat die sechste Armee, die man als die von Hitler verratene im Gedächtnis bewahrte, auf ihrem Weg nach Stalingrad? Voran war sie willfährige Vollstreckerin der nationalsozialistischen Eroberungspolitik, genau wie unter anderem ein Mann des 20. Juli, der für die Partisanenbekämpfung zuständige Henning v. Tresckow. Der Blick auf einige Stationen des Vormarsches im zweiten Halbjahr 1941 zeigt, dass die kämpfende Truppe genauso in die Verbrechen des Vernichtungskrieges involviert war, wie die Einheiten der rückwärtigen Heeresgebiete.»

Ich war damals noch nicht bei der zur 6. Armee gehörenden 24. Panzerdivision. Kameraden, die dabei waren, haben genau das Gegenteil berichtet: Sie sassen in ihren Panzern, sahen nur Nachbarpanzer und dann feindliche Soldaten und Panzerkanonen vor sich und über sich den weiten Himmel Russlands über einer grenzenlosen Steppe. Sie mussten unter gnadenlosen Entbehrungen kämpfen und wie die folgende Diskussion verdeutlicht, mit grenzenlosem Hunger. Da frug der Divisionskommandeur der 24. Pz.Div., General v. Lenski, einen bärtigen abgemagerten Soldaten: «was wünschen Sie sich zu Weihnachten?» Der Soldat, der als Bauer seines eigenen Gutshofes aus Ostpreussen kam, antwortete: «Eine Scheibe Brot, Herr General.» Dieses Zitat verdeutlicht, dass die Soldaten sich mit ganz anderen Dingen beschäftigen mussten.

Die Wehrmachtsausstellung diskreditiert die Soldaten und damit ist ihnen der seelische Fluchtweg abgeschnitten. In einem Leserbrief in der FAZ (14.07.99) weist K.-D. Bock

noch auf einen anderen Aspekt hin: «Makaber aber ist es, dass mit dem Geld, das ein «Wehrwirtschaftsführer» und Unterstützer des Systems im Dritten Reich verdient hat (Reemtsma-Zigaretten), jetzt sein Erbe mäzenatisch dazu beiträgt, den Opfern ebendieses Systems die Ehre abzuschneiden. Wohl in keinem anderen Land der Erde wäre es denkbar, dass die eigenen Soldaten mit einer derartigen Ausstellung systematisch im Ausland diffamiert werden.»

Mittlerweile haben zwei ausländische Historiker (Musial und Ungvary) eine Fülle von Irrtümern, Fehlern und Nachlässigkeiten den Ausstellungsmachern nachgewiesen, die für sich genommen sehr niederschmetternd sind. (Siehe auch die dritte Streitschrift von Rüdiger Proske «Wider den liederlichen Umgang mit der Wahrheit».) In Verbindung mit dem so ernstesten Gegenstand fehlen einem die Worte. Vergleichbares kannte man bisher nur aus staatlich gelenkten Desinformationskampagnen (FAZ, 22.10.99). Ungvary hat zudem in einem Beitrag «Reemtsmas Legenden» in der FAZ (5.11.99) ausführlich Stellung genommen und formuliert: «Deshalb ist es ohne Voreingenommenheit unmöglich, die Wehrmacht als totale Verkörperung von Hitlers Ideologie aufzufassen».

Altbundespräsident Richard v. Weizsäcker, selbst als Offizier in Russland und in den letzten Kriegstagen gemeinsam mit den Resten der 24.Pz.-Div. Eingesetzt, hat dann auch über diese Ausstellung geurteilt: «Die Auffassung der verantwortlichen Aussteller über die Verbrechen der Wehrmacht teile ich nicht. Ohne Zweifel hat es auch innerhalb der Wehrmachtsverantwortung Verbrechen gegeben. Es ist gut, davor die Augen nicht zu verschließen, so hart es ist. Andererseits wird im Zusammenhang mit der Ausstellung ein Pauschalurteil gefällt, das historisch, moralisch und menschlich nicht aufrecht zu erhalten ist.»

Und Innenminister Schily (SPD) lehnt es ab, die Deutschen als «Tätervolk» zu bezeichnen. Der Zweite Weltkrieg sei zwar von Deutschland ausgegangen, die Bezeichnung Tätervolk sei jedoch «völlig daneben» (Deutschlandfunk).

Von totaler Einseitigkeit geprägt ist das zur selben Zeit erschienene Buch des israelischen Historikers Omer Bartov, der von der «Barbarisierung» der deutschen Soldaten an der Ostfront spricht. Da nahm beispielsweise die 18. Pz.Div. das ganze Jahr 1942 in ihrer «Wüstenzone» die summarische Erschiessung von Verdächtigen vor. Obwohl die Truppe den ausdrücklichen Befehl erhielt, jeden Verdächtigen der Polizei zu übergeben, ging das Morden unvermindert weiter. Und dann vertritt er auch die Meinung, dass unter den höheren Chargen der militärischen und politischen Hierarchie des Dritten Reiches kaum Zweifel daran bestand, dass die Mannschaften und die rangniederen Offiziere Hitler treu ergeben waren. Dazu muss ich als Angehöriger der 24. Pz.Div. sagen, ich war wohl in einem anderen Krieg. Und ich war auch weder Nazi-Obergefreiter noch ein Nazi-Unteroffizier.

Bei der Beurteilung des deutschen Soldaten ist man im Ausland meist anderer Mei-

nung. In dem Werk von Ph. Masson «Die deutsche Armee» wird nicht nur meisterhaft der Kriegsverlauf, Siege und Niederlagen, Strategie und Taktik, Stärken und Schwächen der militärischen Führung, Kampfbedingungen und Seelenzustände beschrieben. Nicht ohne Bewunderung werden die Leistungen des deutschen Soldaten, seine aussergewöhnliche Kampf- und Opferbereitschaft, aber auch die tragische Verwicklung der Generalität in den hitlerischen «Weltanschauungskrieg» dargestellt.

Der französische Präsident Mitterand sprach vom Mut deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg (worauf sich in Deutschland – wie könnte es anders sein – sofort heftiger Widerspruch regte). Zum Tod des ehemaligen Korvettenkapitäns O. Kretschmar gedachte die englische Tageszeitung «Daily Telegraph» mit einer achtpaltigen Artikelserie. S.A. Brand-sahr, ein ehemaliger englischer Major, äusserte sich besorgt über die Wehrmachtsausstellung. Er respektierte die Afrika-Korps-Soldaten, während ihrer Tapferkeit, ihrer Professionalität und ihrer ehrenhaften Art sich als Soldaten zu verhalten. Dann kommt von deutscher Seite sofort der Einwand, dass dies alles ganz anders bei den Soldaten in Russland war. Natürlich möchte man sagen, dort agierte ein ganz anderer Gegner, ein brutaler Gegner. Und da ist man wieder beim Einfluss der Umwelt auf das Verhalten von Menschen und der Psychologie des Soldaten.

Die zusammenhängende Schwäche der verschiedenen Darstellungen liegt einerseits in der Unkenntnis des realen Soldatendaseins und andererseits in der einzigen Benennung eines Teilaspektes des Krieges: die Verbrechen, die es gegeben hat. Ja, sie suchen ausschliesslich das Negative. (Kennzeichen ihrer Historiker-Schule).

Es fehlt bei der Darstellung und der Bewertung der ungeheure Einfluss einer durch den Krieg geänderten Umwelt, wie das Leben in Uniform, in einer Gruppe, unter soldatischem Pflichtgefühl, Gehorsam, Angst und der Polyphonie des Leidens. Woran dachte der Soldat insbesondere während beeindruckender und bedrückender Erlebnisse, welchen Spielraum hatte er zu den Befehlen, wie dachte er im Angriff im Angesicht eines scharf schiessenden Feindes auf dem Schlachtfeld oder bei einem nächtlichen Überfall just in dem Augenblick, als er glaubte, endlich in Ruhe sein Abendbrot essen zu können. Hatte er Überlegungen zu Gehorsamsverweigerungen? Es fehlen Fragen nach seinen Gefühlen, seinem Gewissen, es fehlt also gewissermassen die Psychologie des Soldaten.

Ein Krieg ist immer grausam und bringt Leid und Tod für unzählige Menschen. Auch in den sogenannten gerechten Kriegen, die durchgeführt wurden, um einen heimtückischen, machtgierigen Feind aus dem Lande zu jagen, um die Heimat zu befreien. Von Arminius gegen die Römer bis zu den Freiheitskriegen gegen Napoleon wurden unschuldige Kinder als Soldaten missbraucht und in Schuld und Verhängnis hineingezogen. Sie hatten genauso wie ich eine Sehnsucht nach einem Leben in Freiheit.



Vorbild für eine japanische Publikation: Blick auf Panzerkastenoberseite und Turm zur Stirnwand ist links die Kugelblende des Funker-MG34. Rechts Fahrersehklappe. Am Turm neben der Walzenblende rechts die (geschlossene) Sehklappe des Richtschützen. Links das MG. Deutlich die Fahrgestellnummer.

Auf dem ganz anderen Gebiet, der Modellwelt, findet man eine völlig andere Grundeinstellung zu den Soldaten. Geradezu erstaunlich ist das auch nach vielen Jahren vorhandene Interesse an Kriegsmaschinen, an Militärfahrzeugen wie Panzern jeglicher Gattungen. Figuren in verschiedenen Massstäben inclusive «Helden» wie Mölders, Udet und Nazigrößen wie Göring u.a.

Wirklich alles findet man heute in reicher Auswahl im Angebot vor allem ausländischer Firmen. Daneben gibt es eine Vielzahl von Zeitschriften sowie Bild- und Textbände über den II. Weltkrieg. Sogar in der japanischen Bücherserie «Sturm und Drang» fand ich eine farbige Zeichnung meines Panzers 1241 aus dem Jahr 1943. In dem rein japanischen Text konnte ich an der Fahrzeugnummer 85096 erkennen, dass in der Tat der Autor das Farbbild meines Buches als Vorlage benutzt hat. Die japanische Firma Tamiya hat sogar meinen Panzer 1241 in ihr Modellbauprogramm aufgenommen. Jetzt kann jeder, der will, meinen Russland-Panzer im Massstab 1 : 35 nachbauen. Weiterhin hat diese Firma durch den kleinen Bordhund «Tapsi» von 1241 angeregt, einen Bausatz für ein Sturmgeschütz – wie es die 9. und 11. Schwadron des Pz.Rgt. 24 benutzte – neben der Panzer-Crew einen solchen Bordhund beigegeben.



TAMIYA PLASTIC CO. 3-7, ONDWARA, SHIZUOKA-CITY, JAPAN.

Mein Panzer in Plastik: Modell des Panzer 1241 der japanischen Firma Tamiya

In diesem Zusammenhang berichtet ein Modellbauer: Ich habe mich für ein Fahrzeug der 24. Pz.Div. entschieden. Grund dafür ist das Auffinden eines Bildes in einem Buch von A. Böttger. In seinem Buch findet man ein recht grosses Bild eines Kübel der 24. Pz.Div. Es ist der Wagen des I-A-Schreibers. Trotz Abschleppseil vor dem Nummernschild ist noch die Nummer WH-1477510 zu erkennen. Das ist die im

Wenn etwas vorbei ist, ist man nicht mehr der, da es passierte, sagt Martin Walser zu Beginn seines Romans «Ein springender Brunnen». Dies trifft auch auf die Soldaten des letzten Krieges zu, haben sie doch die Umwelterlebnisse eines mörderischen Krieges unter einer verbrecherischen Diktatur besonders geprägt. Die Soldaten, die gemeinsam in einer Division die Kriegszeit erlebten, bildeten eine Gemeinschaft mit einem Zusammengehörigkeitsgefühl, das bis zum heutigen Tag anhält. So war es nur folgerichtig, dass sich Angehörige der 24. Pz.Div. und des Pz.Rgts. 24 zu einer Divisionskameradschaft zusammenschlossen.

Derartige Treffen ehemaliger Soldaten werden heute zum Teil heftig kritisiert. Bei den Treffen meiner 24. Division kommt ein Rest einer kleinen Herde, die jedes Jahr kleiner wird, zusammen. Jeder in dieser Gemeinschaft ist nach 1945 seinen Weg gegangen und hat gezeigt, dass er in der Nachkriegszeit die ihm angebotene Freiheit zu nutzen wusste.

Für die Teilnehmer an diesen Divisions-Kameradschaftstreffen ist der wichtigste Programmpunkt die Kranzniederlegung vor einem Ehrenmal der Division zum Andenken an die gefallenen Kameraden. Diese Kameraden, mit denen wir gemeinsam im Krieg kämpfen mussten, die mit uns und um uns waren und denen es nicht vergönnt war, durchzukommen, mussten ihr junges Leben im Glauben an ihr Vaterland lassen, das heute die Verunglimpfung seiner Soldaten duldet. Ein ehemaliger Angehöriger der Division Th. Frhr. v. Cramm verlas auf einer dieser Tagungen ein von einem unbekanntem Gebirgsjäger verfasstes Gedicht.

Sie liegen im Westen und Osten
Sie liegen in aller Welt
Und ihre Helme verrosteten
Und Kreuz und Hügel zerfällt.

Sie liegen verscharrt und versunken
im Massengrab und im Meer.
Aber es leben Halunken
die ziehen noch über sie her.

Heut' tobt man mit frechem Gebaren
durch Flitter und Glanz.
Sie fielen mit achtzehn Jahren
in einem anderen Tanz.

Sie waren nicht ausgezogen
um Beute und schnöden Gewinn;
Was heute verlacht und verlogen,
es hatte für sie einen Sinn!

Sie hatten ihr junges Leben
nicht weniger lieb – als die,
die heut' höhnen: es hinzugeben
sei reine Idiotie!

Sie konnten nicht demonstrieren
«Mehr Freiheit bei höherem Lohn.»
Sie mussten ins Feld marschieren,
Der Vater, Der Bruder, Der Sohn!

Sie gingen die Heimat zu schützen
und haben allem entsagt,
«Was kann uns der Einsatz nützen?»
hat keiner von ihnen gefragt!

Sie haben ihr Leben und Sterben
dem Vaterland geweiht.
Und wussten nicht welchen Erben
– und welcher Erbärmlichkeit.

Bei diesen Zusammenkünften trifft man Kameraden, mit denen man in der 24. Pz.Div. durch dick und dünn gegangen war und die auch das Glück hatten durchzukommen, sowie ehemalige Offiziere, die über Begebenheiten berichten können. So erzählte der ehemalige Rittmeister Böke (eingesetzt an der Westfront) von einem Telefonat mit dem Oberbefehlshaber Feldmarschall Model, nachdem die «Panther»-Panzer seiner Einheit – weil zu breit – einen Hohlweg nicht passieren konnten. Model mit der Überheblichkeit und Machtbesessenheit brüllte durch das Telefon diesen Offizier an: «Wenn Sie diesen Hohlweg nicht schaffen, verurteile ich Sie zum Tode!» Böke zunächst irritiert, weil Model etwas befahl, was gar nicht ging, dachte bei sich: «Wenn der noch einmal solche Befehle auf Leben oder Tod gibt, werde ich desertieren.»

Ein anderes Mal berichtete der ehemalige Divisionskommandeur Reichsfreiherr von Edelsheim über seine letzten Tage im Krieg. Der Befehlshaber der 12. Armee, General Wenk, schickte General von Edelsheim zu der 9. Amerikanischen Armee, um über die Kapitulation zu verhandeln. Von Edelsheim ist hierzu zweimal mit einem Schwimm-Volkswagen über die Elbe gefahren. Der amerikanische Befehlshaber war bereit, alle Soldaten, die es schafften, ungehindert die Elbe überqueren zu lassen, auch die Verwundeten konnten sie mitnehmen. Die Aufnahme von Flüchtlingen lehnte er aber strikt ab. Von

Edelsheim erzählte, dass dieser Auftrag der schlimmste in seinem Soldatenleben gewesen sei.

Von Christen, ehemaliger erster Generalstabsoffizier der Division, konnte aus seinem reichen Soldatenleben besonders interessant erzählen. Von Christen war mit zwei weiteren Offizieren der Operationsabteilung des Heeres Hauptbeteiligter einer Begebenheit, die auch den Missbrauch der Macht durch Hitler verdeutlichte, die zum zentralen zerstörerischen Element geworden war. Anfang 1945 hatte der totale Zusammenbruch der Ostfront eingesetzt. Oberstleutnant von Christen, der in der Operationsabteilung Zossen Dienst tat, bekam die Meldung, Warschau sei gefallen. Er gab die Meldung an Oberstleutnant von dem Knesebeck, den I A der Operationsabteilung weiter und dieser erstattete Oberst von Bonin, dem Chef der Abteilung Meldung. Die drei Offiziere mussten nach dieser Meldung annehmen, dass Warschau zu diesem Zeitpunkt nicht zu halten war. Sie meldeten den Vorfall ihrem Generalstabschef Guderian, der mit dem Vorschlag, die restliche deutsche Besatzung dürfe aus Warschau abziehen, einverstanden war. Als Hitler erfuhr, dass Warschau ohne seine Genehmigung geräumt worden war, tobte er und beschuldigte die Offiziere des Verrates. Die dann von Hitler befohlene Verhaftung des Kopfes der Operationsabteilung vollzog sich folgendermassen: höhere Stäbe arbeiteten bis in die frühen Morgenstunden. Bei dieser Gelegenheit erklärte v. Bonin, er habe gestern Geburtstag gehabt, jedoch im Drang der Geschäfte den Geburtstag total vergessen. Jetzt bestellte er eine Flasche Sekt für einen kurzen Toast. In diesem Augenblick trat General Meisel in das Kartenzimmer, gefolgt von drei Stabsoffizieren in Stahlhelmen und mit Maschinenpistolen, um eine Verhaftung vorzunehmen. Er fragte Oberst v. Bonin nach seinem Namen. Dieser entgegnete: «Den kennen Sie doch und jetzt trinken wir erst unseren Sekt.» Aber die mit den Stahlhelmen meinten es ernst. Die drei Offiziere wurden verhaftet und damit war die Operationsabteilung während des Endkampfes der Ostfront unmittelbar vor Betreten deutschen Bodens durch die russische Armee ihrer Spitze beraubt. Das Chaos der Niederlage wurde beschleunigt. Von Bonin wurde dem SD (Sicherheitsdienst) übergeben und durch verschiedene KZ geschleppt, während von dem Knesebeck an der Front fiel.

Dr. Hubertus Schulz, bis zu seiner Verwundung in Stalingrad Offizier bei den Aufklärern der 24. Pz.Div., war später Inspektion-Chef in der PzAufkl.-AusbAbt. F.O.B. in Inssterburg. Major v. Hösslin, der Kommandeur dieser Abteilung, gewann ihn für den militärischen Widerstand und es kam im Februar 1944 im Allg. Heeresamt in Berlin zu einem Gespräch mit dem Chef des Stabes, dem Oberst Graf Stauffenberg. Die Aufgabe der Abteilung bestand darin, am Tage X die Gauleitung und die Regierungsstellen sowie das Telegraphenamnt und andere öffentliche Gebäude in Königsberg zu besetzen. Dazu kam es bekanntlich nicht. Schulz wurde bereits im Juni wieder zur Front versetzt, Hösslin aber

wurde wenige Tage nach dem 20. Juli verhaftet und zum Tode durch den Strang verurteilt. Das Todesurteil wurde am 13. Oktober 1944 vollstreckt. Dank der absoluten Verschwiegenheit Hösslins bei seiner Vernehmung vor dem Volksgerichtshof kam Schulz ungeschoren davon.

Während eines Treffens hielt Generalmajor der Bundeswehr a.D. Schulze-Rhonhof einen Vortrag. Neben dem Inhalt seiner Rede war es für die Zuhörer ein besonderes Erlebnis, einen General zu erleben, der Zivilcourage bewiesen und damit in Kauf genommen hat, seine berufliche Laufbahn vorzeitig zu beenden.

Etwa zwei Jahre zuvor war ein Sozialpädagoge und Wehrdienstverweigerer an die Öffentlichkeit getreten und hatte erreicht, dass ein Aufkleber mit dem Tucholsky-Zitat «Soldaten sind Mörder» – ein Zitat, das als ein pazifistisches Urteil gedacht war, das aber heute auf den Soldaten projiziert wird – eine zulässige Meinungsäußerung sei und nicht in jedem Fall die Bundeswehr verunglimpfe (Bei Wehrmachtssoldaten wurde aber stillschweigend in jedem Fall angenommen, dass sie Mörder sind). Während zunächst ein Amtsgericht diesen Genossen verurteilt hatte, entschied das Bundesverfassungsgericht, dass pauschal alle Soldaten als Mörder bezeichnet werden dürfen. Die ganz unempfindlichen Richter haben mit ihrem Urteil gebilligt, dass die Meinungsfreiheit zu einer Beschimpfungsfreiheit entartet. Es blieb nicht das einzige Mal, dass das höchste Organ der dritten Staatsgewalt mit seiner Meinung, fachlich kompetent zu sein, zum Alleininterpreten des Gemeinwohls wurde.

In der lebhaften Kritik auf dieses Urteil meldeten sich auch Mitglieder des Bundestages zu Wort. Der Richterspruch richte gesellschaftlichen Schaden an (Kinkel), er sei ein Skandal (Genscher), ein Schlag ins Gesicht (Opel), eine Schande für die deutsche Justiz (August Thimowitz), ein schwerer Schaden (Scholz), nicht akzeptabel (Rühe) und der Bundeskanzler war über dieses Urteil «auf das Schwerste betroffen!» Der damalige Minister Blüm, dessen nassforschende Sprüche als Gesundheitsminister mir noch besonders lebhaft im Ohr klingen, hat allerdings eine andere Grundeinstellung. Er vertritt die Meinung, nur weil die Wehrmachtssoldaten so lange kämpften, hätten die Konzentrationslager entsprechend lange bestehen können und stellt damit eine direkte Beziehung zwischen Wehrmacht und Konzentrationslagern her. Es ist zwar richtig, dass das Protokoll der Wannsee-Konferenz aussagte. «Der Beginn der einzelnen grösseren Evakuierungsaktionen wird weitgehend von der militärischen Entwicklung abhängig sein.» Aber daraus kann man keinen Befehl an die Wehrmacht ableiten, möglichst lange die Front zu halten, damit der Schornstein von Auschwitz rauchen könne. Aber nicht alle Wege führen nach Auschwitz (J.C. Fest)! Blüm hat, um zu verdeutlichen was er meint, noch einen «Spruch» nachgeschoben: «Ob einer im KZ Hitler gedient hat oder an der Front, macht in meinen Augen nur einen gradu-

ellen Unterschied.» Hierzu äusserte sich Rolf Hochhut: «Nein, das macht den unvergleichlich qualitativen! Denn der Mörder im KZ war zuerst deshalb dort, um sein eigenes Leben vor der Front zu schützen und sich im Sinne Hitlers da zu bewähren, wo er nur Wehrlose zu ermorden brauchte.»

Im Rahmen der lebhaften Kritik auf das Mörder-Urteil meldete sich der mutige General zu Wort. Bewundernswert und von hoher Intelligenz geprägt, hat Schulze-Rhonhof dieses Urteil als so «absurd» und so «zutiefst ehrabschneidend» bezeichnet, wie es wäre, wenn jemand das Bundesverfassungsgericht mit Freislers Volksgerichtshof vergleiche. Der zuständige Verteidigungsminister Rühe hat den Mut des Generals nicht gebilligt. Anstatt seiner Aufgabe der Fürsorgepflicht für die Soldaten gerecht zu werden, schickte er ihn in den Ruhestand. Man kann nur hoffen, dass der Titel seines Buches «Wozu noch tapfer sein» Herrn Rühe zum Nachdenken anregt. Aber der ist ja jetzt auch im Ruhestand!

Bei einer dieser Tagungen hat während der Kranzniederlegung an dem Ehrenmal Ernst Georg von Heyking (ehern. Offizier bei der 24. Pz.Div.) eine Ansprache gehalten: «Zum stillen Gedenken von uns allen haben wir uns hier versammelt. Lasst uns ihrer in Trauer und Dankbarkeit, aber auch in alter Verbundenheit und Treue gedenken.

Herr, unser Gott! In dieser Stunde stehen wir vor Dir mit unserem Leben. Du siehst ins Verborgene, in den Grund unseres Herzens. Du kennst jeden Einzelnen von uns besser, als wir uns selbst kennen. Dein Urteil ist zugleich gerecht, wie es barmherzig ist. Du weisst besser als wir selbst, was die letzten Beweggründe unseres Denkens, Redens und Handelns waren und sind. Du weisst auch, dass die Erinnerung an unsere Vergangenheit uns stets begleitet. Eine Vergangenheit, in der wir manches Mal bis an die Grenzen unserer Existenz geführt wurden. Einer Vergangenheit, der nichts menschliches fremd war. Menschliche Grösse stand unmittelbar neben menschlicher Erbärmlichkeit, Taten neben Untaten, Mut neben Feigheit, Hoffnung neben Verzweiflung, Freude neben Schmerz, Liebe neben Hass, Wahrheit neben Lüge, Recht neben Unrecht, Leben neben dem Tod. – Kein Erlebnis ist unserer Generation fremd. Die Bilder der Jahre, die uns in Krieg und Gefangenschaft geprägt haben, begleiten uns. – Niemand kann mehr für den Frieden sein, als der, der den Krieg am eigenen Leib erfahren hat und die besten Freunde neben sich sterben sah. – Niemand weiss ein Leben in Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit mehr zu schätzen als der, der Unfreiheit, Krieg und Ungerechtigkeit in ihren grausamsten Formen erlebt hat.

Weil wir all diese Schrecken wissen, bitten wir Dich, den Herrn der Welt, im Gedenken an unsere gefallenen Kameraden, schenke uns und allen Menschen der Erde Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit.»

Vor 60 Jahren am 4.8.1944 war ich im Panzer abgeschossen worden, wobei als das grösste Glück in meinem Leben die Panzerkanone gerade stand; ein Umstand der einen Fluchtweg durch den brennenden Turm ermöglichte. Dagegen hatte der Kommandant durch die Treffer im Turm beide Beine verloren und somit keine Chance mehr aus dem brennenden Panzer herauszukommen.

Diesem Jahrestag wollte ich gedenken sowie den 3 weiteren Kommandanten, die gemeinsam mit mir im Panzer sassen, dann aber gefallen sind. Folgende Todesanzeige hatte ich an die Frankfurter Allgemeine Zeitung geschickt.

In memoriam:



Oblt. Schmidt	12./10 Pz.Rgt.24 gef. 30. Mai 1944 bei Jassy
Wachtm. Lotze	12. Pz.Rgt.24 gef. 4. Juni 1944 bei Jassy
Rittm. Hupe	12. Pz.Rgt.24 gef. 4. August 1944 bei Jassy
O.-Wachtm. Assmann	12. Pz.Rgt.24 gef. 4. August 1944 bei Milec (Polen)

**Gemeinsam mit mir im Panzer hatten sie nicht
das Glück durchzukommen**

Prof. Dr. Hermann Böttger

Diese Zeitung teilte mir jedoch mit, dass sie diese Anzeige nicht veröffentlichen könnte, da der Auftrag nicht von den Hinterbliebenen gegeben wurde. Ich war zutiefst enttäuscht.

In den letzten Jahren habe ich die Ortschaften und Gebiete besucht, an denen ich als Soldat stationiert und (mit Ausnahme von Russland und Rumänien) auch im Einsatz war. Überall fand ich mich sofort zurecht, denn es sah im Grunde alles unverändert, fast so wie damals aus. Zwar fehlte in Brionne das Rathaus, dafür fand ich dort sofort die Samenhandlung wie auch den Appellplatz in Epaignes und das Andenkengeschäft in Lisieux, das Spielkasino in Deauville und die Strasse von Parma nach Bologna. Der Strand von Viareggio war leicht zu finden – jetzt allerdings geprägt vom Massentourismus mit einer Vielzahl von Liegestühlen und Sonnenschirmen. Ich begegnete in den letzten Jahren sogar der elektrischen Lokomotive E 44084, die 1943 unseren Transportzug von Augsburg nach Innsbruck gezogen hatte. Ich fand auch unschwer die Stelle, wo ich am 10. Februar 1945 die Weichsel überqueren konnte, doch die Brücke fehlte. Nur noch Betonklötze erinnerten an die einst eindrucksvolle Holzbrücke für meinen Fluchtweg. Mit Erstaunen betrachtete ich die Fähre, die kostenlos die Fahrzeuge über die Weichsel bringt, und wunderte mich, dass die Polen in den 46 Jahren nach dem Krieg keine neue Brücke gebaut haben. Die Kaserne von Sagan steht noch unverändert – Soldaten schauen aus den Fenstern, die mit Blumen geschmückt sind, und vor dem Kasernen tor warten die Mädchen wie einst 1941/43. Am Eingang vor dem Rondell steht jetzt ein T 34, und der Adler mit dem Hakenkreuz ist längst verschwunden. Der Stadtkern von Sagan ist zwar verändert, doch der Bahnhof sah genauso aus, wie auf meinem Foto von 1943. Den Geländeabschnitt zwischen Milec und Debica, wo ich am 4. August 1944 abgeschossen wurde, konnte ich meiner Frau bei einem Besuch sofort zeigen. Die Pappelreihe stand noch, wie auch die Scheune, in der man mich zuerst ärztlich versorgt hatte. Lediglich die begrenzende Strasse hat man mit einer Asphaltdecke versehen.

Und die Menschen – werden sie sich jemals ändern?

Mit dieser Frage sei auf die beiden Abbildungen der spielenden Kinder an der Ketten-einzäunung des Triumphbogens in Paris verwiesen. Als ob es sich um Kinder eines selben Jahrgangs handelt, obwohl die eine Fotografie 1943 und die andere 1993 entstanden ist. An der Vorliebe der Kinder für das Schaukeln auf einer Kette hat sich in 50 Jahren nichts geändert. Und aus Kindern werden Erwachsene. So wissen wir, was nicht geschehen wird – keine Kriege mehr – wir wissen aber nicht wann, wo und wie oft es noch geschehen wird.



50 Jahre liegen zwischen diesen beiden Aufnahmen. Die Menschen – werden sie sich jemals ändern?
Die spielenden Kinder an der Kettenabspernung vor dem Triumphbogen in Paris zeigen 1943 wie 1993 dasselbe Spielverhalten!

ANHANG

Zwei deutsche Aufsätze, die der Schüler des Berthold-Gymnasiums in Freiburg im Breisgau im Schuljahr 1939/40 in der Klasse 7c geschrieben hat. Diese Aufsätze verdeutlichen die Einflussnahme des Nazi-Staates; Sie könnten fast aus der Feder des Propaganda-Ministers Goebbels stammen.

Berthold-Gymnasium, **Klassenaufsatz**, 26.05.1939

Unser luftgeschütztes Haus

Einleitung:

1. Luftschutz als Neueinführung
2. Luftschutzkurse für die Gesamtbevölkerung
3. Welche Gefahren drohen im Ernstfall aus der Luft?

Hauptteil:

- A. Entrümpeln
- B. Verdunkeln
- C. Einrichtung des Schutzraumes
- D. Luftschutz in grossen Fabriken, Betrieben usw.

Schluss:

Luftschutz ist Selbstschutz!

Wenn wir heute von Luftschutz sprechen, so mutet uns dieses Wort schon fast alltäglich an. Noch vor wenigen Jahren war der Luftschutz für uns ein ganz leerer Begriff, und wir wussten nicht, wie wichtig gerade dieses Gebiet für die gesamte Bevölkerung ist. Selbst im Weltkrieg kannte man keinen Luftschutz im heutigen Sinne, nur dem Militär war er bekannt. Einzelne Einwohner verdunkelten auch hin und wieder, aber im Grossen und Ganzen wurden keinerlei Massnahmen getroffen zum Schutze der Bevölkerung. Bei einem Fliegerangriff flüchtete man schnell in den Keller und rannte dabei womöglich in einen ganz falschen Keller.

Erst die heute Zeit setzte eine planmässige Schulung des ganzen Volkes ein. Bis ins Kleinste sind alle Gefahrenmomente in Betracht gezogen und alle wichtigen Fragen durchdacht und gelöst worden. Heute weiss jedermann, dass er sich bei einem Luftangriff in den für ihn bestimmten Keller zu begeben hat; Jeder hat seinen ihm zugeteilten Posten, den er gewissenhaft und mit Umsicht zu versehen hat.

Welche Gefahren drohen uns nun aus der Luft? Da sind zuerst die Brisanzbomben. Das sind Splitter-, Spreng- und Minenbomben. Letztere kommen aber für die Wohnviertel weniger in Frage, da sie sehr teuer sind und deshalb der Feind nur gegen wichtige Anlagen wie Bahnhöfe, Brücken und lebenswichtige Werke angewandt werden. Wer natürlich in der Nähe solcher Anlagen wohnt, der muss damit rechnen, dass sein Haus von einer solchen Bombe getroffen oder durch den starken Luftdruck zerstört wird. Für uns kommen vor allem auch die Brand- und Kampfstoffbomben in Betracht.

Die Brandbom-
bungen sind sehr gefährlich, insbesondere weil sie sehr leicht sind und ein Flugzeug deshalb sehr viele mitnehmen kann. Diese Bomben bleiben im Dachstock eines Hauses hängen und verursachen dort einen Brand. Es ist Aufgabe der Hausfeuerwehr, diesen Brand zu bekämpfen mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln. Wird mit Gas geschossen, so kann man sich dagegen mit einer Gas-Maske schützen. Deshalb muss sich jeder so eine Maske anschaffen, die sehr praktisch gearbeitet ist. Eine Gummihäube liegt ganz eng am Kopf an und ein grosser Filter gestattet leichtes Atmen.

Der Luftschutz als Neuheit

A. Der Begriff «Luftschutz bedeutet für ein Haus nicht bloss den Luftschutzkeller, sondern die Alarmbereitschaft fangt mit dem Dach an. Wenn es früher Speicher gab, die bis zu den Ziegeln mit Gerümpel vollgestopft waren, so ist dies heute unbekannt geworden. Das erste Gebot heisst entrümpeln! Heute sind die Speicher entrümpelt und im Sinne des Luftschutzes ausgestattet. Imprägnierte Balken und Böden schützen gegen Feuer und eine Sandauflage verhindert ein weiteres Vordringen des Feuers in die unteren Stockwerke. Auch gegen Bomben bietet diese Sandauflage wirksamen Schutz. In jedem Stockwerk soll möglichst eine Feuerpatsche, Sandkiste und Einstellspritze stehen, vor allem aber viele Gefässe mit Wasser. Sollte sich doch ein Brand entwickeln, so muss ihn jeder Hausbewohner mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln löschen können. Ein um sich greifendes Feuer wird somit unmöglich gemacht.

B. Aller erste Pflicht eines Hausbewohners ist das Verdunkeln der Fenster seiner Wohnung (die Verdunkelungsvorrichtungen müssen den Fenster-Verhältnissen angepasst werden, bei den Fenstern ohne Läden macht das Verdunkeln ziemliche Mühe). Das Verdunkeln muss mit wenigen Handgriffen fertig und das Verdunkelungsmaterial muss immer griffbereit sein. Zum Verdunkeln schraubt man am besten blaue Birnen in die Lampen ein. Auch gibt es Verdunkelungspappe, die man über die Lampen stülpt, sie sind aber nicht so praktisch, da sie sehr leicht anbrennen. Ich würde stets eine Taschenlampe mitführen, die durch ein Taschentuch abgeblendet sehr gute Dienste leistet.

C. Unsere Hauptaufmerksamkeit gilt der Ausrüstung des Luftschutzraumes, der sämtlichen Bewohnern und Nachbarn Schutz bieten muss. Vor allem muss er Einsturz sicher und Kampfstoff sicher sein. Auch sollen Sitzgelegenheiten für alle Personen, Liegegelegenheiten, warme Decken und Mäntel darin sein (meistens wird in der Eile solches vergessen). Sehr wichtig ist die Luftschutz-Hausapotheke. Sie soll neben einigen Beruhigungsmitteln vor allem sterile Binden, Watte und Zellstoff, Vaseline oder Borsalbe und mehrere Dreieckstücher enthalten. Diese Apotheke muss schon im Frieden ausgerüstet sein. Im Kriegsfall ist das Bereithalten gut verschlossener Büchsen mit gebrauchsfertigen Lebensmitteln und vor allem frisches Trinkwasser erforderlich. Einige Bücher zum Verkürzen langer Wartestunden und Spielsachen für Kinder sind recht erwünscht (hier sind nur die notwendigen Massnahmen in grossen Umrissen angeführt; Im Ernstfall ist es Aufgabe der Frau, den Luftschutzkeller aufs Beste zu vervollständigen). Es muss immer in Betracht gezogen werden, dass viele Menschen stunden-, ja tagelang auf diese Räume angewiesen sind, und da darf auch eine gewisse Behaglichkeit herrschen. Im Schutzraum ist zu vieles und lautes Sprechen und zu starke Bewegung zu vermeiden, da hierdurch viel Sauerstoff verbraucht wird. Luft ist kostbar! Das man kein offenes Feuer anzündet oder raucht, sollte selbstverständlich sein. Es könnte sein, dass der Eingang des Schutzraumes verschüttet wird. Deshalb sollen im Schutzraum Pickel, Schaufel und andere Werkzeuge stehen, mit deren Hilfe man den Eingang wieder freilegen kann. Ich würde die Schränke oder Kisten, in denen sich die Gasanzüge, Gasmasken, Stahlhelme usw. befinden, mit deutlicher Schrift versehen, damit fremde Personen sofort Bescheid wissen und unnötiges Suchen vermieden wird.

D. Der Schutzraum muss auch vollkommen gasdicht sein. In einem einzelnen Hause lassen sich Vorbereitungen zu einer Luftschutzübung verhältnismässig gut durchführen. Wenn ich dagegen bedenke, welche grosse Organisationstechnik in einem grossen Betrieb, Fabrik, Schule oder Krankenhaus sein muss! Mit Pfeilen und dem Hinweis zum Luftschutzkeller ist der Weg dahin übersichtlich markiert. Es ist besonders schwierig, bei Fabriken, die mit leicht brennbaren, explosiven Stoffen arbeiten, ausreichenden Schutz gegen jede Brandgefahr herzustellen.

Schluss:

Die Erziehung eines ganzen Volkes zum Luftschutz ist eine grosse Aufgabe, die vor allem Kleinarbeit erfordert. Noch heute gibt es Menschen, die eine Notwendigkeit von Luftschutzmassnahmen bezweifeln. Aber schon im letzten Krieg hat sich gezeigt, dass bei

sachgemässer Verdunkelung ein Ort fast unauffindbar ist. Luftschutz erfordert, dass im Krieg das Haus zu jeder Zeit alarmbereit ist. Luftschutz ist nicht nur Schutz im Krieg, auch im Frieden wirkt er Schaden verhütend. Mut und Geschicklichkeit sind unsere beste Selbsthilfe.

Anmerkung:

Der Lehrer bemängelt, dass über das Luftschutz-mässige Verhalten nur wenig gesagt ist.

Hausaufsatz, 13.3.1940

Welche geistigen und materiellen Kräfte verlangt der Krieg von uns?

Heute, nach 25 Jahren des Weltkrieges, sind wieder die gleichen Kräfte auferstanden, um Deutschland zu zersplittern und einzukreisen. Unsere Widersacher sind die gleichen wie 1914. Die alten Kräfte von Versailles leben immer noch und sind bis zum Äussersten entschlossen, die Fäden ihrer alten Politik wieder aufzunehmen. Aus den verschiedensten Beweggründen heraus haben sich unsere Feinde zusammengefunden: Die Einen aus Handelsneid, die anderen aus Ländergier, aber wohl Alle wittern ein riesenhaftes Geldgeschäft. So war Deutschland gezwungen eine Wiederholung unseres Unglücks zu verhindern, und die Generationen von 1914 und 1939 stehen nebeneinander, die Waffen in der Hand, entschlossen bis zum endgültigen Sieg ihr Lebensrecht zu verteidigen. So stehen wir mitten im Kampfe. Pflichtbewusst erfüllt der deutsche Soldat seine Aufgabe an der Front. Im Westen ist er geschützt durch einen Festungswall, der in der Weltgeschichte nicht seinesgleichen hat. Es ist nicht schwer, den Deutschen mit seiner Pflicht, mit den Gedanken der Wehrhaftigkeit und des Soldatentums vertraut zu machen, denn diese Begriffe liegen ihm im Blut.

Im heutigen Staat ist jeder Soldat. So wie der Feldgraue an der Front seine Pflicht erfüllt, so steht auch eine innere Front, die bis zum äussersten ihre Fähigkeiten und Kenntnisse in den Dienst des Vaterlandes zu stellen hat und auch stellt. Die Gesamtheit der Arbeitsleistung ist ein Verweben und Verflechten im grossen Getriebe des Krieges. England weiss genau, dass man dem nationalsozialistischen Deutschland, dem besten Militärstaat der Welt, mit militärischen Mitteln nicht beikommen kann. Deshalb versucht es, uns durch eine wirtschaftliche Blockade und durch Aushungern zu besiegen. Hier fällt als Abwehr

die erste und wichtigste Aufgabe der Landwirtschaft zu. Sie muss das deutsche Volk durch deutsche Arbeit von deutschem Grund und Boden ernähren. Das Hauptaugenmerk ist auf den Ertrag des Bodens zu richten, um diesen bis zur Bedarfsdeckung zu steigern. Damit fällt der Landwirtschaft die Sicherstellung unseres Nahrungsmittelsbedarfs zu. Hier müssen alle verfügbaren Kräfte eingesetzt werden. Da der Bauer meistens zum Heeresdienst eingezogen ist, muss die Frau oft allein den Hof führen. Dies ist eine aussergewöhnliche Belastung für eine Frau, aber auch hier ist Vorsorge getroffen. Der weibliche Arbeitsdienst und vor allem die Hitlerjugend sind durch sachgemässen Einsatz zur grossen Hilfe geworden.

Als zweiten wichtigen Faktor haben wir die Industrie. Hier muss besonders die Rüstungsindustrie bevorzugt werden. Es ist selbstverständlich, dass auch der beste Staat mit unzureichenden Waffen nicht widerstandsfähig ist. Die Munitionsfabriken arbeiten Tag und Nacht. Deutsche Ingenieure schufen die schnellsten und zuverlässigsten Flugzeuge. Zahlreiche U-Boote werden laufend hergestellt, ebenso Geschütze aller Art. Das deutsche Volk hat nicht nur den besten, sondern auch den best ausgerüsteten Soldaten. Wir wissen aber, dass dieses Rüstungswerk mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist, aber der Begriff «unmöglich» gehört der Vergangenheit an!

Eine ungeheuere Aktivierung setzte jetzt im Krieg ein, und es begann die Suche nach den letzten Reserven der Arbeitskraft. Wir wissen, dass eine grosse Anzahl von Rohstoffen, die besonders für die Rüstungsindustrie wichtig sind, wie Baumwolle, Gummi, Kupfer und andere überhaupt nicht oder nur in unzulänglicher Menge von deutschem Boden gewonnen werden können. Wir wissen aber auch, dass deutschem Erfindergeist von jeher die Lösung auch der schwierigsten Aufgaben gelungen ist. Der Erfindungskunst der Techniker und Chemiker entdeckte Möglichkeiten und Waffen, mit den denen die Wirtschaft sich auf wesentlichen Gebieten vom Ausland frei machen kann. Auch das übrige deutsche Volk muss mithelfen, wertvolle Rohstoffe zu sparen, indem jeder, vor allem Alteisen, leere Tuben, Jutesäcke und ähnliches, was für den Einzelnen keinen Wert hat, hergibt und so dem Volksganzen wertvolle Hilfe leistet.

Im Kriegswinterhilfswerk soll jeder seine Verbundenheit zum Volksganzen beweisen, indem er nach Möglichkeit sein Opfer beisteuert. Die nationale Pflicht für jeden Deutschen muss das Sparen sein. Heute gehört jedes überflüssige Geld auf die Sparkasse, um so dem Vaterland nutzbar gemacht zu werden. Gleichfalls wichtig ist im Krieg das Erziehungswesen: Niemals darf das höchste Gut der Nation, der Überbringer uralten Erbgutes aus der Gegenwart in die Zukunft, niemals darf die Erziehung der Jugend vernachlässigt werden. Es muss hier jeder genau wie im Frieden seine Pflicht erfüllen. Auch Zeitungswesen, Literatur und vor allem Rundfunk bilden Teile des Erziehungswesens. Sie sind die geistige Nahrung des Erwachsenen, sie beherrschen in täglicher, fast stündlicher Einwirkung die

Meinung und die Gedanken aller Volksgenossen. Sie formen und gestalten das Bild, das jeder Einzelne sich von seiner näheren und fernerer Umgebung, von dem gesamten Geschehen dieser Erde zu bilden vermag. Diese Waffen von aussergewöhnlicher Bedeutung dürfen niemals von Ausländern beeinflusst werden. Es ist seit Langem bekannt, dass die Westmächte sich einen ausserordentlichen Erfolg ihrer Rundfunk-Propaganda versprochen haben. Auch auf die Hörer, die vorher durch «Sachlichkeit» sicher gemacht worden waren, ging jetzt im Krieg ein Trommelfeuer von Falschmeldungen nieder, das sicher zum Teil sein Ziel und seinen Zweck erreicht hätte, nämlich Verwirrung, Misstrauen und Zersetzung aus zu sähen. Deshalb hat das Verbot über das Abhören ausländischer Rundfunksendungen seine wohlüberlegten und weit vorausschauenden Gründe. Jeder weiss, dass sich gegen ihn täglich und stündlich die Waffen der Zersetzung und Beeinflussung richten. Damit rückt auch der Zivilist in den Abwehrkampf ein, denn der Angriff aus dem Äther ist nur eine andere Form des Krieges. Das Ausland rechnete allerdings nicht mit dem Gehorsam des deutschen Volkes, und so werden diese «Luftangriffe» auf Deutschland zum Scheitern gebracht nicht nur durch das Gesetz, sondern durch die Einsicht jedes einzelnen Hörers!

Deutschland und das deutsche Volk stehen inmitten ihres entscheidenden Existenzkampfes und sie sind nunmehr in das entscheidende Jahr ihrer Geschichte eingetreten. Wenn jeder Einzelne als Glied einer grossen Kette nach bestem Vermögen seine Pflicht erfüllt, so wird einig nach innen und mächtig nach aussen die sozialistische Nation die ewig freie Heimat aller Deutschen sein. Dass niemand uns den Sieg raube und eine Jugend sich auf den Schlachtfeldern bewähre, die entschlossen ist zu erhalten, was von Männern erworben wurde im Geist und in der Wirklichkeit, das ist unser Wunsch.

Der Lehrer befand diese Arbeit inhaltlich recht gut, nur die äussere Form sei mangelhaft und benotete diese Arbeit am 17. März 1940 mit der Note 3.

FELDPOSTBRIEFE AN DIE MUTTER

Aus der kleinen Auswahl von Feldpostbriefen sind wegen der Schreibweise mit deutschen Buchstaben nur ein Brief und ein weiterer Brief aus dem I a za rett, den eine Schwester nach Diktat mit lateinischen Buchstaben geschrieben hat, im Faksimile veröffentlicht. Die Briefe sollen zweierlei verdeutlichen: Zuerst die quälende Sehnsucht nach der Heimat und die ständige Angst, sie nie mehr wiederzusehen, sowie die stetige Hoffnung auf einen baldigen Frieden. Briefe schreiben und empfangen waren im Wechsel für den Soldaten im Krieg wie auch – im vorliegenden Fall – für die Mutter zu Hause, zum wichtigsten Lebensinhalt geworden. Die Briefe zeigen aber auch, dass der deutsche Soldat keinesfalls tagtäglich gegen feindliche Soldaten kämpfte und schon gar nicht permanent «Heil Hitler» rief, sondern, dass er auch in einem Krieg, der mit den Jahren immer brutaler und schrecklicher wurde, versuchte, möglichst normal sein eigenes Leben zu leben.

03.08.1943

Liebe Mutter,
endlich sind wir vom Übungsplatz zurück. Die Fahrt ging mit Fahrrädern vonstatten, da uns noch die anderen Fahrzeuge fehlen. Es war ein ganz schöner «Schlauch» bei der Hitze, etwa 70 km immer bergauf, bergab. Posadowsky konnte gestern auf Urlaub fahren, er bekam aber nur vierzehn Tage, obwohl seine Frau vier Wochen Wirtschafsurlaub beantragt hatte, der überall genehmigt und befürwortet war. Nur hier gab man ihm den Urlaub im Rahmen des Erholungsurlaubes. Wenn Du was hast zum Schicken, dann schick es ihm und er wird es dann mitnehmen: Graf Posadowsky, Klein Peterwitz, Kreis Guhrau (Schlesien). Seine Frau hat einen sehr guten Bekannten, ganz oben in irgendeinem Generalstab, und wenn der ihr telegraphiert «Friedrich» erkrankt, dann muss sie sofort, ohne Rücksicht auf Verluste, ihr Gut verlassen und Richtung Westen fahren, zu ihren Eltern nach Mainz. Dann wäre es soweit! Er schrieb schon, dass der Gesundheitszustand sehr bedenklich sei. Du wirst ja auch mehr wissen, aber man kann ja nicht alles schreiben. Ob wir noch lange hier sind ist auch unbestimmte
Nun, herzliche Grüsse und Küsse

Dein Hermann

Russland, 06.12.1943

Liebe Mutter,
heute zum Nikolaustag will ich Dir schreiben. Was war das doch früher schön, der sechste Dezember, ein mit Spannung erwarteter Tag, und heute? Ein Tag so grau, einer wie der

andere. Wenn ich nicht in Russland wäre, bekäme ich bestimmt Weihnachtsstimmung, denn seit gestern hat es geschneit und alles ist weiss. Wir sind immer noch in K. und nützen die Zeit aus. Einige Kameraden mussten heute nach vorne fahren, aber wir haben noch einmal Glück gehabt. Vor ein paar Tagen war ich in einem schönen Konzert, unter anderem Pastorale von Beethoven, veranstaltet vom Soldatensender Gustav. Schrecklich viele Soldaten sind hier, man merkt, dass es auch hier nicht vorwärts geht. Diese tausend Landser «schlagen sich dann hier vor dem Kino tot». Wenn man nicht mindestens eine Stunde vor Beginn ansteht, ist es vollkommen ausgeschlossen, Plätze zu bekommen. Nun, viele herzliche Grüsse und Küsse.

Dein Hermann

o.U., 6.02.1944

Liebe Mutter,

auf dem Marsch in unser neues Kampfgebiet ist mein Panzer wieder mal ausgefallen, anscheinend ein Pleuel fest, es genügt, also zur Werkstatt. Nachdem unsere Division zwei Tage hier war, rückt sie wieder ab, anscheinend nach Nikopol, dort ist ja der Russe eingebrochen und hat etliche Nachschub- und Werkstatteinheiten meiner Division geschnappt, ein paar Stunden, nachdem wir verladen waren. So kutschen wir einher, wie die Feuerwehr. Post habe ich ja schon ewig keine gesehen, aber das geht auch anderen so. Wir liegen schon drei Tage fest, zwei Tage lagen wir mitten auf der Rollbahn, jetzt hat uns aber ein anderer Panzer in ein Dorf geschleppt und dort haben wir Quartier bezogen. Es ist schon das dritte Mal, dass wir mit dem Anhalteauto zwanzig Kilometer weiter in eine grössere Ortschaft gefahren sind, da ist nämlich ein Soldatenheim. Rote Kreuz Schwestern gibt es auch, ich traf sogar eine bekannte Schwester aus Kirowograd. Heute zum Sonntag gibt es Pfannkuchen. So leben wir nicht schlecht. Viele herzliche Grüsse.

Dein Hermann

29.04.1944

Liebe Mutter,

ich bin in einen grandiosen Bummeltransport gekommen. Am 27. nachmittags habe ich diesen Zug (nur mit vierter Klasse) bestiegen, in der Nacht sind wir dann weggefahren und sind heute Morgen in einem Vorortbahnhof von Budapest angelangt. Und jetzt wird es gleich dunkel und wir stehen immer noch hier, das heisst, gerade hat die Lok getutet und fährt an, vielleicht rangiert sie auch bloss – Dein Kuchen war ja ganz phantastisch, die Wurst und auch die Fondants waren prima gewesen – man muss eben erst wieder beim Kommiss sein und Kommissverpflegung empfangen, um alles richtig würdigen zu können. Daheim im Urlaub hast Du mich ja so verwöhnt, dass ich bald nicht mehr wusste was ich essen sollte.

Für heute herzliche Grüsse.

Dein Hermann

30.04.1944

Liebe Mutter,

wir sind nun also weitergefahren und befinden uns bald auf rumänischen Boden. Von mir aus könnte es ruhig etwas schneller gehen. ... und schmutzig bin. ich schon wieder, die gut geputzte Uniform ... wie ich zu Hause ankam. Ach, ich habe die Schnauze gestrichen voll. Die ganze Zeit träume ich davon, wieder einmal in «Urlaub» zu fahren, oder besser für ganz daheim, als Zivilist gepflegt leben zu können. Wie mich das anwidert, dreckige Hände, schwarze Fingernägel, das Gesicht und die Haare voll Schmutz, und wenn dann erst noch die Tierchen dazukommen! Hoffentlich geht das mal bald zu Ende. Mir reicht es! Ich bin noch so von Urlaub und Freiheit angefüllt, dass ich mich eben erst wieder reinfinden muss. Jedem Lazarettzug schaue ich direkt sehnsüchtig nach und denke mir dabei, wie schön müsste es doch sein mit so einem kleinen Heimatschuss da drin zu sein. Das ist ja bestimmt nicht recht, so zu denken, aber mit der Zeit wird man eben so. Na, ich werde erstmal zum Haufen fahren und sehen, was los ist. Mein Schwesterregiment, das allerdings vom ersten Tag an in Russland sitzt, wurde nun mit der dazugehörigen Division nach Frankreich rausgezogen. Vielleicht kommt im Juni eine Invasion, da haut das nämlich mit den Wasserständen hin. Mal sehen, ob die Kameraden schon neue Fahrzeuge bekommen haben. Mein Schicksal war ja wieder mal gnädig mit mir, dass es mich vier Tage lang Wien hat anschauen lassen. Wenn nämlich alles geklappt hätte, mit Urlaubszügen könnte ich schon beim Haufen sein. Na, ich werde Dir dann schreiben, wenn ich dort gelandet bin. Übrigens habe ich eine falsche Schere mitbekommen, ich wollte eine mit einer gebogenen Schnittfläche haben. Wenn ich also an meinen Urlaub zurückdenke, muss ich feststellen, dass ich bei dieser einmaligen Gelegenheit des Urlaubverlängerns ein Idiot war, aber man ist eben zu sehr brav. Immerhin, drei Tage habe ich plus gemacht. Wie waren die Tage doch schön. Am schönsten eigentlich, die ersten Tage Skilaufen, Geburtstag und Ostern, da konnte ich mir immer sagen, ich habe noch vierzehn Tage Urlaub, welch lange Zeit noch. Und dann sind die Tage immer schneller rumgegangen. Ob ich nun wieder vierzehn Monate warten muss bis zum nächsten Mal? Du glaubst das ja nicht, ich weiss, was erzählen denn die Träume? Wegen der...

Schlimm ist, dass ich in einem Viehwagen unter dummen Landservolk (die schlechteste Gesellschaft lässt dich fühlen, dass du ein Mensch mit Menschen bist) durch und nach einem Land fahre, in dem der Wurm steckt. Man darf den Glauben an die Rückkehr der guten alten Zeit nicht verlieren, wenn es auch nie mehr so sein wird, wie es einmal war.

Für heute herzliche Grüsse.

Dein Hermann

10.05.1944

Liebe Mutter,

ich bin gestern gar nicht weitergefahren, werde wohl heute weiter nach Roman fahren. Ich war gestern im Kino und heute hier in irgendeinem Theater. Es war wieder einmal ein herrlicher Tag, es blüht so phantastisch. Am liebsten möchte ich den ganzen Tag zwischen

den Fliederblüten und Maiglöckchen liegen und gar nicht mehr weiter. Gestern habe ich sehr gutes Eis gegessen, man hat bloss keine Lei.

Für heute muss ich schliessen.

Viele herzliche Grüsse und Küsse

Dein Hermann

12.05.1944

Liebe Mutter,

eben ich beim Haufen gelandet, d.h. erstmal beim Tross. Hier fand ich noch eine Menge alte Post von Dir und einen Luftpostbrief vom ersten Mai. Der Brief ging also bedeutend schneller als ich reisen konnte. Also, zunächst mal herzlichen Dank! Ich freu mich ja so, Post zu bekommen, hoffentlich hast Du noch genug Luftpostmarken, denn damit geht's doch schneller. Es ist wirklich schade, dass das mit dem Telegramm nicht mehr geklappt hat; wenn ich gewusst hätte, was für eine Bummelei mir blüht, wäre ich trotzdem ausgestiegen. Ich hatte auf der ganzen Fahrt keinen Alarm gehabt, also mach Dir keine Sorgen, ich werde mich auch weiterhin durchhauen. Nun, da ich beim Haufen gelandet bin und die ersten Kameraden getroffen habe, ist es auch mit der miesen Stimmung so ziemlich vorbei und ich bin wieder der Alte, der ich vor dem Urlaub war. Nur um die Erinnerung eines herrlichen Urlaubs reicher. Also, ich hoffe, dass es nun mit der schlechten Stimmung in meinen Briefen vorbei sein wird, höchstens noch das kernige Landserschimpfen.

Für heute, herzliche Grüsse und Küsse.

Dein Hermann

12.5.44

Liebe Mütter!

Ist bei mir in R. und habe die auf die
irgend ein LKW kommt und mich recht bedrückt.
Es ist immer noch frohliches Wetter, rechtig fröh-
lich, blüht alles so frohlich, die Obst-
bäume, Flieder, Heideblumen, die prächtigste ja
dunkel, das ist die meine liebsten Blumen sind und
die Mutter im Frühling dort ganz schön schön. Vor allem
zum 21. Mai, zum Muttertag, würde ich die gerne einen
richtigen, großen Blumenstrauß von dir und Gärten
überreichen, aber so kann ich das nur in ein paar
ganz kleinen Blumensträußen tun. Ich würde dir alles
Gute zu dir sagen, ganz lieb ich (so weit das möglich
ist) und würde mit dir einen kleinen Spaziergang
Ich kann mir richtig vorstellen wie ein wunderschöner
alles so schön schön ist und über die kleinen die
Blumensträußen blühen. Dazu die Mutter in einem fröh-
lichen, blühen, auf die Blumen die die ich so
sein! Ich würde dir die nochmal für meine kleinen-
tute danken, die du mir alles die die ich für das
lieblichste Herz ist richtig schön gemacht hast. Denn
es ist dir sehr die Mutter zu danken, wenn es die Mutter
zum 21. ist. - Ich habe die oft in meinem kleinen
Feriensträußen I, es ist eine wunderschöne, blühende Strauß.
Es war mich sehr schön, das gerade wieder meine!

Urlaubs fröhe gegaten nicht, Wäntel in einem fort-
Heute gyalte ein Wäntel einen Ausflug mit Fratiata,
da nur dein die Formierung an die nichtig gute
Aufführung im geliebten Freiburger Heute da.
Hier frohlich der Pfarrer Herzog sein! Und ein lauge
müde ist nun nicht rasteu bis ist so etwas erleben
kann? Ua, hoffentlich fällt diese Tage die fort-
führung. Frohlich wird der sein, wenn ist wieder zu
Hause bin und ist dort Fratiata kann! Wenn kann
ist gemacht nach richtig vorstellen, das soll ein
strenge Zeit nicht kommt. Aber einmal wird ja nicht
diese Krieg sein froh gefunden haben. —

Nun sende ich dir ganz viele Liebe, und
gezogene Grüße und Küsse
dein Johannes

Brief vom 12.05.1944, auf den vorhergehenden Seiten im Original abgebildet

Liebe Mutter,

ich bin noch in R. und warte darauf, dass irgendein Lkw kommt und mich weiterbefördert. Es ist immer noch herrliches Weiter, richtiges Frühlingswetter, es blüht alles so herrlich, die Obstbäume, Flieder, Maiglöckchen. Du kannst Dir ja denken, dass ich da am liebsten daheim wäre und die Natur im Frühling dort geniessen würde' Vor allem zum 21. Mai, zum Muttertag, würde ich Dir gerne einen richtigen grossen Blumenstrauss von Wiese und Gärten überreichen, aber so kann ich dies nur mit ein paar gepressten, kleinen Blümchen tun. Ich wünsche Dir alles Gute zu diesem Tag!. Geniesse ihn (soweit dies möglich ist) und mache mit Maudi einen kleinen Spaziergang. Ich kann mir richtig vorstellen, wie in unserem Mösle alles so schön grün ist und auf den Wiesen die Blümlein blühen. Dazu die Mädchen in netten Frühlingskleidern, ach wie könnte doch das Leben schön sein! Ich möchte Dir da noch einmal für meine Urlaubstage danken, die Du vor allem durch Deine Mühen für das leibliche Wohl erst richtig schön gemacht hast. Denn es ist doch erst der Mensch zufrieden, wenn es der Magen zuerst ist – ich lese des Öfteren in meinem kleinen Taschen-Faust I., es ist eine wunderbare, klangvolle Sprache. Es war auch sehr schön, dass gerade während meines Urlaubs Faust gegeben wurde. Neulich, in einem Fronttheater, spielte ein Mädchen einen Auszug aus Traviata, da war dann die Erinnerung an die wirklich gute Auf-führung des geliebten Freiburger Theaters da. Wie herrlich das Ehepaar Hagen sang! Und wie lange muss ich nun wieder warten, bis ich so etwas erleben kann? Na, hoffentlich fällt dieses Jahr die Entscheidung. Herrlich wird das sein, wenn ich wieder zu Hause bin und ich dort studieren kann! Man kann sich gar nicht mehr richtig vorstellen, dass solch eine schöne Zeit wiederkommt, aber einmal wird ja auch dieser Krieg sein Ende gefunden haben. Nun sende ich Dir ganz liebe und herzliche Grüsse und Küsse.

Dein Hermann

14.05.1944

Liebe Mutter,

beim Haufen gelandet, musste ich natürlich gleich in einen Panzer einsteigen. Die Schwadron liegt seit einiger Zeit in Ruhe sehr idyllisch in einem Obstgarten. Die Bilder werden ja nun fertig sein. Ich habe gehört, dass Päckchensperre ist. Wenn Du sie noch nicht losgeschickt hast, so behalte sie noch daheim, ich lasse sie dann durch einen Urlauber mitbringen. Jetzt ist natürlich Urlaub offen und es wird fleissig in Urlaub gefahren. Ja, diese Sorge habe ich ja nun nicht mehr. Es kann nur recht sein, desto eher komme ich wieder dran. Anbei Luftpostmarken.

Dass mein Gepäck wieder mal verloren ging, schrieb ich auf den Umschlag von Brief neun. Duplizität! Der Wagen, auf dem das Gepäck verladen war, konnte nicht mehr über den Dnjestr gebracht werden, da die Brücken kaputt waren. So blieb er stehen, entweder haben nun die Russen das Gepäck kassiert, oder er ist den Dnjestr hinab ins Schwarze Meer geschwommen. Dabei sind auch meine ganzen Bürsten verloren gegangen. Gestern kochte ich mein schwarzes Hemd; beim auswringen habe ich es dann ganz kaputtgerissen, aber dass ist nicht so schlimm. Ich bin doch froh, meine ganze Wäsche mitgenommen zu haben,

so ging nur eine Unterhose verloren. Es gibt nämlich gar nichts mehr, besonders solch lebensnotwendige Sachen, wie Kochgeschirr und Feldflasche.
Für heute will ich schliessen.
Herzliche Grüsse und Küsse.

Dein Hermann

Rumänien, 12.06.1944

Liebe Mutter,
eben bekam ich Deinen lieben Brief vom 4. Juni, herzlichen Dank. Da steht ja mal eigentlich nur erfreuliches drin; aber es wäre doch auch ganz gut, wenn Du Deine Briefe nummerieren würdest, da hat man dann eine gute Kontrolle. Ich liege noch in der Werkstatt, neue Motoren kommen erst von Deutschland, allerdings mit der JU, da geht es ja auch schnell. Versäumen tu ich nichts, die Abteilung ist nicht eingesetzt. Ganz prima Wetter ist's, ich bin auch schön braun geworden, sogar leichter Sonnenbrand auf dem Rücken. Dieses Mal echte Bräune, nicht was ich vorher hatte: Die abwaschbare Russlandbräune. Wir liegen in einem Laubwald – nach dem Bombardement von Jassy zog die Werkstatt gleich los –. Am nächsten Tag nach dem Bombardement kamen die Engländer gleich nochmal. Jassy ist nun ziemlich zugerichtet. Da fällt mir ein, dass ich von dort gar nicht weitererzählt habe: Also an dem Tag fuhren wir wieder nach vorne, sahen uns die Christbäume von Ferne an und fielen am nächsten Morgen gleich aus. Der gute Motor hatte «die Fühler zur Wanne rausgestreckt», wie man so schön sagt, wenn er nicht mehr tut. Wir machen bei schlechter Werkstattverpflegung (da hat nämlich jeder Haufen einen anderen Verpflegungssatz) rein gar nichts, d.h. heute haben wir in einer halben Stunde Entfernung einen Teich entdeckt. Da kann man ganz prima schwimmen, so was ist natürlich viel wert. Alle im Adam und die vorbeigehenden rumänischen Bauersfrauen hielten sich ihr Kopftuch vors Gesicht, um ja nichts zu sehen! Jetzt würde ich auch gerne Tennis spielen mit meinem Crack-Schläger, (nun ist die Invasion ja da), vielleicht können wir nächstes Jahr (!) mal wieder anständig auf dem M-Platz bollern. Alf schrieb mir auch, er hat genauso tolle Sehnsucht danach, wie ich. Didici schrieb auch von schwer eisenhaltiger Luft, überall Rabatz! Didici ist Unteroffizier geworden und hat sein Gepäck verloren, läuft nur noch mit Brotbeutel rum. Überall dasselbe.
Herzliche Grüsse und Küsse.

Dein Hermann

Mauer-Stilting den 9. VIII. 44

liebe Mutter!

Das hat anscheinend nicht geklappt, mit dem Telegraphieren, am Samstag wurde ich hier eingeliefert und Telegraphierte gleich und Du solltest mich anrufen, von hier aus, kann ich netzlich nicht telephonieren; ich hatte da schon Krach mit den Schreibstudenbeuten ich will Dir nur erzählen wie das ausgegangen ist, nachdem ich wieder eingestiegen war und zwei Tage Zugriff gefahrt hatte, griffen wir in den Morgenstunden des 7. VIII. von Dorf an (bei Mies auf der zweitem Tebica an) wir waren bloß noch ein Handvoll Preuser, meine Schwadron war mit 2 Stück beteiligt zuerst ging alles glatt und wir wirkten ganz ausnehmend unter der russischen Infanterie. Plötzlich bekamen wir einen packtreffler in den Turm meine Faher setzte gleich wild kampfes zuerst nach 10 m hatten wir noch zwei Treffer in den Turm, ich versuchte mich auszubringen; aber da sich meine Luke verkaltemt hat kann ich die nicht raus und hinter mir braunte der Preuser Lichterle, ich probierte mich den Ausschluß zu einer Turmluke auszustiegen, in Sekundenschnelle war ich an der Luke um raus zurückommen mich hing ich aber noch an der Kopfstückerstripppe, ich sprang im Hocht-sprung heraus und riss so die Stripppe ab zuerst etwas Kopflos rapppte ich etwa 20 m weg dann schaute ich mich um

und rief nach den Kameraden der Panzer
braunte gar nicht so stark und ich ging
noch mal zurück, die Kameraden waren
aber schon alle weg mir mein Kommandant
hatte beide Beine verloren und war tot,
ich suchte nun meine Brille welche ich
beim Herabspringen verloren hatte, ich
fand aber bloß noch meine Mütze übrigens
braunten nebenan zwei weitere Panzer
lichterloh nun fing ich an zurück
zu raffen ich hatte zwar Brandwunden
an den Händen Unterarm und Gesicht, aber
die Schmerzen waren nicht so stark, nach
etwa 1 km hatte ich so genug, doch ich
aufstand aufrecht und lief bald traf
ich auf die deutsche Infanteriespitze die
mich verband, ich lief dann weiter und
würde etwas später von unserem Arzt Panzer
aufgenommen der mich sofort zum Haupt-
verbandplatz führt dort traf ich die Kame-
raden wieder, von der anderen Besatzung
hatten alle Brandwunden am Gesicht
und Händen während von meiner Besatzung
lediglich der Fahrer einige Splitter im Unter-
arm hatte, bei uns ging der Treffer in den
Turm während bei dem Panzer der Benzol-
dramke traf wir wurden nun mit Brand-
kompressen verbunden, wo Blasen aufge-
schnitten und bekommen Tetanus spritze
dann wurden wir mit einem Lauker 65 km
weiter nach Tornow gebracht dort gewaschen
dann ins Bett gelegt in der Nacht wurden wir
in einen schneidigen Lazarettzug gebracht

und 2 Tage später waren wir im Mauer-
Ordnung. Arzt und Schwestern geben sich zwar
große Mühe aber das Lazarett am und für
sich ist nicht ganz das richtige ich frage
schon den Arzt ob ich nach Freiburg verlegt
werden könnte. Er meinte ja aber wenn ich
erst Marschfähig wäre trotzdem soll Mann
mal deswegen Professor Sabilling fragen -
mein Befinden geht soweit, mir habe ich
oxidweisse tolle Schmerzen in den Armen im
Gesicht bin ich nicht oxidseht verbrannt,
es war auch gut, dass ich eine Brille
auf gehabt so habe ich bloß Negerlippen,
gegen die Schmerzen esse ich Anti in Masse
und bekomme jeden Abend 5 cm Kovalgin
aber der Schmerz dieser Spritze steht in gar kein
Verhältnis zu ihrer Wirkung, mir habe ich einige
Bittern gehe mal zu Koch und frage wegen einer
Brille, da bei mir mir rechtliches Gebäck verbraucht
ist braue ich oxidseht ein neues Waschezeug (Rasier-
gerät, Zahnbürste Seife Shampoo und Schampoo)
wenn die Pakete fertig sind, schicke sie bitte, da
ich meinen Foto. um den Hals und die Uhr um
hätte so habe ich wenigstens das gerettet. Ge-
legentlich soll Manzi auch nach Lisha Filme schen-
ken schicke bitte meine geschliffene Sonnenbrille
es wird natürlich einpaar Wochen dauern bis
ich wieder oxidseht bin aber das weißt Du ja
selbst der Arzt hier hat uns großzügig die Auf-
stellung des Krankenzettes selbst überlassen, an-
ständigen Bolmenkaffee bekommen wir auch die
Schwestern sind natürlich sehr geplatzt, da wir

mit unseren Händen nichts machen können
und niemand irgend Ursache haben für
Heute (wilt) viel beschäde

Lyette und Kithie auch aus Mainz

Dein Hermann

30.08.1944

Liebe Mutter, schneller als ich dachte werde ich nun entlassen. Gestern war Chefvisite (die KV-Maschine rollt!) und da wurde so ziemlich alles entlassen was irgendwie krauchen konnte. So bin ich nun Ende dieser Woche dran. Wenn ich nämlich nicht entlassen werden würde, würde ich keinen Urlaub bekommen und vierzehn Tage Urlaub sind mir dann doch lieber, auch wenn es noch so hübsch hier ist. Meine Hand ist natürlich noch nicht gut, schwach bin ich auch noch, aber Deutschland braucht halt Soldaten; «Den Verwundeten die beste Pflege!». Eine Schande wie man heutzutage behandelt wird. Viele herzliche Grüsse und Küsse und auf ein baldiges Wiedersehen.

Dein Hermann

Zinten, 25.09.1944

Liebe Mutter,
nun bin ich in diesem sturen Zinten gelandet. Zum Arzt gehe ich erst morgen, mal sehen was er sagt. In Cottbus beim Roten Kreuz habe ich mir einen anständigen Schnupfen geholt. Maudi soll doch mal schauen, ob es noch Nasentropfen gibt. Hier ist natürlich alles furchtbar stur, wie das ganze Land mit seinen Bewohnern. Als Unteroffizier geht es ja noch einigermaßen, beim Mittagessen im Uffz-Kasino wird man bedient. Wie gerne wäre ich in Sagan geblieben, aber wir sind eben bei «Preussens». Dass die Fahrt wunderbar geklappt hat, schrieb ich ja bereits. In Königsberg war ich einen Tag. Es ist hier alles kaputt, da stehen in manchen Häuserzügen nur noch die Front, sonst alles zerstört. Kein Haus ganz, überall riesige Steinhaufen, da ist es doch ganz gut, wenn Du weiterhin Stammgast in Deinem Bunker bleibst. Ich will den Brief einem Urlauber mitgehen, vielleicht geht es etwas schneller. Schreib mal wie es in Freiburg aussieht, ich habe gehört linksrheinisch soll alles evakuiert werden.

Für heute herzliche Grüsse und Küsse.

Dein Hermann

Zinten, 15.12.1944

Liebe Mutter,
meine Untersuchung hat zwar noch nicht stattgefunden, es muss aber in den nächsten Tagen passieren. Ein Unteroffizier von meiner Stube, der ein Auge verloren hat und die Augenhöhlen eitern zudem immer noch, war neulich in Königsberg bei der hohen Kommission und das Ergebnis: KV! Also ich war platt. Für solche Leute ist doch nun die Gefahr, das andere Auge auch noch zu verlieren enorm gross. Nun nähert sich das Weihnachtsfest mit Riesenschritten, aber es fehlt ja heutzutage jede Stimmung dazu. Bei mir ist es ja das fünfte Weihnachten bei Preussens. Man munkelt sehr von Weihnachtsurlaub, aber so ein paar Tage nützen mir ja doch nichts, bei meiner Weltreise bis Freiburg. Ich weiss ja nicht wo ihr jetzt steckt, ich wünsche mir nur Post von Dir zu haben, man ist doch so anspruchslos geworden. Dir und Maudi wünsche ich ein Fest, das Wort ist eigentlich falsch, also ein Weihnachten in Ruhe verbringen zu können. Dass die Flieger mal nicht kommen ist ja wohl die Hauptsache heute. Früher hatte man Kummer, wenn kein Schnee lag!

Seit gestern ist es abscheulich kalt. Da pfeift bei einem kristallklarem Wetter der kalte ostpreussische Wind. So habe ich es heute für nötig empfunden noch einen Pullover anzuziehen. Aber sonst ist zwischen Königsberg und Allenstein eine paradiesische Ruhe. Ich wünsche Euch nochmal ein einigermaßen frohes Weihnachtsfest und Grüsse und Küsse Dich und Mausi allerherzlichst.

Dein Hermann

Zinten, 28.12.1944

Liebe Mutter,

die Zeit vergeht ja so schnell, bald haben wir Silvester. Ich hoffe, dass Dir da oben Ruhe habt und so ruhig ins Neue Jahr kommt. Dir werdet ja schlafend in das Jahr 1945 gehen, das ist aber vielleicht auch das Beste. Für das kommende Jahr wünsche ich Dir und Mausi alles Liebe und Gute. Hoffen wir, dass wir nun endlich den heiss ersehnten Frieden erhalten mögen. Man kann es sich schon gar nicht mehr vorstellen, dass man wieder einmal gemütlich zusammensitzt, ohne das ängstliche Horchen auf Flieger und ähnliches. Also ein glückliches Jahr 1945.

Viele liebe Grüsse und Küsse.

Dein Hermann

Zinten, 14.01.1945

Liebe Mutter,

es ist ja nun eine recht lange Zeit vergangen seit Deinem letzten Brief. Heute bekam ich Deine hundert RM vom Dezember, die Post geht ja wirklich sehr lange. Ich danke Dir sehr für das Geld. Neue Urlaubsbestimmungen sind rausgekommen, danach bekommt man nur Urlaub, wenn sechs Monate zwischen dem letzten Urlaub liegen und mein Genesungsurlaub war doch erst im September, von dem Sonderurlaub gar nicht zu reden. Man soll sich eben nicht so voreilig auf etwas freuen. – Na, vielleicht klappt es doch noch. Es wäre ja zu schön in Sonne und Schnee. Was war das bloss schön letzten März, im Urlaub Ski fahren auf dem Feldberg. Die Ruhe damals noch. Eben ist auch Alarmzustand in der Kaserne, man weiss da auch nicht, ob Spass oder Ernst. Etwas muss doch immer sein, bloss, dass man keine Ruhe hat – anbei ein Hefemittel, vielleicht kannst Du es gebrauchen. Leider ist die Haltezeit beschränkt. Sonst gibt es nichts neues «nihil nisi male». Ich hoffe, dass ich bald Post von Dir bekomme.

Viele herzliche Grüsse und Küsse.

Dein Hermann

Zinten, 15.01.1945

Liebe Mutter,

heute wollte ich einen Brief an Dich als Einschreiben schicken, aber diese Briefe muss man geöffnet vorzeigen. Man darf da nur noch Urkunden etc. schicken. Unsere Einsatzkompanie rückt heute ab, man erwartet doch allerhand vom Russen. Na, hoffentlich wird er aufgehalten. Ich habe jedenfalls keine Lust, mit der Panzerfaust hinter der Kasernenmauer, Zinten zu verteidigen. Heute bin ich mal ein bisserl früher nach Hause gefahren,

um mir in unserem Truppenkino den Farbfilm 'Opfergang' anzusehen. Unsere Abteilung hat nämlich sehr gute Filmbeziehungen nach Berlin, da kommen nur die allerneuesten Filme her. Sonst habe ich in Königsberg noch etliche Filme gesehen, teils mehr teils weniger, aber keiner hat mich gereut reinzugehen. 'Der Engel mit dem Seidenspiel', dann sehr gut 'Ein Blick zurück' mit Rudolf Forster und 'Die schwarze Robe' und den tollen Farbfilm 'Die Frau meiner Träume' mit Marika Röck. So, nun ist genug gefilmt, für heute will ich schliessen.

Viele herzliche Grüsse und Küsse

Dein Hermann

Zinten, 27.01.1945

Meine liebe Mutter,

die Lage ist ja nun von Tag zu Tag ernster geworden, der Ring wird immer enger –. Heute meldete der Wehrmachtsbericht Strassenkämpfe in Elbing, damit ist also der Ring geschlossen, ich sitze in Zinten mittendrin. Die 24. Panzerdivision ist hier auch eingesetzt, es ist also ein einziger Trost, wenn ich früher KV geworden wäre, wäre ich doch auch in diesem Kessel. Ich hatte bisher noch Glück, die ganze Abteilung ist ausgerückt, nur die Krüppel und Prothesenträger sind noch da. Neulich war ein Sieben, da wurden die weniger Beschädigten rausgezogen, wenn so was nochmal passiert, dann bin ich ja auch mit dabei. Und dann fällt uns die Aufgabe zu, die Kaserne zu verteidigen, da weiss man nicht von wo der Iwan kommen wird. Ein hoher Stab liegt noch hier, dass ist ja noch ein kleiner Trost, denn wo diese Herren mit ihren Blitzfrauen sitzen, ist doch immer hinten – ob ich nochmal rauskommen werde aus diesem Kessel? Ich weiss ja gar nicht, ob dieser Brief ankommt. Wer weiss, was uns noch alles Schweres bevorstehen wird und ob man sich noch einmal wiedersieht. Ich habe vorhin meine Photos angeschaut, ich hatte doch eine schöne Jugend und bin Dir so dankbar dafür. Was waren das alles für herrliche Tage auf dem Feldberg oder 'Schau-ins-Land', Skilaufen, oder auf dem Tennisplatz. War das bloss schön. Auch beim Militär waren schöne Tage dabei, bei den Heeres-Skimeisterschaften auf dem Feldberg oder in Sagan auf dem Tennisplatz, im schönen Napoli oder in der gesegneten Normandie, Rouen, Lisieux, Paris, Pisa, Livorno, Viareggio war nicht schlecht. Und nun sitzt man hier, wartet und hat das Fluchtgepäck gepackt. Und wenn man schon die Nase fünf Minuten raushält, glaubt man sich irgendetwas abzutreten. Die Verpflegung ist nun ausgezeichnet, Fleisch, Butter, Schnaps, Schokolade – aber das ist ja immer ein faules Zeichen. Für Dich werden diese Stunden und Tage sehr schwer sein, ich selbst bin ja auch noch jung und da kommt man über alles etwas leichter hinweg. Manche Unteroffiziere und Feldwebel haben ihre Frauen und Kinder hier. Teilweise waren diese schon unterwegs nach Westen, aber vor Elbing mussten die Omnibusse wieder umkehren, bzw. blieben liegen. Und hier zittern die Scheiben, denn das Ari-Feuer ist schon sehr nahe und rollt den ganzen Tag. Am Sonntag früh war ich übrigens noch in Allenstein, es war sehr ruhig noch und am Abend war bereits der Russe drin. Angeblich mit sieben Panzern genommen! Hoffentlich bekommst Du den Brief. Nun will ich schliessen.

Mit lieben Grüssen und innigen Küssen an Dich und Mausli.

Dein Sohn Hermann

Heiligenbeil, 06.02.1945

Liebe Mutter,

Die AV-Leute (Krüppel) werden nun nach Deutschland abmarschieren. Und ich muss heute nochmal zum Arzt, da werde ich wohl KV werden und dann hier in den Einsatz kommen. Das schlechte bei der Sache ist, dass wir dann als Infanteristen in den Einsatz müssen. Na, ich werde mich schon durchhauen.

Für heute viele liebe Grüsse und Küsse.

Dein Hermann

Neuruppin, 20.02.1945

Liebe Mutter,

ich habe auf der Fahrt hierher jede Möglichkeit genutzt, Briefe zu schreiben, trotzdem glaube ich, dass es recht lange gedauert hat, bis die Post angekommen ist. Vorausgesetzt, dass sie überhaupt ankommt. Auch von Heiligenbeil sollte Post mit dem Flugzeug nach Berlin mitgenommen werden, aber bei den Berliner Kameraden ist die Post nicht angekommen. Ich will Dir nun ein wenig über meine Reise erzählen. Am ersten Februar wurden wir nach Heiligenbeil gefahren und warteten dort, was mit uns geschehen würde. Nach sechs Tagen mussten wir alle zum Arzt zur Untersuchung, ob wir nicht einsatzfähig sind. Bei mir erzählte ich Verbrennungen, Herzfehler und Sehkraft eingebüsst. Nach Abhorchen gab wohl der Herzfehler den Ausschlag, ich wurde nichteinsatzfähig geschrieben. Ich muss dazwischenfügen, vorher in Zinten war schon eine Untersuchung, da hatte ich aber gerade Wache und kam auch so – eigentlich unerklärlich dieses Vergessen – um die Untersuchung rum. Und am siebten begann dann unsere beschwerliche Flucht bis Leisunnen Haff. Bis dort wurde das Gepäck verladen. Wir mussten aber laufen und dann begann der Marsch über das Eis, ständig bis zu den Knöcheln im Wasser. Nach sieben Kilometer Marsch über das Eis, war ich bis über die Knie restlos nass, dazu regnete es in Strömen und ich marschierte immer mit dem schweren Gepäck auf dem Rücken. Da waren ein paar Beutewäschestücke drin. Schade, dass man keine Pakete schicken kann. Zwischendurch lag der Tornister im Wasser. Dann bin ich, von Heiligenbeil gerechnet, in vier Tagen nach Danzig gelaufen –. Die ganze Nehrung entlang marschiert, nur am Schluss ein Stückchen gefahren. Das waren annähernd hundert Kilometer. Eine beachtliche Leistung mit meinem unverschämt schweren Gepäck. Zwischen Tausenden von Flüchtlingskolonnen und Trecks hindurch. Was da die ostpreussische Bevölkerung durchgemacht hat ist unbeschreiblich und beispiellos. Die Frauen bekamen Frühgeburten auf dem Eis, alte Leute lagen tot am Strassenrand, manchmal sind sieben, acht Trecks im Eis eingebrochen und untergegangen. Als wir dann in Danzig waren, hatten wir den schwierigsten Teil geschafft, jetzt musste ich noch aus dem zweiten Kessel rauskommen. Nach viertägigem Warten bekamen wir Güterwagen, wurden an einen Lazarettzug angehängt und so nach Neuruppin verfrachtet. Aber es ist nicht sicher, ob wir hierbleiben. Hoffentlich machen wir Zintener wieder einen Haufen für uns auf, hier ist es nämlich wenig schön. KV, Arzt, etc... Etwas Besseres kommt sowieso nicht nach, die Zintener Kurierzeit ist jetzt auch vorbei. Hoffentlich müssen wir hier nicht zum Arzt. Es sind ja so viele Klippen, die immerzu überwunden

werden müssen. Morgen schon kann man an der Front sein, dann weiss man doch nicht was kommt.

Nun sei herzlich gegrüsst und geküsst, auch an Mausli.
Von Deinem Hermann

Quellen- und Literaturverzeichnis

- Bacque, J. Der geplante Tod. Deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen und französischen Lagern 1945 - 1946. Frankfurt a.M. - Berlin 1993
- Bamm P. Eines Menschen Zeit, Zürich 1972
- Bartov, O. Hitlers Wehrmacht, Hamburg 1995
- Bauer, E. Der Panzerkrieg, Band 2, Bonn 1965
- Benn, G. Briefe an Ellinor Büller, 1930 - 1937, Stuttgart 1992
- Benz, W. Zwischen Hitler und Adenauer, Frankfurt a. M. 1991
- Berliner Lokalanzeiger 19.02.1943
- Boberach, H. Jugend unter Hitler, Düsseldorf 1982
- Böttger A. Mit der Kamera dabei, KIT 2/90
- Böttger A. und Heitzer Th. Die Uniformen mit der goldgelben Waffenfarbe – Internationales Militaria-Magazin September 2001
- Dahms, H. G. Der 2. Weltkrieg, München - Berlin 1989
- Der springende Reiter, Hannover 1994
- Der springende Reiter, Hannover 1996
- Faller, H. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.09.1991
- Fest, J. C. Hitler, Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1973
- Filbinger, H. Die geschmähte Generation, München 1987
- Fraschka, G. Mit Schwertern und Brillanten, München 1994
- Goethe, J. W. Campagne in Frankreich, Frankfurt a.M. und Leipzig 1994
- Götz, H. H. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.09.1991
- Hauschild, R. Der springende Reiter, Groß-Umstadt 1984
- Hauschild, R. Flammendes Haff, München 1986
- Hinze, R. Rückzugskämpfe in der Ukraine 1943/44, Meerbusch 1991
- Hinze, R. Mit dem Mut der Verzweiflung, Meerbusch 1993
- Hochhuth, R. Eine Liebe in Deutschland, Hamburg 1978
- Jodl, L. Jenseits des Endes, München - Wien 1987
- Keitel, W. Erinnerungen, Briefe, Dokumente des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht, Schnellbach 1998
- Kershaw, I. Hitler, Stuttgart 1998
- Klüger, R. Weiter leben, Göttingen 1993
- Koschorrek, G. Vergiß die Zeit der Dornen nicht, Mainz 1998
- Kraus, O./
- Kulka, E. Die Todesfabrik, Berlin 1991
- Lehmann, R. Die Leibstandarte, Band 3, Osnabrück 1982
- Magenheimer, H. Abwehrschlacht an der Weichsel 1945, Freiburg i.Br. 1986

- Maser, W. Friedrich Ebert, Frankfurt a.M. - Berlin 1990
- Naumann, G. Lauscher bei Florian, Leoni am Starnberger See 1993
- Niederschlesische Allgemeine Volkszeitung (Sagner Wochenblatt) 15.02.1942
- Oberkommando der Wehrmacht, Soldatenbriefe zur Berufsförderung, 1942
- Oberkommando der Wehrmacht, Tornisterschrift, 1942
- Page, H. P. General Friedrich Olbricht, Bonn - Berlin 1992
- Poepfel, H./
Prinz v.Preußen,
W.K./ v.Hase
K. G. (Hrsg.) Die Soldaten der Wehrmacht, München 1998
- Proske, R Wider den Mißbrauch der Geschichte deutscher Soldaten zu politischen Zwecken, Mainz, 1996
- Przybylski, P. Täter neben Hitler, Wiesbaden 1990
- Rinke, H. Unser Regiment im Bild, Groß-Umstadt 1990
- Ritter, G. Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1984
- Schadewaldt, H. Von der Medizinischen Akademie zur Universität Düsseldorf, Festschrift, Berlin 1973
- Scheurig, B. Alfred Jodl, Berlin, Frankfurt a.M. 1991
- v.Senger und Etterlin, F. M. Die 24. Panzerdivision, Friedberg/H. 1986
- Stahlberg, A. Die verdammte Pflicht, Frankfurt a.M., Berlin 1990
- Sturm und Drang Nr. 4, Tokio 1992
- Vollnhals, C. Entnazifizierung, München 1991
- Warlimont, W. Im Hauptquartier der Deutschen Wehrmacht 1939-1945, Band 1 und 2, Augsburg 1990
- Weidemann, G.-A. Unser Regiment, Groß-Umstadt 1984
- Wette, W. Die Legende von der sauberen Wehrmacht. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.04.1995
- Williamson, G. Die SS, Klagenfurt 1998
- Winters, J. P. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 5.10.1991